



Die neue Stadt

Albstadt wird in diesem Jahr 40 Jahre alt – Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Nun ist es schon vierzig Jahre her, dass die neue Stadt Albstadt das Licht der Welt erblickte, nämlich am 1. Januar 1975.

Wie kam es dazu?

Die neue Stadt war ein Resultat der Gemeindeform des Landes Baden-Württemberg, auf deren Notwendigkeit Ministerpräsident Hans Filbinger in seiner Regierungserklärung am 19. Januar 1967 erstmals hinwies. Sie beruht auf der simplen Binsenweisheit, dass größere Einheiten mehr leisten können als kleine. Deshalb sollten zunächst die Landkreise, dann die Gemeinden im Bedarfsfall zusammengelegt und damit vergrößert werden. Als Ergebnis dieser Bemühungen wurde die Zahl der Land- und Stadtkreise von 72 auf 44 verringert und die Zahl der Gemeinden von 3375 auf 1107¹⁾. Als ersten konkreten Schritt bildete der damalige Innenminister Walter Krause im November 1967 eine „Kommission für Fragen der kommunalen Verwaltungsreform“. In dieses Gremium wurde auch der Ebinger Oberbürgermeister Dr. Hans Hoss berufen, der den Ablauf der Dinge somit aus nächster Nähe verfolgen konnte. Zum Anlass des 25-jährigen Gründungsjubiläums brachte er den Hergang der Albstadt-Stadtwerdung aufs Papier und konnte sich hierfür auf seine privaten Unterlagen stützen²⁾. Auf diesem Text fußt die nachstehende Darlegung³⁾.

Dr. Hoss war klar, dass er bei diesem Thema vor allem bei den kleineren Gemeinden Gefahr lief, an lokalpatriotische Empfindlichkeiten zu rühren. Deshalb musste er in erster Linie auf das Atmosphärische achten, das heißt: Seinen Gesprächspartnern wollte er als Gleichrangiger, als Bürgermeisterkollege begegnen. Das Wort „Augenhöhe“ hatte sich damals noch nicht eingebürgert, aber genau das war gefragt. Für ganz wichtig hielt Hoss auch die Wahl des Gesprächsorts: Er musste es tunlichst vermeiden, einen dieser Bürgermeister zu sich auf das Rathaus nach Ebingen zu bitten, sondern er hatte genau gegenteilig vorzugehen: den Bürgermeister-Kollegen in dessen Rathaus aufzusuchen. Als Bittsteller gewissermaßen⁴⁾.

Dr. Hoss war lange genug Oberbürgermeister in Ebingen gewesen, um die schwelenden Animositäten zwischen Tailfingen und Ebingen richtig einzuschätzen. Aufgrund der wirtschaftlichen Bedeutung und der äußerst günstigen finanziellen Lage ihrer Heimatstadt fühlten sich die Tailfinger den Ebingern durchaus ebenbürtig, was die Ebinger jedoch häufig mit ironischer Herablassung quittierten. Das bekamen beispielsweise die jungen Tailfinger schmerzlich zu spüren, die in Ebingen an der Tanzstunde teilnahmen. Die jungen Ebingerinnen zeigten sich da von einer wenig sympathischen Seite, denn es kursierte der Spruch „besser gar kein Finger, als ein Tailfinger“.

Für Dr. Hoss folgte daraus: Mit den Tailfingern besonders behutsam umgehen. Keineswegs durfte der Eindruck entstehen, die Stadt Ebingen wolle sich das kleinere Tailfingen so mir nichts dir nichts einverleiben. Deshalb intensivierte er den Kontakt zu seinem Tailfinger Kollegen Horst Kiesecker. Gemeinsam gingen sie die Aufgabe „Gemeindereform“ an und entwickelten miteinander eine Zielvorstellung: Um jeden Gedanken an eine Dominanz Ebingens fernzuhalten, sollte die neue Stadt auch einen neuen Namen erhalten. Aus demselben Grund sollte die neue Stadt zwei Ortskerne haben, nämlich den von Tailfingen und den von Ebingen. Die übrigen Gemeinden sollten als Ortsteile mit eigenen Ortschaftsräten und einem eigenen



Der ehemalige Tailfinger Bürgermeister Horst Kiesecker (SPD) und der ehemalige Ebinger Bürgermeister Dr. Hans Hoss (CDU).

Fotos: Stadtarchiv Albstadt

Ortsvorsteher durchaus weiter bestehen. Weiterhin sollte sicher gestellt werden, dass die Vereine in den Ortsteilen als Träger des kulturellen Lebens vor Ort gefördert werden, denn die kulturelle Eigenständigkeit sollte nicht nur erhalten, sondern weiter entwickelt werden⁵⁾.

Margrethausen

Mit diesem Ziel vor Augen besuchte Dr. Hoss im Frühjahr 1970 seinen Kollegen in Margrethausen, um mit ihm die politische Lage im oberen Eyachtal zu erörtern und angelegentlich behutsam auf sein eigentliches Thema zuzusteuern. Das Wort „eingemeinden“ wird er tunlichst vermieden haben, wo „zusammengehen“ doch viel besser klingt. Dr. Hoss konnte mit einer ganzen Reihe von Trümpfen aufwarten: Die gesamte Palette der gemeindlichen Infrastruktur war da zu nennen, vom Straßenbau über Schule und Kindergarten bis zu Sporteinrichtungen und Ortsbild, überall konnte der finanzkräftige Partner in spe unter die Arme greifen. Der Bürgermeister von Margrethausen wird aufmerksam zugehört haben, und im Laufe des Jahres 1970 machten sich Gemeinderat und Bürgerschaft der Eyachtal-Gemeinde mit solchen Gedanken vertraut. Die Dinge schienen sich im Sinne des Ebinger OB zu entwickeln, denn im November wurde er nach Margrethausen eingeladen, um der Bürgerschaft die Sache aus seiner Sicht darzulegen. Bei der anschließenden Diskussion machte sich „vorsichtiges Wohlwollen“ bemerkbar⁶⁾.

Nun konnte Dr. Hoss konkret werden und zur Tat schreiten: Eine Verhandlungskommission wurde gebildet, welche die Einzelheiten eines Eingliederungsvertrags besprach. Um den Gemeinderäten weitere Informationen zu geben, wurden sie im Juni 1971 zu einer Fahrt nach Schwäbisch Gmünd eingeladen. Diese Stadt hatte in den Jahren zuvor eine Reihe von Eingemeindungen erfolgreich durchgeführt. Neben den Margrethausener Gemeinderäten nahmen auch die von

Ebingen und Lautlingen teil. Als weiterer Schritt folgte im September 1971 eine Bürgerversammlung in Margrethausen, in welcher der Entwurf eines Eingliederungsvertrags vorgestellt wurde. Die Diskussion dauerte bis tief in die Nacht, wie sich Dr. Hoss später erinnerte. Einige der von Margrethausener Bürgern vorgebrachten Änderungen wurden in der Folge eingearbeitet. Am 3. Oktober 1971 folgte dann ein bedeutender Schritt: die Bürgeranhörung. 72 Prozent der Stimmberechtigten nahmen teil; von diesen sprachen sich 272 für und 181 gegen die Eingliederung aus. Dr. Hoss hatte gewonnen.

Doch er hatte sich zu früh gefreut: Die Gerüchteküche drohte, ihm einen Strich durch die Rechnung zu machen. Es kam nämlich das Gerücht auf, dem Lautlinger Bürgermeister Forcher sei bei den dortigen Eingliederungsverhandlungen eine Beigeordnetenstelle auf dem Ebinger Rathaus in Aussicht gestellt worden. Das sahen die Margrethausener natürlich als krasse Benachteiligung; die Unterzeichnung des Eingliederungsvertrags stand auf dem Spiel. Vor dem erneut einberufenen Margrethausener Gemeinderat stellte Dr. Hoss klar, dass die Lautlinger Eingliederungsfrage auf gar keinen Fall mit der Weiterbeschäftigung von Bürgermeister Forcher verbunden werden dürfe. Diese Angelegenheit sei ausschließlich Sache des Ebinger Gemeinderats, dem in Zukunft zwei Räte von Margrethausen angehören würden. Dr. Hoss gelang es, seinen Standpunkt glaubhaft zu machen. Der Margrethausener Gemeinderat stimmte der Eingliederung zu und der Vertrag wurde am 25. November 1971 unterschrieben.

Lautlingen

In Lautlingen verliefen die Dinge formal ganz ähnlich wie in Margrethausen, nur dass es zu gewissen Irritationen kam, als der Lautlinger Bürgermeister sich auf die Stelle des Beigeordneten in Ebingen bewarb.

Forcher unterlag dem Ebinger Günther Schmid sehr knapp. Nach Ansicht von Dr. Hoss wirkte sich dies auf die Abstimmung der Lautlinger Bürgerschaft über die Eingliederung aus: Die zunächst durchaus wohlwollende Stimmung kühlte etwas ab. Bei einer Beteiligung von 58% stimmten 354 dafür, aber 300 dagegen. Forchers Problem sollte sich jedoch alsbald lösen: Noch im Frühjahr 1972 wurde er zum Bürgermeister von Bad Waldsee gewählt. So kam denn der Eingliederungsvertrag am 23. März 1972 zur Unterschrift und trat am 1. Mai 1972 in Kraft. Das Ende der Unabhängigkeit war in Lautlingen allerdings von einem Hauch Wehmut begleitet: Ein Lautlinger Bürger hatte bei den Schallfenstern im Kirchturm heimlich mehrere Lautsprecher installiert, und in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai erscholl um Mitternacht das Volkslied „Nun ade du mein lieb Heimatland“⁷⁾.

Laufen

Der Blick des Ebinger Oberbürgermeisters richtete sich nun nach Laufen. Die Vorgänge in Margrethausen und in Lautlingen hatten dort bereits zu einschlägigen Diskussionen geführt, die eine Bürgerversammlung im Juni 1972 nach sich zog. Dort kamen gleich drei Bürgermeister zu Wort, nämlich die von Balingen, von Ebingen und schließlich auch noch der von Frommern. Bei der Diskussion war eine deutlich wahrnehmbare Stimmung für ein Zusammengehen mit Ebingen wahrzunehmen, was die Bürgeranhörung im August bestätigte: Von den 71% der Stimmberechtigten sprachen sich 520 für Ebingen, aber nur 225 für Balingen aus. Ein eindeutiges Ergebnis. Mit der Durchführung ließen sich die Laufener dann etwas Zeit: Die Eingliederung erfolgte erst auf den 1. Mai 1973.

Pfeffingen

Bisher lief alles bestens. Das war nicht so sicher bei der nächsten Gemeinde: Pfeffingen, dem seit 1. Juli 1971 Burgfelden zugeordnet war. Pfeffingen sollte indes nicht nach Ebingen, sondern nach Tailfingen eingemeindet werden. Horst Kiesecker ging äußerst behutsam zu Werke, aber er musste bald erkennen, dass es schwierig werden würde. Und in der Tat: Die Bürgeranhörung im Oktober 1973 ergab, dass etwas weniger als zwei Drittel nicht mit Tailfingen zusammengehen wollten. Für einen solchen Fall hatte der Gesetzgeber in Stuttgart vorgesehen, dass nun der Gemeinderat der betreffenden Kommune abstimmen sollte, und der Pfeffinger Gemeinderat entschied sich mit einer Mehrheit von einer einzigen Stimme für Tailfingen – und diese Stimme war die des Bürgermeisters Manfred Haasis. Zuerst die Bürgerschaft abstimmen lassen, und wenn dieses Ergebnis nicht passt, dann den Gemeinderat zu rekurrieren – das sah nicht besonders demokratisch aus. Was Wunder also, dass sich dagegen in Pfeffingen auf breiter Front massiver Widerstand formierte. Die Pfeffinger sammelten Unterschriften für ein Bürgerbegehren, um den Beschluss des Gemeinderats durch einen Bürgerentscheid zu kippen. Und das gelang dann auch: Bei einer Beteiligung von 60% der Stimmberechtigten sprachen sich 83% gegen eine Fusion mit Tailfingen aus. Dr. Hoss erklärt sich diese eindeutige Entscheidung der Pfeffinger damit, dass man an der Eyach der festen Ansicht war, die Gemeinde reform unbeschadet als eigenständige Gemeinde überstehen zu können. Außerdem habe der Redakteur der Tailfinger Schmiecha-Zeitung durch seine übertriebene Werbung für die neue Stadt eher das Gegenteil erreicht.

In Onstmettingen hatte man das Geschehen aufmerksam verfolgt und sich so seine Gedanken gemacht. Um sich weitere Klarheit zu verschaffen, lud der Onstmettinger Gemeinderat die beiden Bürgermeister von Tailfingen und Ebingen zu einer nichtöffentlichen Sitzung ein, die im Sommer 1971 im Zollersteighof stattfand. Bei der lebhaften Aussprache wurde Hoss und Kiesecker schnell klar, dass die Mehrheit der Onstmettinger Räte nicht bereit war, auf ihre Selbstständigkeit zu verzichten.

Der Nachbarschaftsausschuss

Eine verfahrenere Situation: Wie sollte man weiter vorgehen? Das Gespann Kiesecker/Hoss war nicht auf den Kopf gefallen und begann, seinen zuvor schon ausge-

klügelten Plan B umzusetzen und gründete den so genannten Nachbarschaftsausschuss. Damit wollten die Zwei die Gespräche über die kommunale Neuordnung unseres Raumes auf eine breitere Grundlage stellen und gleichzeitig auch institutionell zu verankern. Die Verantwortlichen der angesprochenen Gemeinden sollten an einem Tisch offen miteinander über die Zukunftspläne sprechen und damit auch die Gestaltung der Neuordnung selbst in die Hand nehmen, anstatt sich diese von Stuttgart diktieren zu lassen. Der Kreis der zu beteiligenden Gemeinden war bewusst weit gezogen: abgesehen von den Städten Tailfingen und Ebingen handelte es sich um Laufen, Lautlingen, Margrethausen, Pfeffingen mit Burgfelden, Onstmettingen, Bitz, Straßberg mit Kaiseringen, Winterlingen, Harthausen und Benzingen – rein geografisch hatte sich der Kreis in Richtung Süden und Osten ausgedehnt.

Erstmals traf man sich am 8. Februar 1972; alle eingeladenen Gemeinden hatten Vertreter geschickt. Schon zu Beginn äußerten die Bürgermeister von Bitz und Winterlingen ihre Vorbehalte, waren aber trotzdem bereit, im Ausschuss mitzuwirken. Die gemeinsame Arbeit des Ausschusses war geprägt von Besichtigungsfahrten: eine erste ging nach Ebingen, Lautlingen und Laufen, eine zweite nach Tailfingen und Pfeffingen und eine dritte, ganztägige führte nach Onstmettingen, Bitz, Straßberg, Winterlingen, Harthausen und Benzingen. Ziel wird es jeweils gewesen sein, Schwachstellen und wünschenswerte Projekte am konkreten Einzelfall aufzuzeigen und zu erläutern, wie viel leichter solche Dinge in einer größeren Verwaltungseinheit zustande gebracht werden könnten. Schließlich führen die Mitglieder des Ausschusses im Februar 1973 nach Schwäbisch Gmünd, das bereits 1971 in ähnlicher Absicht besucht worden war.

Hoss und Kiesecker setzten gewissermaßen noch ein Sahnehäubchen drauf und luden die Mitglieder des Nachbarschaftsausschusses plus weitere Entscheidungsträger der genannten Gemeinden im Oktober 1973 zu einem Wochenende nach Honau ein. Die Veranstaltung wurde von der Evangelischen Akademie Bad Boll organisiert und wartete mit hochkarätigen Referenten auf: da war Dr. Rainer Heeb vom Stuttgarter Innenministerium, da war Dr. Gerhard Gebauer, Oberbürgermeister von Villingen-Schwenningen, und da waren schließlich Horst Kiesecker und Dr. Hans Hoss. Die Örtlichkeit war geschickt ausgewählt: ein leistungsfähiger Gasthof, der eine freundliche und angenehme Atmosphäre schuf, was auf die Teilnehmer nicht ohne Wirkung blieb, wie Dr. Hoss zu berichten weiß. An den beiden Abenden wurde nicht nur lange diskutiert, sondern man kam sich auch menschlich näher. Mit der gelungenen Mischung aus kompetenter Sachinformation und ansprechender Atmosphäre erreichten die Veranstalter ihr Ziel voll und ganz.

Nachdem man bei den Entscheidungsträgern eine positive Stimmung erzeugen konnte, suchte man nun die Bürgerschaft insgesamt durch mehrere Bürgerversammlungen einzubinden, die in Ebingen, Tailfingen, Onstmettingen, Bitz und Straßberg abgehalten wurden. Kiesecker und Hoss eilten von Ort zu Ort, legten ihre Argumente dar und diskutierten mit den Zuhörern. Es folgten eine Bürgerversammlung sowie eine Bürgerbefragung in Straßberg, durchgeführt am 8. April 1973. Bei beiden Veranstaltungen ging es darum, ob sich die Bürgerschaft von Straßberg mehr nach Winterlingen oder mehr nach Ebingen hingezogen fühlte. Die Abstimmung ergab eine Stimmgleichheit, was das Stuttgarter Innenministerium zugunsten von Winterlingen interpretierte – Dr. Hoss hatte das Nachsehen. Bei den Veranstaltungen in Bitz war das Ergebnis noch eindeutiger: Nur fünf Prozent votierten am 13. Mai 1973 für Ebingen.

Die Zielplanung: Wer soll dazu gehören?

Wie Dr. Hoss erzählte, zehrten all diese Versammlungen an seiner Gesundheit. Er hatte sich aber im Verein mit Horst Kiesecker trotzdem vorgenommen, die Zauderer und Zögerer durch weitere Veranstaltungen doch noch zu überzeugen, aber der Stuttgarter Landtag machte ihnen in diesem Punkt einen Strich durch die Rechnung. Im Juli 1973 legten die baden-württembergischen Abgeordneten mehrheitlich eine Zielplanung vor, was für den hiesigen Raum bedeutete, dass Ebingen, Tailfingen, Onstmettingen und Pfeffingen einen Verwaltungsraum bilden sollten. Der Nachbarschaftsausschuss mit seinem geografisch viel weiter gespannten Rahmen war damit hinfällig geworden.

So traten denn die Gemeinderäte der genannten Kommunen einschließlich der Ortschaftsräte von Laufen, Lautlingen und Margrethausen am 9. Juli 1973 in Tailfingen zusammen. Horst Kiesecker legte den Anwesenden die Konsequenzen dieser Zielplanung dar: Entweder, so argumentierte er, wartet man ab, was der Gesetzgeber tut, oder aber man ergreift selbst die Initiative. Die Teilnehmer entschieden sich ohne viel Diskussion für die zweite Möglichkeit, und augenblicklich machten sie sich daran, unter Anleitung von Kiesecker und Hoss das vorgezeichnete, neue Verwaltungsgebilde organisatorisch vorzubereiten, indem sie verschiedene Ausschüsse schufen, die einen Gründungsvertrag entwerfen sollten. Die Ausschüsse machten sich denn auch alsbald ans Werk, und bereits im Dezember 1973 war der Entwurf fertiggestellt.

Mittlerweile hatte das Stuttgarter Innenministerium einen anderen Entwurf ausgearbeitet, nämlich den eines Schlussgesetzes zur Gemeinderreform. Darin war festgelegt, dass die unter Führung von Hoss und Kiesecker vorgesehene Stadt durch Gesetz zum 1. Januar 1975 gebildet werden, und zuvor noch eine Bürgeranhörung stattfinden sollte, und zwar am 20. Januar 1974. Das aber war den Betroffenen viel zu früh, denn sie hatten sich vorgenommen, mit Hilfe einer Broschüre und durch verschiedene Bürgerversammlungen für die „Neue Stadt“ zu werben, um Vorurteile und Ressentiments abzubauen. Die vorgegebenen drei Wochen hätten da kaum ausgereicht. Deshalb wandten sie sich an das Innenministerium mit der Bitte um Verschiebung dieses Termins. Dieser Bitte wurde denn auch entsprochen: Der neue Termin war der 17. März 1974. Eine ansprechend gestaltete Broschüre wurde flugs erstellt und überall verteilt. Dass all dies unter großem Zeitdruck vonstatten ging, konnte man noch Ende der 1980er Jahre daran erkennen, dass hie und da auf den Ortsämtern einzelne ungeöffnete Pakete mit den druckfrischen Broschüren gefunden wurden. Die Broschüre ist im Stadtarchiv Albstadt vorhanden und kann dort eingesehen werden.

Der Bürgerentscheid vom 14. März 1974 brachte folgendes Ergebnis (in Prozent):

| | Beteiligung | Ja | Nein |
|---------------|-------------|------|------|
| Ebingen | 22,1 | 67,9 | 32,1 |
| Tailfingen | 40,5 | 36,3 | 63,7 |
| Onstmettingen | 62,9 | 13,0 | 87,0 |
| Pfeffingen | 58,8 | 17,0 | 83,0 |

Angesichts des betriebenen Aufwands hätte dieses Ergebnis für Kiesecker und Hoss niederschmetternd sein können. Doch Dr. Hoss als Verwaltungsmann sah dies nicht ganz so negativ: Nach den Paragraphen der Gemeindeordnung von Baden-Württemberg sind Bürgerentscheide ungültig, wenn sich weniger als 50 Prozent der stimmberechtigten Bürger beteiligten. Für solche Fälle sah dieses Regelwerk vor, dass dann der Gemeinderat über den betreffenden Gegenstand abstimmt: Und wirklich, wenige Tage später sprachen sich die Ratsgremien von Tailfingen und Ebingen für eine freiwillige Fusion aus; in Tailfingen geschah dies – wohl gemerkt – mit nur einer einzigen Gegenstimme.

Wie soll die neue Stadt heißen?

Bevor man zur letzten großen Tat schreiten konnte, sprich: die Unterschrift zu setzen unter den Gründungsvertrag, da war noch ein Weiteres zu erledigen: Man musste einen Namen suchen für das neue Gebilde. Kiesecker und Hoss waren sich einig, dass ein Doppelname in der Art von Villingen-Schwenningen nicht infrage kam, denn wie man es auch drehte und wendete, da blieb immer ein Rest der Vorstellung, es habe ein Größerer einen Kleineren gefressen – oder auch deren mehrere.

Dr. Hoss zählte die Kriterien auf, die ein solcher Name erfüllen sollte: Man suchte einen „prägnanten, geografisch richtigen, geschichtlich korrekten, werbewirksamen, integrierenden und möglichst kurzen“ Namen⁸⁾.

Die Bürgerschaft war aufgerufen, Vorschläge zu unterbreiten, und als Folge gingen solche Vorschläge massenweise nicht nur bei der Verwaltung ein, sondern auch bei der Lokalzeitung⁹⁾, wo sie als Leserbriefe veröffentlicht wurden. Bis zum September 1973 waren auf der Geschäftsstelle des Ebinger Rathauses insgesamt 93 Karten und Briefe mit zum Teil mehreren Vorschlägen eingegangen¹⁰⁾, die der Sachbearbeiter in drei

Kategorien einteilte: erstens, Wort- und Buchstaben-zusammensetzungen, zweitens Fantasienamen und drittens landschaftsbezogene Namen. Zur ersten Gruppe gehörten Wortschöpfungen wie „Tailbingen“, „Ebotaingen“, „Tailmettbingen“, bei der zweiten Gruppe betätigten sich vor allem Witzbolde mit Vorschlägen wie „Frankfurt an der Schmiecha“ oder „Berlin II“. Zu nennen wären auch „Erdbebingen“ oder „Zitterstadt“. Bei der dritten Gruppe fanden sich Wörter wie „Zollernstadt“, „Schwabental“, „Schwäbisch Alb“ (man sieht die Anlehnung an Schwäbisch Gmünd), „Schmiechatal“, „Hohenalb“ oder auch „Zollernstolz“. Mit 22 Nennungen am häufigsten vertreten war der spätere Sieger: Albstadt.

Wie sollte man sich bei dieser Fülle von Vorschlägen entscheiden? Die Verwaltung wählte acht Namen aus, die allesamt der landschaftsbezogenen Gruppe angehörten, und schickte sie der Landesarchivdirektion in Stuttgart, die bei solchen Entscheidungen stets ein Wörtchen mitreden wollte. Die Stuttgarter Behörde lehnte alle Vorschläge rundweg ab mit der Begründung, die Landschaftsbezeichnungen würden „viel größere Räume darstellen, als die neue Stadt einnehmen wird“¹¹). Dafür aber kamen drei Gegenvorschläge aus Stuttgart: „Ebingen“ und „Schalksburg“ mit der Begründung, alte, historische Namen seien vorzuziehen, hatte doch die Herrschaft Schalksburg während des Spätmittelalters in unserer Gegend eine große Rolle gespielt. Dieser Name war für Hoss und Kiesecker noch akzeptabel, nicht aber der Vorschlag „Ebingen“, der zeigte, wie wenig sensibel die Stuttgarter Archivbürokraten sein konnten. Mit „Ebingen“ als Bezeichnung für die neue Stadt wären die alten Ängste vor Zurücksetzung und Benachteiligung wieder an die Oberfläche gespült worden und es war damit zu rechnen, dass die ganze mühsame Überzeugungsarbeit mit einem Mal zunichte gemacht worden wäre. Mit ihrem dritten Vorschlag „Hohenalb“ widersprach die Landesarchivdirektion ihrer eigenen Argumentation, denn dies war eindeutig eine Landschaftsbezeichnung.

Als die drei Vorschläge aus Stuttgart an die Öffentlichkeit drangen, gab es so gut wie keine Zustimmung. Als einer der Ersten wehrte sich der Ebingener Heimatforscher Ernst Koch gegen den Vorschlag „Hohenalb“ mit dem Argument, bis auf Burgfelden lägen alle Teile der zukünftigen neuen Stadt in den Tälern von Eyach und Schmiecha. Statt dessen schlug er nun seinerseits „Juratal“ vor¹²), was aber auch nicht gerade auf fruchtbaren Boden fiel. Der Stuttgarter Vorschlag „Schalksburg“ wurde ebenfalls kritisiert: Kaum einer wisse genau, was es mit der Schalksburg auf sich habe, und überhaupt: „ich bin ein Schalksburger“ – wie sich das schon anhört. „Ich bin ein Hohenäbler“, das klinge wie „ich bin ein Hinterwäldler“¹³). Eine ganze Reihe von Leserbriefschreibern machte sich für den Doppelnamen Ebingen-Tailfingen stark, denn diese Ortsnamen seien auf der ganzen Welt bekannt als Herkunftsorte von Trikotagen. Die beiden Stadtchefs Kiesecker und Hoss mochten sich aus bekannten Gründen damit aber nicht anfreunden.

Die Gegner eines neuen Namens formierten sich vor allem in Ebingen. Hier brachte eine „Bürgerinitiative zur Erhaltung unseres alten Stadtnamens Ebingen“ immerhin 1512 Unterschriften zusammen¹⁴).

Am 19. April 1974 trafen sich die Gemeinderäte von Tailfingen und Ebingen zu einer gemeinsamen Sitzung in der Margrethausener Festhalle. Einziger Tagesordnungspunkt war der Name der neuen Stadt. Nach einer sehr emotional geführten Diskussion (wie Dr.

Hoss sich erinnert) sprach sich die Mehrheit für einen landschaftsbezogenen Namen aus und entschied sich dann mit 33 Stimmen für „Albstadt“. Mit deutlichem Abstand folgte „Schwäbisch Alb“ mit neun Stimmen; der Vorschlag „Hohenalb“ erhielt nur drei Stimmen. Vier Räte enthielten sich.

Zur Unterzeichnung des Gründungsvertrags versammelten sich die Ratsmitglieder der beiden Städte drei Tage später in der Festhalle von Truchelfingen, also auf halbem Wege zwischen den beiden Städten. Nach der Unterzeichnung sprachen Horst Kiesecker und Dr. Hans Hoss, und nach diesen beiden die Fraktionsvorsitzenden. Alle Redner waren erleichtert darüber, dass die langen und schwierigen Verhandlungen zu einem erfolgreichen Ende geführt hatten; sie bekundeten auch ihre Freude über den Umstand, dass sie dieses Ziel in Freiwilligkeit auf der Grundlage der Partnerschaft und des gegenseitigen Vertrauens erreicht hatten und sie alle wünschten schließlich der neuen Stadt eine gute Zukunft.

Verwaltungstechnische Vorbereitung

Nun blieben noch acht Monate Zeit, die neue Stadt verwaltungstechnisch vorzubereiten. Ein Organisationsplan sah eine Gliederung in Dezernate und Ämter vor. Neben dem Oberbürgermeister sollten ein Finanzbürgermeister und ein Baubürgermeister die Dezernate leiten. Zeitweise war ein drittes Dezernat für die Belange der Stadtteile im Gespräch, doch nahm man davon wieder Abstand. Der spätere OB von Albstadt schuf als Ersatz die so genannten „Ortschaftstage“, bei denen sich die Ortsvorsteher artikulieren konnten. Nach etwas mehr als zehn Jahren sind die Ortschaftstage allerdings außer Übung gekommen. Das Ebingener Rathaus wurde als Verwaltungsrathaus vorgesehen; das Tailfinger Rathaus zum Technischen Rathaus. In Tailfingen sollte außerdem eine Außenstelle für Abteilungen mit starkem Publikumsverkehr eingerichtet werden. Bei der Festlegung künftiger Arbeitsplätze wurde darauf geachtet, dass keine zusätzlichen Personalstellen geschaffen werden mussten.

Im Juni 1974 beriet der Landtag über die Regelung im Raum der neuen Stadt und beschloss mit Mehrheit, dass auch Onstmettingen und Pfeffingen zur neuen Stadt gehören sollten, obwohl sich die Bürger beider Gemeinden deutlich dagegen ausgesprochen hatten. Das führte dazu, dass sich in Onstmettingen ein Bürgerinitiative bildete, die eine Klage vor dem Staatsgerichtshof gegen den Landtagsbeschluss und damit gegen die Eingliederung Onstmettingens nach Albstadt erwo. Darüber kam es zu Spannungen mit dem Onstmettinger Bürgermeister Erich Bauer, der alles unternahm, um diese Klage abzuwenden. Er befürchtete, Onstmettingen würde durch die Klage ins Abseits geraten. Diese Befürchtung teilte die Mehrheit der Onstmettinger Gemeinderäte, die sich bei einer Abstimmung gegen die Klage aussprachen. So unterschrieb Onstmettingen am 24. November 1974 doch noch den Gründungsvertrag. In Pfeffingen liefen die Dinge ganz ähnlich: Auch dort erwo man eine Klage, auf die man schließlich doch verzichtete, wodurch der Weg frei war zur Unterzeichnung.

Am 2. Januar trat der Übergangsgemeinderat der neuen Stadt erstmals zusammen. Er bestand aus 80 Mitgliedern, weshalb der Ratssaal im Ebingener Rathaus nicht ausreichte. So traf man sich im damals frisch errichteten Spitalhof, dem Gemeindehaus der evangeli-

schen Kirchengemeinde Ebingens. Die Tagesordnung befasste sich unter anderem mit den anstehenden Wahlen des neuen Gemeinderats und des neuen Oberbürgermeisters. Bei der OB-Wahl setzte sich der Stuttgarter Regierungsdirektor Hans Pfarr im zweiten Wahlgang gegen Horst Kiesecker durch. Dr. Hoss hatte nicht kandidiert, aus gesundheitlichen Gründen, wie er verlauten ließ. Bei seinem Verzicht spielte jedoch sicherlich auch eine Rolle, dass er als ehemaliger Oberbürgermeister von Ebingen seine eigene und stets wiederholte Vorstellung eines Neuanfangs hätte in einem schiefen Licht erscheinen lassen. Bis zum Amtsantritt eines neuen Oberbürgermeisters führte Dr. Hoss noch die Amtsgeschäfte kommissarisch. Die Gemeinderatswahl fand am 20. April 1975 statt; die CDU errang dabei mit 28 Mandaten die absolute Mehrheit. Die Freien Wähler erhielten 11, die SPD 9 Mandate.

Am Morgen des 26. Mai 1975 übergab Dr. Hoss dem neuen Oberbürgermeister Hans Pfarr die Leitung der neuen Stadt. Am Abend desselben Tages führte der Tübinger Regierungspräsident Dr. Max Gögl den ersten Oberbürgermeister von Albstadt in der voll besetzten Festhalle von Albstadt-Ebingen feierlich in sein Amt ein.

Die Übergangszeit war zu Ende.

Anmerkungen

Dieser Text wird Teil eines neuen Buches über die Geschichte Albstadts und seiner Teilorte sein, das laut Auskunft des Hauptamtsleiters Josef Klaiber in der Gemeinderatssitzung am 2. Oktober 2014 im Laufe des Jahres 2015 erscheinen wird.

- 1) Horst Kiesecker, Halb zog es sie, halb schob man sie. Die neue Stadt Albstadt – ein Beispiel zur Gemeindereform in Baden-Württemberg. In: Peter Thaddäus Lang (Red.), 25 Jahre Albstadt, eine junge Stadt mit Geschichte und Zukunft, Albstadt 2000, S. 22-27, hier S. 23f.
- 2) Prof. Dr. Hans Hoss, Der Weg zur neuen Stadt auf der Südwestalb. In: Peter Thaddäus Lang (Red.), 25 Jahre Albstadt, eine junge Stadt mit Geschichte und Zukunft, Albstadt 2000, S. 10-22.
- 3) Die von Horst Kiesecker ebendort geschriebene Darstellung läuft parallel zu dem Text von Hans Hoss und bestätigt dessen Ausführungen auf vielfältige Weise.
- 4) So Dr. Hoss zum Verfasser dieser Zeilen im Frühjahr 1999.
- 5) Hoss, Der Weg zur neuen Stadt S. 11.
- 6) Ebenda S. 12.
- 7) Freundliche Mitteilung von Herrn Christian Schairer, Lautlingen.
- 8) Hoss, Der Weg zur neuen Stadt, S. 18.
- 9) Seit 1. Januar 1973 nur noch „Zollern-Alb Kurier“, in dem sowohl die Ebingener Zeitung als auch die Schmiecha-Zeitung aufgegangen waren. Der Schwarzwälder Bote hatte damals noch keine Redaktion in Ebingen. Zum Thema „Namensuche“ wurde auch das Manuskript von Gerhard Hauser herangezogen.
- 10) Stadtarchiv Albstadt, Stadt Ebingen, HR-E 0202/01.
- 11) Schreiben der Landesarchivdirektion vom 31. Oktober 1973, ebendort.
- 12) Leserbrief im Zollern-Alb Kurier vom 2. März 1973.
- 13) Leserbrief vom 17. April 1974 von Wilhelm Maute.
- 14) Zollern-Alb Kurier, 18. April 1974.

„In der Heimat fand ich vieles sehr verändert.“

Die Lebensgeschichte von Alexandrine von Üxküll-Gyllenband – Von Heiko-Peter Melle, Teil 2

Damit also sind wir bei der eigentlichen Protagonistin angelangt. Gräfin Alexandrine Gabriele von Üxküll-Gyllenband. Die Gräfin, oder wie man sie in Lautlingen nannte „die Oberin“ schrieb 1956 ihre Lebenserinnerungen.

In diesen Erinnerungen geht sie kurz darauf ein, dass die Eltern 1877 und 1878 verstarben. Eingehender beschreibt sie die Aufnahme der Waisenkinder bei der Tante in Stuttgart. Gräfin Olga von Üxküll-Gyllenband, in der Familie als „die Osch“ bekannt, verzichtete auf eine Eheschließung und widmete sich lie-

bevoll den Kindern ihres verstorbenen Bruders. Deren Engagement, unter anderem für das Rote Kreuz, färbte in jedem Fall auf Alexandrine ab. In der Folge zitiere ich aus Alexandrines persönlichen Erinnerungen:

Zu meiner weiteren Ausbildung verbrachte ich in jenen Jahren mehrere Monate im Roten Kreuz in München bei der von mir glühend verehrten Oberin von Wallmenich. Ich arbeitete eine Zeit lang in den großen Anstalten Hamburg-Eppendorfs und übernahm im Sommer 1900 die Leitung des Johanniter Kin-

derkrankenhauses in Schwäbisch Hall.

Studienhalber verbrachte ich auch mehrere Monate in Paris, um die dortigen Anstalten und die französische Krankenpflege kennen zu lernen. Dies geschah in einem Diakonissenmutter und Krankenhaus in Courbevoie bei Paris. Ich empfieng dort mancherlei Eindrücke: Die Krankenzimmer waren nicht nur hygienisch nach den neuesten Erkenntnissen eingerichtet, sondern sie waren auch reizend hübsch in lichten Farben gehalten, die weißlackierten Betten waren von weißen Schirtingvorhängen (Schirting von engl.

Shirt. Ein relativ leichtes Baumwollgewebe das auch als Futterstoff oder in der Buchbinderei zur Verstärkung von Landkarten diente) umgeben, so dass sich der Kranke gemütlich fühlte und zugleich isoliert war.

Im Anfang des Jahres 1903 übernahm ich auf besonderen Wunsch der Oberin von Boltstern vom Wiesbadener Verein vom Roten Kreuz den Posten der Oberschwester im Städt. Krankenhaus Wiesbaden. Es herrschten dort schwierige Verhältnisse, da die Verwaltung dieses Krankenhauses den Ärzten, besonders aber der Schwesternschaft wenig freundlich, ja fast feindselig gegenüberstand ...

...ich wurde im Jahre 1908 zur Oberin dieser Schwesternschaft berufen.

... Bald verbreitete sich die Kunde von der Wiesbadener Ausbildung sogar bis über die Grenzen hinaus. Wir erhielten guten Nachwuchs, und es war immer mein Stolz, dass aus unserem Verband Menschen hervorgegangen sind, die auch größere Wirkungsfelder übernehmen konnten und für das Rote Kreuz und die Krankenpflege von Bedeutung wurden – so etwa die Oberinnen Schwester Gerda von Freyhold, Schwester Cläre Port, Schwester Ludwiga von Ferstel, Schwester Gertrud Hasemann, Schwester Hedda Flick, Schwester Rita Schmidt, Schwester Marie Vogt und noch manche andere.

1914 begann der I. Weltkrieg. Über die Gründe kann man sicher differenzierter Meinung sein, ich meine aber in jedem Fall, dass es nicht Deutschland allein war, wie später die Alliierten behaupteten und auch den Versailler-Vertrag entsprechend gestalteten. Nichtsdestotrotz, der Wagemut deutscher Soldaten und die Hoffnung an Weihnachten wieder zuhause zu sein, sollte sich nicht bewahrheiten. Deutsche Soldaten wurden dann auch in Russland in Kriegsgefangenschaft genommen. Im Jahr 1915 kamen auf geheimen Wegen erstmals Nach-

richten aus den Kriegsgefangenenlagern in die Heimat und das Rote Kreuz sah sich in Zugzwang.

So begrüßte das Rote Kreuz in Verbindung mit dem Kriegsministerium mit großer Freude einen Schritt des Dänischen Roten Kreuzes, das im Auftrag der russischen Kaiserin, Marie Feodorowna, einer geborenen dänischen Prinzessin, anfragt, ob russische Schwestern ihre in Deutschland befindlichen Landsleute besuchen dürften. Unsere sofortige Antwort lautete zustimmend unter der Bedingung, dass auch deutsche Schwestern die deutschen Gefangenen in Russland besuchen könnten. Ein sehr großzügiges Abkommen wurde getroffen: drei russische wie auch drei deutsche Schwestern erhielten das Recht, jeden Gefangenen, wo immer er sei, im Lazarett, Lager, auf Arbeit oder im Gefängnis, aufzusuchen und außer Hörweite – nicht außer Sehweite – zu sprechen. Zu diesen Schwestern, die von neutralen dänischen Rotkreuz-Delegierten begleitet werden sollten, gehörte auch ich. Unsere so unendlich besorgte, gütige Kaiserin Augusta Victoria empfing unsere Delegation vor der Abreise und gab uns die wärmsten Wünsche mit zum guten Erfolg unserer Mission.

In Torneo trafen wir mit den nach Deutschland reisenden russischen Schwestern zusammen. Es waren Frau Orschewski, die Generalin Samsonow, die sich um das Schicksal ihres Mannes sorgte, und die Schwester Kasembeg. Am Mittwoch, dem 8. September, nachts 12 Uhr, erreichten wir Petersburg, seit kurzem Petrograd genannt, wo uns der Generalsekretär des Roten Kreuzes, Tschamansky, empfing. Am Nachmittag des kommenden Tages sollte auf einer Sitzung des Roten Kreuzes unser Reiseweg festgelegt werden.

Der Vorsitzende des Roten Kreuzes, General Meyendorff, bewillkommte uns sehr liebenswürdig – ganz im Gegensatz zum Vertreter des russischen Kriegs-

ministeriums, Oberst Mislitzki. Dieser hatte eine Liste von einigen Lagern in der Nähe von Moskau, Kiew und Petrograd mitgebracht, wo, wie er sagte, sich die meisten deutschen Gefangenen befänden, so dass von unseren drei Delegationen jeweils eine in Moskau, Kiew und Petrograd wohnen könnte. Niemals, auch im Entferntesten nicht, hatten die Russen die Möglichkeit erwogen, dass auch wir ihnen unsererseits mit fertigen Reiseplänen gegenüberreten könnten, eben so wenig war ihnen je der Gedanke gekommen, dass wir entschlossen waren, auch in Sibirien und Turkestan nach unseren Landsleuten zu sehen. Als wir nun diese Absicht äußerten, wurde uns sofort entgegengehalten, dass sich dort ja gar keine deutschen Gefangenen befänden. Diesem Einwand konnten wir sogleich mit den uns gegebenen Informationen begegnen – und nie werde ich die grenzenlose Überraschung des Obersten Mislitzki, sowie der sämtlichen anwesenden russischen Offiziere vergessen, als wir plötzlich eine Landkarte ausbreiteten, auf der eine sehr große Anzahl von Lagern in Sibirien und Turkestan verzeichnet war. Unser deutsches Kriegsministerium hatte nämlich in Verbindung mit dem Roten Kreuz sämtliche Familien daheim aufgefordert, jeden Ort, von dem ein Gefangener geschrieben hatte, mitzuteilen. Nach diesen Angaben war unsere Landkarte angefertigt worden, zu der sich nun die russischen Offiziere staunend drängten und mit der wir nicht nur die Behauptungen des Obersten Mislitzki entkräften, sondern auch beweisen konnten, dass man in Deutschland über die russischen Lager besser Bescheid wusste als in Russland selbst. Oberst Mislitzki gab seinen Widerstand zwar nicht auf, doch entschied der Vorsitzende, Baron Meyendorff, dass wir gemäß den getroffenen Abmachungen das Recht hätten, unseren Reiseweg zum Besuch der Gefangenenlager selbst zu wählen. (Fortsetzung folgt)

Veranstaltungen und Exkursionen

Die Termine der Heimatkundlichen Vereinigung im Februar und März

FEBRUAR

Mittwoch, 18. Februar 2015: Ausstellungsführung: „Krieg und Passion – Otto Dix nach dem 2. Weltkrieg“ und „Zwischen Reportage und Graphic Novel: Krieg zeichnen“ mit Dr. Veronika Mertens.

Mit Bildern zu Krieg und Passion von Otto Dix erweitert und beschließt die Galerie Albstadt das Gedenken an die zwei Weltkriege des 20. Jahrhunderts noch um eine neue Facette. Schon der junge Otto Dix (1891 – 1969) beschäftigte sich 1913/14 während seines Studiums in Dresden mit Bildern von menschlichem Leid und Tod. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Bilder des Leidens Jesu für ihn auch zu einem Spiegel eigener Erfahrungen, wie er sie 1945 beim Volkssturm und als französischer Kriegsgefangener in Colmar gemacht hatte. 1933 wurde Dix durch die Nationalsozialisten aus seiner Lehrtätigkeit an der Dresdner Kunstakademie entlassen. 1934 erhielt er Ausstellungsverbot und übersiedelte mit seiner Frau und den drei Kindern zunächst nach Schloss Randegg, wo der frühere Förderer Hans Koch in seinem Sommersitz Unterschlupf gewährte bis die Familie 1936 ihr neues Haus in Hemmenhofen am Bo-

densee beziehen konnte. In der Zurückgezogenheit auf Randegg entstanden 1934 mehrere Silberstiftzeichnungen, u.a. mit dem Motiv der Kreuztragung. Schon um 1930 hatte sich Dix von der Kunst der Alten Meister wie Dürer, Schongauer und Hans Baldung Grien angezogen gefühlt und mit der alten Technik der Silberstiftzeichnung beschäftigt. Das Schlusskapitel der Ausstellung bildet Dix' Auseinandersetzung mit Krieg und menschlichem Leid in Bildern der Passion, auf die er vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg vielfach zurückgreift. Die in Albstadt bewahrten Passionspastelle aus den späten 1940er Jahren zählen zu den bedeutenden und wichtigen Äußerungen des späteren Dix. „Das war schlimmer als wie im Krieg. Er war einsam. Als einzelner musste er das erleben. Kein Mensch hat ihm geholfen. Kein Mensch war bei ihm. Alle haben ihn verlassen. Eine großartige Schilderung eines Menschen, der allein ist. Großartig! Des genialen Menschen, der allein ist“, so äußerte sich Otto Dix über die Faszination, die das Bild des leidenden Menschensohns auf ihn ausübte.

14.00 Uhr, Galerie Albstadt, Städtische Kunstsammlungen, Kirchengraben 11, 8 Euro.

der Sammlung Gerhard und Brigitte Hartmann von Abis Z mit Jeannette Brabenetz, M.A.

17.00 Uhr, Galerie Albstadt, Städtische Kunstsammlungen, Kirchengraben 11, 8 Euro.

STAMMTISCHE

Jeweils am 1. Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebinger Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstraße 67, 72458 Albstadt-Ebingen, Telefon(0 74 31) 41 88.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07. Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Bei allen Veranstaltungen sind Gäste jederzeit herzlich willkommen.

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Peter Thaddäus Lang
Lammerbergstraße 53
72461 Albstadt

Heiko Peter Melle
Tierbergstraße 1
72459 Albstadt

MÄRZ

Mittwoch, 4. März 2015: Vortrag: Rückblick zu den Exkursionen ins Französische Jura und ins Elsass mit Wolfgang Willig.

Rückblick zu den beiden Studienfahrten des Jahres 2014 mit anschließendem gemütlichem Beisammensein. Für Bewirtung ist gesorgt.

18.00 Uhr, Balingen Landratsamt Zollernalbkreis (Sitzungssaal), Hirschbergstraße 29, Eintritt frei.

Mittwoch, 18. März 2015: Vortrag: Die Erzabtei St. Martin zu Beuron in der Zeit des Nationalsozialismus mit Dr. Franz-Josef Ziwes.

20.00 Uhr, Balingen Landratsamt Zollernalbkreis (Sitzungssaal), Hirschbergstraße 29, Eintritt frei.

Montag, 23. März 2015: Ausstellungsführung (Programmänderung!): „Sammeln wie gedruckt“. Werke

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünewaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



100 Jahre Truppenübungsplatz

Die Anlage wurde kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieg eingeweiht – Von Gerhard Deutschmann

Zur Entstehung des Truppenübungsplatzes

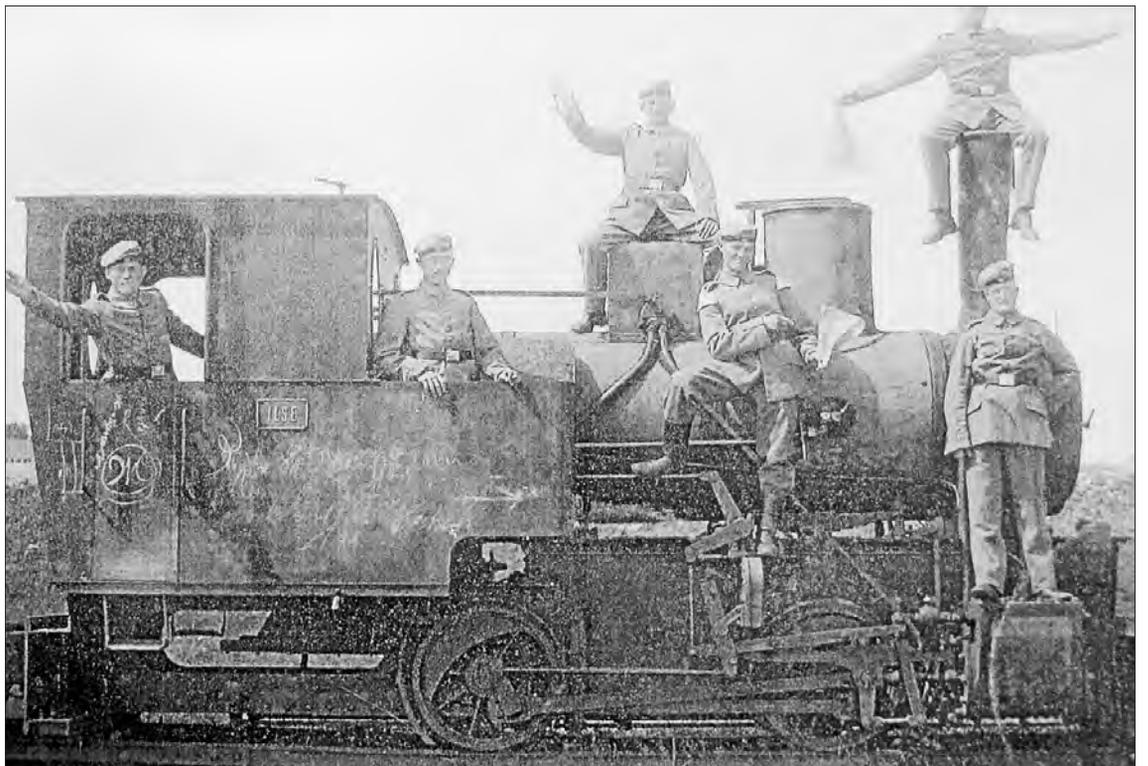
Vor etwas mehr als 100 Jahren, am 1. Mai 1912, war die Materialseilbahn von Kaiseringen zum Lager Heuberg in Stetten a.k.M. betriebsbereit. Damit begann der Ausbau des Truppenübungsplatzes Heuberg, der schließlich am 14. Mai 1914¹⁾, also kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs offiziell eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Seit 1899 wurde für das XIV. Badische Armeekorps ein geeigneter Schießplatz gesucht. Die Bedingungen waren:

1. Das Gelände muss militärisch brauchbar und bei wechselnden Formen und Bedeckungen den verschiedenartigen militärischen Ausbildungszwecken förderlich sein.
2. Größe: eine Quadratmeile
3. Form: möglichst rund
4. Lage: in möglicher Mitte der Garnisonen des Korpsbezirks, an einer Eisenbahn
5. Höhenlage: ist wegen der klimatischen Verhältnisse ausgeschlossen²⁾.

Die Suche, um möglichst alle Bedingungen zu erfüllen, gestaltete sich schwierig. Im Jahr 1905 wurde zum ersten Mal der Große Heuberg ins Blickfeld gerückt: „Inzwischen sind auch Bestrebungen für die Errichtung eines Truppenübungsplatzes in der Heuberggegend hervorgetreten, ohne daß dieselben jedoch bis jetzt greifbarere Formen angenommen haben...“³⁾ Tatsächlich fand bereits am 20. August 1906 ein Scharfschießen im Hardt statt⁴⁾. Der neue Truppenübungsplatz erschien, abgesehen von der Höhenlage zwischen 800 und 970 m, nahezu ideal, zumal er in die damalige Dreiländerecke Baden – Württemberg – Hohenzollern zu liegen kam, alle drei Länder in etwa gleich betroffen waren und alle Anrainer sich großen Profit versprachen⁵⁾. Die endgültige Entscheidung war mit Schreiben des zuständigen Dezernenten im Kriegsministerium in Berlin, des Geheimen Kriegsrats Selle am 13. Oktober 1907 gefallen⁶⁾. Ein Schreiben des Großherzoglichen Badischen Ministeriums des Innern an seine Königliche Hoheit, den Großherzog Friedrich II. von Baden vom 17. April 1909 bestätigt die geplante Anlage für die badische Seite: „Als Gelände für den geplanten Übungsplatz ist das Gebiet des Heubergs in Aussicht genommen. Vom badischen Gebiete kommen Teile der Gemarkung Stetten a.k.M., Oberglasshütte, Schwenningen und Heinstetten im Amtsbezirk Meßkirch in Betracht. Die Erwerbung des größten Teils dieses Geländes ist auf gutlichem Weg vorbereitet...“⁷⁾ Ab 1909 begannen auch die Ankäufe des benötigten Geländes, ca. 4500 ha wurden vom Reichsfiskus in Berlin letztendlich mit 3 772 807 M entschädigt⁸⁾.

Strittig blieb die Anlage des Lagers mit Truppenunterkünften, Magazinen, Stallungen für ca. 2000 Pferde, Stellplätzen und Waffenlager, ob auf den Ehesteter Höhen nahe Ebingen, am Hirschhäggle, Gemeinde Straßberg, am Buowald, Gemeinde Kaiseringen oder aber 500 m nördlich von Stetten a.k.M. Im Wettstreit der Bürgermeister August Spanagel, Ebingen, Max Horn, Straßberg, Johann Schütz, Kaiseringen und Viktor Sieber, Stetten a.k.M., um den Standort des Lagers ist der berühmt gewordene Spruch des Kaiseringer Bürgermeisters Schütz verbürgt: „Kaiseringen ist der Mittelpunkt der Erde!“⁹⁾ Die Hohenz. Volkszeitung (Donaubote) berichtet im März 1911 von der entscheidenden Sitzung des Reichstags in Berlin, daraus ein Auszug: „Armeekorps vor dem Reichstage ... es ist die



Feldbahnlokomotive „ILSE“ mit uniformiertem Seilbahnpersonal.

Foto in der Militärgeschichtliche Sammlung Stetten a.k.M.

heikle Wahl des Platzes für das Barackenlager zur Entscheidung gebracht worden. Bei der Wahl sind drei Plätze in Betracht gekommen: erstens ein nordöstlicher Teil des Truppenübungsplatzes, der zwischen der württembergischen Stadt Ebingen und dem hohenzollerischen Orte Straßberg liegt, zweitens der Platz beim sogenannten Teufelshof auf der hohenzollerischen Gemarkung Kaiseringen, drittens der Platz bei dem badischen Ort Stetten a.k.M. Was den ersten Platz anlangt, den Platz in der Nähe des württembergischen Ortes Ebingen, so war die Ansicht der Militärbehörde, daß dieser Platz aus militärischen und anderen Gründen sich nicht eigne. Die Wahl des zweiten Platzes wurde dadurch vereitelt, daß die beteiligten Gemeinden die von der Militärverwaltung gestellten Forderungen ablehnten. Insbesondere hat die Stadtgemeinde Ebingen sich in dem Sinne ausgesprochen, daß, wenn das Barackenlager nach Kaiseringen verlegt würde, die Stadt Ebingen keinen entsprechenden Nutzen hätte, daß ihr Vorteil in keinem richtigen Verhältnis stehen würde zu den großen Opfern, die seitens der Militärverwaltung von der Stadt verlangt würden. Der dritte Platz – der auf badischem Gebiet liegt – ist der Platz bei dem Orte Stetten a.k.M., 400 bis 500 Meter von Stetten entfernt. Dieser Platz ist von der Militärverwaltung als für ihre Zwecke vorzüglich geeignet bezeichnet worden und wurde daher von der Militärverwaltung ausgewählt, um das Barackenlager dort zu errichten...¹⁰⁾

Selbst Großherzog Friedrich II. schaltete sich vermittelnd ein und die Entscheidung fiel schließlich zugunsten von Stetten a.k.M.: „Constancia vicit! Lagerbau Stetten genehmigt!“ teilte der kommandierende General Freiherr von Hüne in Karlsruhe am 29. August 1910 dem Landeskommissär Straub per Telegramm mit. Die Gemeinde Stetten sagte obendrein einen Eigenbeitrag von 72 000 M zu¹¹⁾.

Mit dem Bau des Lagers wurde am 1. Mai 1912 begonnen. Wieder berichtet die Hohenz. Volkszeitung (Donaubote): „Der Truppenübungsplatz Heuberg des 14. Armeekorps, der in diesem Jahr noch nicht benutzt werden kann, soll bis zum Jahr 1913 so weit hergestellt werden, daß sämtliche Regiments- und Brigadeübungen sowie die gefechtsmäßigen Schießübungen sämtlicher Infanterieregimenter, der Jäger- und Pionierbataillone des 14. Armeekorps im nächsten Jahr dort abgehalten werden können. Vom Jahr 1914 ab sollen die übrigen Truppen des Armeekorps den Platz benutzen können.“¹²⁾ Über die weitere Entwicklung berichtet dieselbe Zeitung: „Ein reges Leben dürfte in nächster Zeit auf dem Lagerplatz des Truppenübungsplatzes Heuberg sich entfalten, da nun mit Erstellung der umfangreichen Hochbauten begonnen wurde. Die betreffenden Neubauten bestehen vorerst in neun Mannschafts- und vier Wirtschaftsgebäuden, sowie 23 Stallungen werden gebaut. ... wurden von der Militärverwaltung in je 1 Lose zwei großen Baufirmen in Berlin bzw. Frankfurt a.M. und Untertürkheim übertragen, die wiederum die sämtlichen erforderlichen Zimmerarbeiten an die leistungsfähigen Firmen Friedr. Knecht-Ebingen und Johs. Amann u. Söhne-Tailfingen vergeben haben. Die Arbeiten sollen derart betrieben werden, daß jede Woche 4 Gebäude aufgeschlagen werden können.“¹³⁾

Bis zum November 1913 waren schon ca. 140 größere militärische Bauten aller Art hergestellt¹⁴⁾. Parallel dazu wurden Waldparzellen für die zukünftigen Schießbahnen abgeholzt. Ein Stumpenschießkommando beseitigte die Wurzelstöcke und ein Zielbaukommando übernahm das Herrichten der Flächen für den zukünftigen Schießbetrieb. Im Frühjahr 1913 bezogen die zwei Infanterieregimenter 169 und 170 mit je 3000 Mann den bereits fertiggestellten Teil des La-

gers¹⁵⁾. Der regelmäßige Übungs- und Schießbetrieb konnte beginnen und am 14. Mai 1914 wurden Lager und Schießplatz unter dem Namen Truppenübungsplatz Heuberg offiziell ihrer Bestimmung übergeben.

Bau der Materialeilbahn

Unter den Bedingungen für die Anlage eines Truppenübungsplatzes war auch die verkehrsmäßige Erschließung, die Nähe zur Eisenbahn genannt: Das hieß entweder von der Zollernbahn Tübingen – Sigmaringen, feierlich eröffnet am 4. 6. 1878, oder der Donautalbahn Sigmaringen – Immendingen, eröffnet 1890. Der nächstgelegene Bahnhof war die Haltestelle Kaiseringen-Frohnstetten an der Zollernbahn, eröffnet am 15. 10. 1879. Von hier sollte die Erschließung und Versorgung des Truppenübungsplatzes Heuberg erfolgen. Die Hohenz. Volkszeitung (Donaubote) berichtet im Frühjahr 1912 über den Bau dieser Bahn: „Kaiseringen, 24. April. Förderbahn Kaiseringen – Truppenübungsplatz Heuberg. An der Herstellung der Förderbahn von Kaiseringen in das Truppenlager bei Stetten a.k.M. haben in letzter Zeit über 300 Personen Tag und Nacht gearbeitet, so daß die Bahn bis zum 1. Mai vertragsgemäß in Betrieb genommen werden kann. Die Arbeiter, meistens Italiener und Bayer, werden jetzt schon truppenweise entlassen. Die Förderbahn schließt an die Staatsbahn Tübingen – Sigmaringen (Posten 70), die mit einem Güterverladegleis ausgerüstet ist, an und erreicht in gerader Richtung etwa 2,3 Kilometer westlich den Truppenübungsplatz auf dem kürzesten Weg. Hier zwischen Waldhof und Sebastianskapelle¹⁶⁾ biegt sie nach Süden und endet an der Nordgrenze des Lagerplatzes. Die zweigleisige Rollbahn hat eine Spurweite von 60 Zentimeter und wird durch ein geschlossenes Drahtseil, das von einer nördlich vom Lager gelegenen stationären Kraftanlage aus angetrieben wird, in Bewegung gesetzt. Die Fahrgeschwindigkeit soll 0,75 Meter in der Sekunde betragen. Da die Bahn 4 Kilometer lang ist, so würde also ein Wagen von Kaiseringen bis ins Lager 1 ½ Stunden brauchen. Die Bahn beginnt in einer Höhe von 666 Meter N.N. und erreicht nach drei Unter- und zwei Überführungen in einer Länge von 1200 Meter die Höhe von 810 Meter. Ihre Steigung beträgt auf dieser Strecke 15-25%. Auf weiterer Strecke, meistens ebenes Gelände, beträgt die Steigung nirgends mehr als 10%. ... Soeben wird auf unserem Bahnhofe der erste Güterwagen, beladen mit einem 320 Zentner schweren, 8 Kilometer langem Drahtseil abgestellt.“¹⁷⁾

Mit dem Bau der Förderbahn wurde die Firma Baresel, Stuttgart-Untertürkheim beauftragt. Sie sollte die Bahn von der Station Kaiseringen bis zum Lager bei Stetten a.k.M. (exakt 4 km Länge) für eine Pauschalsumme bauen und bis zum 1. Mai 1912 fertigstellen¹⁸⁾. Ein geändertes Baugesuch der Firma Baresel mit Berücksichtigung aller angeregten Anstände wurde nachgereicht, da „die Projektierung und Ausführung der Förderbahn für die Militärbehörde in so außerordentlich kurzer Zeit durchgeführt werden mußte.“¹⁹⁾ Bereits am 26. April 1912 war die Brücke über die Vicinalstraße nach Frohnstetten (heute die L 453) mit drei Öffnungen auf zwei eisernen Pfeilern fertiggestellt; lichte Weite zwischen den Pfeilern 6,80 m, Durchfahrts Höhe 5,60 m. Es wurde Tag und Nacht bei einem Stundenlohn von 23 Pfennig gearbeitet. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Steilrampe mit bis zu 25% Steigung von der Straße hinauf auf die Hochfläche im Gewann Haustatt, mit Ausheben von Einschnitten und Aufschütten von Dämmen. Die Hohenz. Zeitung (Donaubote) berichtet von dem ungewöhnlichen Arbeitseinsatz: „Frohnstetten, 11. 3. 1912. Zur Zeit herrscht hier neues Leben, Arbeiter ... und viele Schaulustige belebten gestern das Straßenbild. Allgemein ist es aufgefallen, wie der größte Teil der italienischen Arbeiter, die abwechselnd Tag und Nacht bemüht sind, die steile Bergbahn und Terrassen des Lagers zu schaffen, ruhig und nüchtern am Sonntagnachmittag in den Straßen und freien Plätzen sich unterhielten. Da konnten manche Einheimische sich ein Beispiel nehmen. Leider ging es doch nicht ohne Rohheit ab. Sind wir das zwar schon lange ziemlich gewohnt, so bedauert man doch sehr, daß schon wieder, nachdem zwei andere bedauernswerte Nachtschlägereien kaum vergessen, bei einer Baracke gestern Abend ein braver, von Benzin gebürtiger Arbeiter durch Stechereien nicht unerhebliche Verletzungen erlitt.“²⁰⁾

Am Bahnhof Kaiseringen wurde bei 664,48 m Schwellenhöhe über NN ein 9,20 m hoher Turm mit einer Spannvorrichtung für das 8000 m lange Drahtseil

errichtet, Gegengewicht 2,9 Tonnen. Auf der Höhe bei Km 2 + 350 lenkte ein Seilbahnknick, bereits auf Gemarkung Frohnstetten, im Winkel von 108 Grad und dem Radius von 65 m die Materialbahn um in Richtung Süden, wo bei Km 3 + 860 die preußisch-hohenz. – badische Grenze überschritten und nach weiteren 200 m die Antriebsstation und der Endpunkt am Rande des Lagergeländes bei Stetten a.k.M. erreicht wurde. Weil es immer wieder Komplikationen und Schäden am Seilbahnknick gegeben hat – immerhin wurden Rollwagen mit einem Gesamtgewicht von 1 bis 1,5 t befördert! –, wurde im Jahr 1915 das Seil in der Hälfte gekappt und an der Seilknickstelle eine neue Antriebsstation mit Dampfmaschine gebaut. Von hier ging es dann mit einer kleinen Feldbahnlokomotive ins Lager und auf neu ausgelegten Gleisen westwärts bis zum Hühnerbühl weit in die Platzmitte hinein.

Beim Ankauf der benötigten Flächen für die ca. 8 Meter breite, doppelgleisige Rampe wurde von der Militärbehörde eine Entschädigung von 25/26 M pro Ar veranschlagt. Trotzdem gab es Einsprüche und Enteignungsverfahren, die sich bis weit in das Jahr 1914²¹⁾ hingen. Die benötigten Brückenübergänge für die angrenzenden Wald- und Wiesenparzellen wurden erst im Laufe des Jahres 1913 genehmigt und ausgeführt. Auch hier gab es zum Teil heftigen Widerstand und hartnäckige Einsprüche der betroffenen Anlieger. Sie betrafen die Fahrbahnbreite, die Höchstbelastung, die Randgeländer mit entsprechenden seitlichen Gehwegen für die Fuhrleute, die Anfahrtswinkel und die Steigung der Auffahrtsrampen. Nach der endgültigen Genehmigung²²⁾ durch die Königl. Preuß. Regierung in Sigmaringen wurden schließlich gebaut:

- Wegeüberführung über den Feldweg Nr. 19 bei Km 0 + 083
- Bahnüberführung über den Waldweg Nr. 94 bei Km 0 + 270
- Wegeüberführung über den Waldweg Nr. 100 bei Km 1 + 563
- Wegeüberführung über den Feldweg Nr. 149 bei Km 1 + 938
- Wegeüberführung über neuen Randweg bei Km 2 + 340, unmittelbar beim Seilknick

Weitere Wegeüberführungen wurden angelegt am Hardtweg von Frohnstetten zu den Käppelehöfen zwischen Km 2 + 600 und Km 2 + 700 und vermutlich am Triebweg zwischen Km 3 + 200 und Km 3 + 400, das geht aus den Plänen allerdings nicht eindeutig hervor.

Die zweigleisige Bahn lief nach britischem Vorbild im Linksverkehr, also links bergwärts, rechts talwärts. Das begünstigte natürlich auch Hehlerei und Diebstahl von Baumaterialien, Lebensmitteln und anderen Versorgungsgütern, die bei Nacht und Nebel nach Frohnstetten und durch das Geißental nach Kaiseringen abtransportiert wurden, was dort noch lange spitzbübisch unter vorgehaltener Hand erzählt wurde.

In den ersten Jahren wurde die Bahn noch von Mitarbeitern der Firma Baresel betrieben. Sie wurden nach und nach durch Armeeeingehörige und Kriegsgefangene ersetzt. Mit der Schlacht von Verdun wechselte das Kriegsglück der Deutschen und im Juli 1917 wird von einem Mitarbeiter eindrucksvoll berichtet: „Zu dieser Zeit arbeitete ich an der Förderbahn und habe alles erlebt, auch die Not und den Hunger der gefangenen Russen, Franzosen, Engländer, Belgier und der übrigen Feindstaaten. Die Lebensmittel zur Ernährung der Menschen haben kaum gereicht, das Leben zu erhalten. Und die Gefangenen, die zum Ausladen der Wagen an der Förderbahn eingesetzt waren, fielen zum Teil um vor Hunger und aßen im Frühling, Sommer und Herbst die Blätter und Wurzeln vom Löwenzahn. Der Hunger setzte ein und die Russen hatten nur noch Haut und Beine. Typhus war ausgebrochen und es starben infolge Unterernährung circa 100 Gefangene. Sie wurden beerdigt in der Nähe der Dreitrittenkapelle.“²³⁾

Allerdings gab es auch Nutznießer am Rande des Militärbetriebs, besonders im Bereich der Gastronomie und Lebensmittelversorgung. Im Jahr 1908 übernahm Eduard Schäfer²⁴⁾ für 75 000 Goldmark den Gasthof Adler in Kaiseringen nebst Brauerei und Eiskeller und erstellte 1912 einen Saalbau an die Schankwirtschaft.

Im Jahr 1912 wurde vom Kaiseringer Lammwirt Thomas Dreher neben dem Kaiseringer Bahnhof und der Beladestation der Förderbahn ein stattliches Gebäude mit Bahnhofswirtschaft erbaut, finanziert von dem jüdischen Makler Frank von der gleichnamigen Brauerei in Laiz, günstig gelegen für die Arbeiter an der Materialbahn und die Frohnstetter Pendlers zur Trikotindustrie nach Ebingen²⁵⁾. Die Hohenz. Volkszeitung (Do-

naubote) berichtet auch darüber: „Der rühmlichst bekannte ‚Adler‘ vergrößert sich durch einen neuen ‚Saalbau‘, während auf dem Bahnhof ein neues Gasthaus von Herrn Dreher vom ‚Lamm‘ erstellt wird.“²⁶⁾

In Stetten a.k.M. errichtete ebenfalls im Jahr 1911/12 der Ochsenwirt Schuler von Ebingen in der Lagerstraße das für damalige Verhältnisse feudale Hotel Schuler, geplant von den Ebinger Architekten Steck und Diemer²⁷⁾. Daneben entstand ein neuer Gasthof der Brauerei Bilger aus Gottmadingen im Hegau und schließlich gegenüber im Jahr 1914 die Bäckerei Mahl, heute noch bestehend, und daneben das Café Sauter, ebenfalls in der neuen Lagerstraße.

Ende und Abbau der Förderbahn

Mit dem Waffenstillstand am 11. Nov. 1918 ging der Erste Weltkrieg zu Ende und der Versailler Vertrag erzwang u. a. die militärische Abrüstung, den Verzicht auf schwere Waffen und die Reduzierung der Armee auf ein 100 000-Mann-Heer. Das bedeutete für den Truppenübungsplatz Heuberg u. a. auch den Abbau der Materialbahn, sie war nutzlos geworden. Schon im April 1918 wurde vom Ministerium für Öffentliche Arbeit in Berlin eine „Verwertungskommission für Kriegseisenbahngerät“ gegründet mit der Aufgabe, „das gesamte für die Eisenbahntruppen im Felde beschaffte Gerät bei der Demobilisierung – Teile u.U. schon früher – für militärische Reichs-, Staats- und privatwirtschaftliche Zwecke zu verwerten. In Betracht dafür kommen Feld-, Klein- und Förderbahnen, Dampf- und Motorlokomotiven und Wagen verschiedener Bauart, Baugerät, Brückenbaustoffe, Werkzeug- und Holzbearbeitungsmaschinen, Tauchergerät, Brunnenbohrgerät, Tiefbrunnengegenstände, Handwerkszeug aller Art...“²⁸⁾ Bedenken wurden allerdings geäußert gegen die Verwendung des Eisen- und Baumaterials für private Grubenbahnen. Hier sah man eine Konkurrenz für die staatliche Reichsbahn erwachsen, besonders im rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgebiet: „...es würden evtl. durch solche ausdehnende Verbindungen Bahnnetze geschaffen, die als mit dem Staatsbahnsystem vereinbar nicht mehr erachtet werden können und die auch wegen der bei den Staatsbahnen entstehenden hohen Einnahmeausfällen die allgemeinen Staatsinteressen in unzulässiger und unnötiger Weise schädigen würden.“²⁹⁾

Die Förderbahn wurde also abgebaut, Brücken und Übergänge demontiert, die Gleise nach Unbekannt verfrachtet. Maurermeister Adolf Laub, sein Mitarbeiter Josef Oswald und andere Helfer aus Kaiseringen mauerten im Jahr 1921 nach Abbau der Brücke über die Straße eine massive Stützmauer³⁰⁾ gegenüber der Kaiseringer Bahnhofswirtschaft „Zum Raffee!“ (Raphael Dreher). Die Trasse ist weitgehend überwachsen, Einschnitte und Dämme sind noch zu erkennen³¹⁾. Die wichtige Mauer an der L 453 und die kaum noch sichtbaren Fundamente der ehemaligen Antriebsstation an der Ringstraße in Höhe des vormaligen Seilknicks sind die spärlichen Relikte und restlichen Zeugen der ehemaligen Materialeilbahn von Kaiseringen zum Truppenübungsplatz Heuberg.

Fußnoten

- 1) Vgl. Klaus Hörter/ Manfred Hensel, Chronik des Truppenübungsplatzes & der Garnison Heuberg bei Stetten am kalten Markt, Inzigkofen 1980, S. 104; Rezension in HH 3/1981, S. 31 f.
- 2) Ebenda, S. 87
- 3) Schreiben vom 14. 8. 1905 des Innenministeriums an das Großherzogliche Geheime Kabinett, in Hörter/Hensel, S. 89
- 4) Vgl. Pfarrchronik der Pfarrei Frohnstetten
- 5) Die sog. Dreibanmarken von 1604 markierte die Grenze der geistlichen Herrschaft Straßberg, bis 1803 dem adligen Damenstift Buchau zugehörig, der Grafschaft Württemberg und der Adels Herrschaft Hausen-Stetten a.k.M., seit 1806 die Dreiländergrenze Baden – Württemberg – Hohenzollern. Vgl. Gerhard Deutschmann, Grenzsteine als bemerkenswerte Geschichtszeugen, in HH 2/2008, S. 31 ff.
- 6) Vgl. Erika Jeuck/ Wolfgang Schaffer, 1200 Jahre Stetten am kalten Markt, 799 – 1999, Ulm 1999, S. 171 f.
- 7) Hörter/Hensel, S. 89
- 8) Auflistung der abgetretenen Flächen und der Verkaufserlöse an die betroffenen Kommunen, in Hörter/Hensel, S. 92

- 9) Vgl. Gerhard Deutschmann, Auf des Heubergs rauhen Höh'n, in HH 2/2009, S. 41
- 10) Hohenz. Volkszeitung (Donaubote) vom 16. März 1911
- 11) Vgl. Jeuck/Schaffer, S. 173
- 12) Hohenz. Volkszeitung (Donaubote) vom 1. März 1912
- 13) Hohenz. Volkszeitung (Donaubote) vom 17. Juni 1912
- 14) Vgl. Jeuck/Schaffer, S. 174; vgl. auch Tusche-aquarells von 1916 in Hörter/Hensel, S. 117 und Hensel, S. 54
- 15) Vgl. Zeitungsartikel des Albboten vom 7. März 1913, in Erich F. Jetter, Alt-Ebingen und seine Umgebung, Photographische Erinnerungen, Balingen 1982, S. 80
- 16) Vgl. Gerhard Deutschmann, Ansiedlungen auf dem Bergösch – ein Projekt in der Herrschaft Straßberg, in HH 2/2011, S. 33 ff.
- 17) Hohenz. Volkszeitung (Donaubote) Nr. 91/1912 vom 25. April 1912
- 18) Auftrag und Genehmigung durch den Königl. Preuß. Regierungspräsident Graf von Brühl, Sigmaringen vom 22. Febr. 1912
- 19) Genehmigung wurde erteilt am 12. Juni 1912, erst nach Fertigstellung der Bahn
- 20) Hohenz. Volkszeitung (Donaubote) vom 13. März 1912
- 21) Vgl. 100 Jahre Truppenübungsplatz Heuberg – Entdeckungen, in einer der nächsten Ausgaben der HH
- 22) Genehmigungsurkunde durch den Königl. Preuß. Regierungspräsident Graf von Brühl vom 13. Juli 1913
- 23) Aus den handschriftlichen Lebenserinnerungen von Josef Oswald (1901 – 2002), Kaiseringen
- 24) Eduard Schäfer (1882 – 1960), geboren in der Summersmühle, Gemeinde Harrbach, heute 97737 Gemünden am Main, aufgewachsen in Möttau, heute 35789 Weilmünster in Hessen, 20 km südwestlich von Wetzlar, lernte in Darmstadt seine spätere Frau Theresia Fauler (1883 – 1955) aus Kai-

- seringen kennen, die dort bei Hauptmann von der Busche als Hausdame in Diensten war. Frdl. Auskunft von deren Schwiegersohn Siegfried Riegger, Kaiseringen
- 25) Thomas Dreher verkaufte das Gasthaus Lamm am Bölle in Kaiseringen an die Familie Gompper. Nach seinem Tod 1924 übernahm dessen Sohn Raphael Dreher (1896 – 1968) die Bahnhofswirtschaft, die bis in die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts in Betrieb war.
- 26) Vgl. Anm. 17
- 27) Hotel Schuler mit breiter Terrasse und weißen Gartenmöbeln, mit geräumigen Veranden am linken Flügelanbau, im Innern elegant und behaglich. Im Erdgeschoß ein geräumiges Restaurationszimmer, ein freundliches Frühstückszimmer, ein prachtvoller Speisesaal, ein feines Wiener-Café mit Billard, ein Spielzimmer usw. In den Obergeschossen sehr wohlhabende Fremdenzimmer mit 30 Betten; Zentralheizung, elektrisches Licht, Bäder und alle Bequemlichkeiten, die unsere Zeit verlangt. Vgl. Hohenz. Zeitung (Donaubote) vom 22. Okt. 1912, Fotos in Hörter/Hensel, S. 108 und in Hensel, S. 90/91. Über die weitere Verwendung des Hotel Schuler nach dem Ersten Weltkrieg vgl. Hörter/Hensel und Jeuck/Schaffer.
- 28) Erlass des Ministeriums für Öffentl. Arbeiten, Berlin vom 6. April 1918
- 29) Erlass desselben Ministeriums vom 7. Mai 1919
- 30) Höhe der Stützmauer 4,70 m, Sockelbreite 15,00 m, Kronenbreite 4,60 m
- 31) Bei Wikipedia findet man etliche Informationen zur Standseilbahn und die Strecke in Bildern im heutigen, größtenteils überwachsenen Zustand, vgl. de.wikipedia.org/Standseilbahn-Kaiseringen
- 32) Auf die Militärgeschichtliche Sammlung im ehemaligen Offizierskasino am Standort Stetten a.k.M., u.a. mit Dokumenten und Fotos zur ehemaligen Materialseilbahn, wird hingewiesen. Zugang über die Albstraße mit Parkmöglichkeiten in der Hardt-

straße beim Soldatenfreizeitheim „Haus Heuberg“. Öffnungszeiten werden in der Presse bekanntgegeben, in der Regel am ersten Sonntag im Monat.

Quellen

Archivalien aus dem Staatsarchiv Sigmaringen, im Einzelnen:

- Bestand HO 193 T 2 / Nr. 659, Bau einer Förderbahn, Baupläne, Kartenmaterial
- Bestand HO 235 T 11/12 Nr. 49, Schriftsätze, Genehmigung der Brückenbauten
- Bestand HO 247 T 1 / Nr. 455, Enteignung auf Gemarkung Straßberg
- Bestand HO 247 T 1 / Nr. 456, Enteignung auf Gemarkung Kaiseringen
- Bestand HO 247 T 1 / Nr. 457, Enteignung auf Gemarkung Frohnstetten

Literatur

- Hörter, Klaus/Hensel, Manfred. Chronik des Truppenübungsplatzes & der Garnison Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Inzigkofen 1980.
- Hensel, Manfred. Stetten am kalten Markt. Stetten einst und heute. Erinnerung in Bildern. Tübingen 1983.
- Jetter, Erich. Alt-Ebingen und seine Umgebung. Fotografische Erinnerungen. Balingen 1982.
- Jeuck, Erika/Schaffer, Wolfgang. 1200 Jahre Stetten am kalten Markt. 799 – 1999. Ulm 1999.
- Straßberg. 1150 Jahre. Sigmaringen 1993.
- Zeitungen und Zeitschriften
- Hohenzollerische Zeitung (Donaubote). Sigmaringen. Jg. 1911 und 1912.
- Hohenzollerische Heimat (HH). Heft 2/2008. Heft 2/2009. Heft 2/2011. Hrsg. Hohenz. Geschichtsverein Sigmaringen.

„In der Heimat fand ich vieles sehr verändert.“

Die Lebensgeschichte von Alexandrine von Üxküll-Gyllenband – Von Heiko-Peter Melle, Teil 3

„... In einzigartiger Weise wurden unsere Delegationen von dem schwedischen Gesandten in Petersburg, General Brandström, unterstützt. Seine einzige Tochter Elsa, die als Schwester in den russischen

Lazaretten arbeitete, war im Nikolajewski-Hospital auch mit deutschen Verwundeten zusammengekommen. Obwohl diese unter schlechteren Verhältnissen als die Russen lagen, ging doch ein solcher Strom von zielbewusstem Wollen, von Kraft und Zusammenhalt von ihnen aus – ganz im Gegensatz zu dem erdrückenden Gefühl der Hilflosigkeit bei den russischen Verwundeten – dass es für Elsa Brandström nurmehr einen Entschluss gab: sich der Hilfe für die deutschen Gefangenen zu widmen. Es war der Wendepunkt in ihrem Leben.

... Bei unserer Ankunft in Moskau erschien uns die Stimmung des Volkes gedrückt und zugleich unruhig. Die Regierung hatte versucht, die oft starke Erregung der aufrührerischen Menge auf die Deutschen abzulenkten. Ein Pogrom, bei dem der Pöbel die Deutschen jagte und misshandelte, ihre Häuser verwüstete und zerstörte und wertvollste Gegenstände wie Gemälde, Flügel und so weiter auf die Straßen warf, ihre Läden und Geschäfte plünderte, wurde von den maßgebenden Behörden nicht nur stillschweigend geduldet, sondern, wie es hieß, von ihnen sogar angestiftet. Ein deutscher Herr Graap, der mit einer Prinzessin Gagarin verheiratet war und daher einer besseren Behandlung gewürdigt wurde, erzählte mir später, dass er einige Tage vor dem Pogrom wohl zu seinem Schutze in das Gefängnis gebracht worden war und dass schon tags zuvor die Polizisten ihm gesagt hätten, in den nächsten Tagen könne man einiges erwarten, und sie hätten ausdrücklichen Befehl, sich weder in den Straßen zu zeigen noch einzugreifen. Während des Pogroms waren daher viele Polizisten im Gefängnis anwesend, wohin man ihnen eine Menge von dem gestohlenen Wein und Schnaps brachte, so dass sie alle betrunken waren. Frau Graap hatte den Gouverneur von Moskau, Fürst Jussupoff, mit dessen Töchtern sie befreundet war, während des Pogroms um Hilfe angerufen. Er hatte ihr mitgeteilt, dass

ihr Haus nicht auf der Liste derer stünde, die geplündert werden sollten – und damit gab er sein Mitwissen zu. Dieser Fürst Jussupoff, wohl der Vater des Rasputin-Attentäters, war sehr berüchtigt.

Es folgte dann eine weite Reise nach Sibirien um dort von den Kriegsgefangenen, die immer noch dachten Gefangenschaft sei ein Zeichen mangelnden Mutes oder der Feigheit, freudig begrüßt zu werden. Detailliert beschreibt Alexandrine dieses Eintreffen.

... Das Lager in Tjumen konnte noch verhältnismäßig zufrieden stellend genannt werden. Dagegen war mein Eindruck in Tobolsk geradezu erschütternd. Die deutschen Gefangenen, etwa 600 an Zahl, waren in einiger Entfernung der Stadt in den so genannten „Salzbaracken“ untergebracht. Das waren Holzschuppen zur Lagerung von Salzvorräten. In dem völlig dunklen Raum fehlte es an jeglicher Beleuchtung. So starrten mir aus der Dunkelheit lauter bleiche, magere, abgehärmte Gesichter entgegen. Die meisten Gefangenen waren nur auf das notdürftigste bekleidet. Einer von ihnen hatte nur ein Hemd an, an dem der Ärmel fehlte, der bei seiner Verwundung abgeschnitten worden war, wenige nur hatten Stiefel. Allgemein war die Klage darüber, dass ihnen in den Lazaretten – angeblich zur Desinfektion – alle Kleider abgenommen und nie vollständig zurückgegeben worden waren, niemals die Stiefel, selten die Mäntel.

... Ungeheure Missstände herrschten vor allem auf den Transporten. Hier war die Ernährung – sofern sie nicht überhaupt ausfiel – ebenso unzureichend wie die Bekleidung, die in keiner Weise vor der großen Kälte von -30 – -40 Grad schützte. Die Unterbekleidung fehlte vielfach ganz, meist auch Mäntel, Stiefel und Uniformen. Der größte Teil dieser Kleidungsstücke war in den Lazaretten angeblich bei der Desinfektion verloren gegangen. So waren auf diesen Transporten erfrorene Glieder keine Seltenheit. Als ich dies einmal in Omsk sehr entrüstet einem Offizier erzählte, erwiderte er achselzuckend: „Das geschieht bei uns sehr häufig. Erst vor kurzer Zeit ist hier ein Transport von Frontsoldaten angekommen, von denen mehrere erfrorene Glieder hat-

ten.“ Major Kahler berichtete mir in Dauria, dass aus einem in Cystopol abgegangenen Transport von 1.600 Mann in Dauria nur 1.100 Mann angekommen waren, alle übrigen waren während der Fahrt aus dem mit Fleckfieber und Typhus verseuchten Zug tot oder sterbend ausgeladen worden. Von diesen 1100 Mann erkrankten in Dauria weitere 810 an Fleckfieber und Typhus recurrens, 209 von ihnen starben. Auch ich sah später in Skotowo am Stillen Ozean die Reste eines fleckfieberterseuchten Transportes. An verschiedenen Stationen waren schon Tote und Sterbende ausgeladen worden. Trotzdem wurde beim Eintreffen im Lager der Rest der Gefangenen nicht isoliert, sondern auf alle Baracken verteilt. Folglich ergriff eine Fleckfieber- und Typhusepidemie das ganze Lager, und in kurzer Zeit starben 458 Menschen.

Einige Seiten weiter beschreibt Oberin Alexandrine die Verhältnisse der mangelhaften Ernährung, der ungenügenden Bekleidung, des massenhaft vorhandenen Ungeziefers sehr wortreich und genau. Man kann sich tief in die Not der Kriegsgefangenen einfühlen.

... Auf dem Rückweg nach Westsibirien besuchten wir das kleine Lager Atschinsk. Hier konnte ich meine in Irkutsk getätigten Einkäufe – 100 Hemden, 100 Hosen, 60 Paar Walinkis (hohe Filzstiefel) – hinterlassen. Als ich mich bei dem russischen Offizier über die völlig unzureichende Bekleidung der Unsrigen beschwerte, führte er mich in die russische Kaserne, um mir zu beweisen, dass für die eigenen Leute auch nicht besser gesorgt sei. Auch sie hatten an Stelle von Stiefeln nur Lumpen um die Füße gewickelt. Auch Decken und Strohsäcke gab es von den Behörden aus nicht, doch hatten die Mannschaften von zu Hause Unterlagen und dergleichen mitgebracht.

Linderung brachte wiederum die Gründung des deutsch-österreichischen Hilfswerkes. Diese Institution schickte über 40 Züge mit insgesamt mehr als 1000 Wagen um die Not zu lindern.

Dem mannhaften, entschlossenen Eingreifen des einflussreichen schwedischen Gesandten General Brandström ist es zu danken, dass die Gaben nur durch

schwedische Delegierte direkt an die Gefangenen ausgeteilt wurden. Nicht nur, dass unseren Leuten durch diese Hilfsaktion in körperlicher und gesundheitlicher Beziehung unendlich geholfen wurde, fast noch wichtiger war die seelische Stärkung, die sie durch das beglückende Bewusstsein erhielten, dass die Heimat ihnen diese Opfer brachte. Dieser Hilfsaktion ist die Rettung vieler Tausenden zu danken, die sonst dem sicheren Tode verfallen gewesen wären.

Überwältigend war der Eindruck auf die Russen. Hatte man ihnen doch immer vorgesagt, dass Deutschland völlig erschöpft und einer Hungersnot nahe sei. Und nun erfuhren hier die Gefangenen eine so großartige Hilfe, wie sie ihnen selbst niemals zuteil geworden war. Sie sahen auf eine ihnen unvorstellbare Fülle von Liebesgaben, Medikamenten, Verbandstoffen usw. Auch Ausländer zollten dieser Opferwilligkeit große Bewunderung. So sagte mir eine Französin, die in Russland einen Deutschen geheiratet hatte, der, ganz in Russland aufgewachsen, sich seiner deutschen Abstammung kaum erinnerte, sie sei ganz im Deutschenhass erzogen worden, doch die unerhörte Behandlung der Deutschen durch die Russen hätte ihre Russenfreundlichkeit sehr abgekühlt, die großartige Hilfsaktion dagegen eine warme Bewunderung für Deutschlands Tüchtigkeit in ihr geweckt.

Die Reise der Schwesterndelegation ging weiter bis in die Kirgisensteppe und wiederum zurück nach Peters-

burg. Dort sahen die Schwestern erneut in tiefe Abgründe, im wahrsten Sinne des Wortes:

Der fürchterlichste Ort des Grauens war in Novo Nikolajewsk das Lager Gowdok. Es war ein so ergreifender Anblick, dass ich meine Empfindung nur mit Goethes Worten wiedergeben kann. „Wenn unser Blick ins Ungeheure sieht, steht der Verstand uns eine Weile still, wir wissen nicht, womit wir es vergleichen.“ Mir stand nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz still. Denn hier vegetierten - man kann nicht sagen lebten - unsere armen, prächtigen Leute in den so genannten Erdbaracken. Das waren tief in den feuchten Lehm gegrabene Höhlen, dunkel, dumpf, nass und stickig. Man glaubte, in eine Grabeshöhle hinunterzusteigen. An Wänden und Decken perlte das Wasser und tropfte hernieder. Auf übereinander errichteten Bretterböden lagen die Gefangenen auf feuchtem, schmutzigem Holz, Gesunde und Kranke dicht neben und übereinander. Typhus, Fleckfieber, Nephritis, Tuberkulose forderten ungeheure Opfer. Die gänzlich entkräfteten, halbverhungerten und halb nackten Menschen hatten keine Widerstandskraft mehr.

... Unendlich beglückt und erlöst waren wir, dass es dem Protest unserer Delegation gelang, vor unserer Abreise die Schließung der Erdbaracken zu erreichen. Unsere braven Leute wurden in eine nahe stehende, gut gebaute, saubere leere Kaserne übergeführt.

Von vielen Seiten wurden mir in dieser Weise war-

mes Interesse und wirksame Unterstützung zuteil. Vielleicht bin ich die einzige, die aller dieser Menschen wie des Barons und der Baronin Schilling, des Barons Meyendorff, des Grafen und der Gräfin Stackelberg und mancher anderer noch in Dankbarkeit gedenkt. Denn viele von ihnen sind der Umsturz Bewegung zum Opfer gefallen. Graf Stackelberg wurde vom Pöbel aus seinem Haus gerissen und auf der Straße ermordet.

...Während ich also von vielen Stellen hilfreich unterstützt wurde, fanden wir beim amerikanischen Botschafter Marye, der die deutschen Interessen zu vertreten hatte, wenig Entgegenkommen. Ich ging mit Oberst Muus absichtlich erst dann zur amerikanischen Botschaft, als ich von den Kaiserinnen und im Kriegsministerium bereits empfangen worden war. Ich frug auch nicht nach dem Botschafter, sondern nach dem diensttuenden Herrn; wir wurden jedoch gleich zum Botschafter geführt. Er hörte sich die packenden Schilderungen von Oberst Muus zwar an, doch fühlte man sofort aus der kühlen, geschäftsmäßigen Art, in der er die schlechten Verhältnisse bedauerte, dass er nie die leiseste Anstrengung zur Verbesserung der Lage unserer Gefangenen machen würde. Hätte er sich ihrer von Anfang an angenommen, so wäre das Leben vieler erhalten geblieben. Er soll jedoch sofort erklärt haben, es fielen ihm nicht ein, seine gute Position aufs Spiel zu setzen, um das Leben von ein paar tausend Gefangener zu retten.

(Fort. folgt)

Veranstaltungen und Exkursionen

Die Termine der Heimatkundlichen Vereinigung für März und April

MÄRZ

Mittwoch, 18. März 2015: Vortrag: Die Erzabtei St. Martin zu Beuron in der Zeit des Nationalsozialismus mit Dr. Franz-Josef Ziwes.

„Als Folge der nationalsozialistischen Maßnahmen und ihrer kirchenfeindlichen Einstellung wurde die seelsorgerliche Tätigkeit der Abtei ab 1934 mehr und mehr eingeschränkt und teilweise verboten. Es erfolgten Predigtverbote, Beschlagnahme von religiösen Schriften, Verweisung von Patres außerhalb Beurons, Ausweisung eines Angehörigen der jüdischen Rasse außer Landes, schließlich Reiseverbot für jeden einzelnen Klosterangehörigen durch die Gestapo, so dass damit jede religiöse und seelsorgerliche Tätigkeit außerhalb Beurons unterbunden wurde. Anfang 1942 wurden die Klostergebäude von der Wehrmacht für Lazarettzwecke beschlagnahmt.“ Mit diesem gerafften Überblick der Jahre 1933 – 1945 leitete die Klosterverwaltung Beuron im März 1958 ihren Antrag auf Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts ein. Die im Rahmen eines Vergleichs gewährte Entschädigung lief schließlich auf eine Rückerstattung zu viel erhobener Steuern hinaus. Staatsrechtlich war damit das Kapitel Nationalsozialismus für die Erzabtei Beuron abgeschlossen. Was aber steckte hinter den Maßnahmen, die den Mönchen der Abtei seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten das Leben in- und außerhalb der Abtei erschwerten? Hatte die Politik der Nationalsozialisten auch

Auswirkungen auf das Zusammenleben innerhalb des Konvents? Warum wurden die Klostergebäude von der Wehrmacht beschlagnahmt? Diesen und weiteren Fragen geht der Archivar und Historiker Dr. Franz-Josef Ziwes nach. Der Redner ist stellvertretender Abteilungsleiter und Referatsleiter im Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung Staatsarchiv Sigmaringen und hat als Mitglied und im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg zahlreiche bislang unveröffentlichte Quellen zum Thema ausgewertet und konnte dabei Einblicke in ebenso spannende wie aufschlussreiche Vorgänge gewinnen. 20.00 Uhr, Balingen, Landratsamt Zollernalbkreis (Sitzungssaal), Hirschbergstraße 29, Eintritt frei.

Montag, 23. März 2015: Ausstellungsführung (Programmänderung!): „Sammeln wie gedruckt“. Werke der Sammlung Gerhard und Brigitte Hartmann von A bis Z mit Jeannette Brabenetz, M.A. und Gerhard Hartmann.

Im Dezember 2014 hat das Sammlerpaar der Stadt Albstadt seine Grafiksammlung geschenkt, die sich als Dauerleihgabe bereits seit über 20 Jahren im Bestand der Galerie Albstadt befindet. Die Vielfalt der rund 4.500 Blätter umfassenden Sammlung ist vor allem einem vernetzt und offen denkenden Geist zu verdanken, der bei seiner Sammeltätigkeit häufig von Karlsruhe, wichtiges künstlerisches Zentrum der Druckgrafik im Südwesten und langjähriger Lebensmittelpunkt des Sammlers, ausging, das Spektrum aber auch auf die internationale Welt des Druckens hinaus erweiterte.

Das fertige Druckerzeugnis als Kunstwerk war jedoch für den gelernten Schriftsetzer und Gebrauchsgrafiker nicht oberster Sammlungszweck; genauso wichtig war das Aufzeigen künstlerischer Verfahrensweisen und Techniken. Die Ausstellung „Sammeln wie gedruckt“ zeigt daher vor allem Arbeiten, die das Entstehen eines Kunstwerkes sichtbar machen, wie die eigens von Hand kolorierten Radierung, autorisierte Künstlerabzüge, Probe- und Zustandsdrucke.

Daneben stehen faszinierende druckgrafische Experimente, wie u.a. die sogenannten Dosendrucke von Reinhold Koehler, ein Knautschblatt von Alfonso Hüppi, Materialdrucke von Paul Bedra, eine Foto-Transfer-Arbeit von Ulrike Bolenz oder großformatige Holzschnitte in beeindruckender Farbigkeit von Cees Andriessen. 17.00 Uhr, Galerie Albstadt, Städtische Kunstsammlungen, Kirchengraben 11, acht Euro.

APRIL

Samstag, 18. April 2015: Tagesexkursion: Zaininger Maar, Mörike in Ochsenwang, Weilheim (Teck),

Weinprobe mit Monika Medel.

Busfahrt: Abfahrt in Albstadt-Ebingen, Busbahnhof 7 Uhr; Balingen, Stadthalle 7.30 Uhr. Umlage 35 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

Freitag, 24. April 2015: Mitgliederversammlung und Vortrag von Prof. Dr. Paul Münch: „Wo wir sind isch vorne!“ Sind Schwaben besonders fleißig?

18 Uhr, Albstadt Lautlingen, Stauffenberg Schloss, Eintritt frei.

STAMMTISCHE

Jeweils am ersten Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebingener Stammtisch um 15 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstraße 67, 72458 Albstadt-Ebingen, Telefon (0 74 31) 41 88.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07.

Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Bei allen Veranstaltungen sind Gäste jederzeit willkommen.

Die Autoren dieser Ausgabe

Gerhard Deutschmann
c/o Kreisarchiv Zollernalb
72359 Balingen

Heiko Peter Melle
Tierbergstraße 1
72459 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4,
72461 Albstadt,
Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Das Wunder am Bahnsteig

Wie Hans Mendgen aus Rosenfeld das Kriegsende erlebte

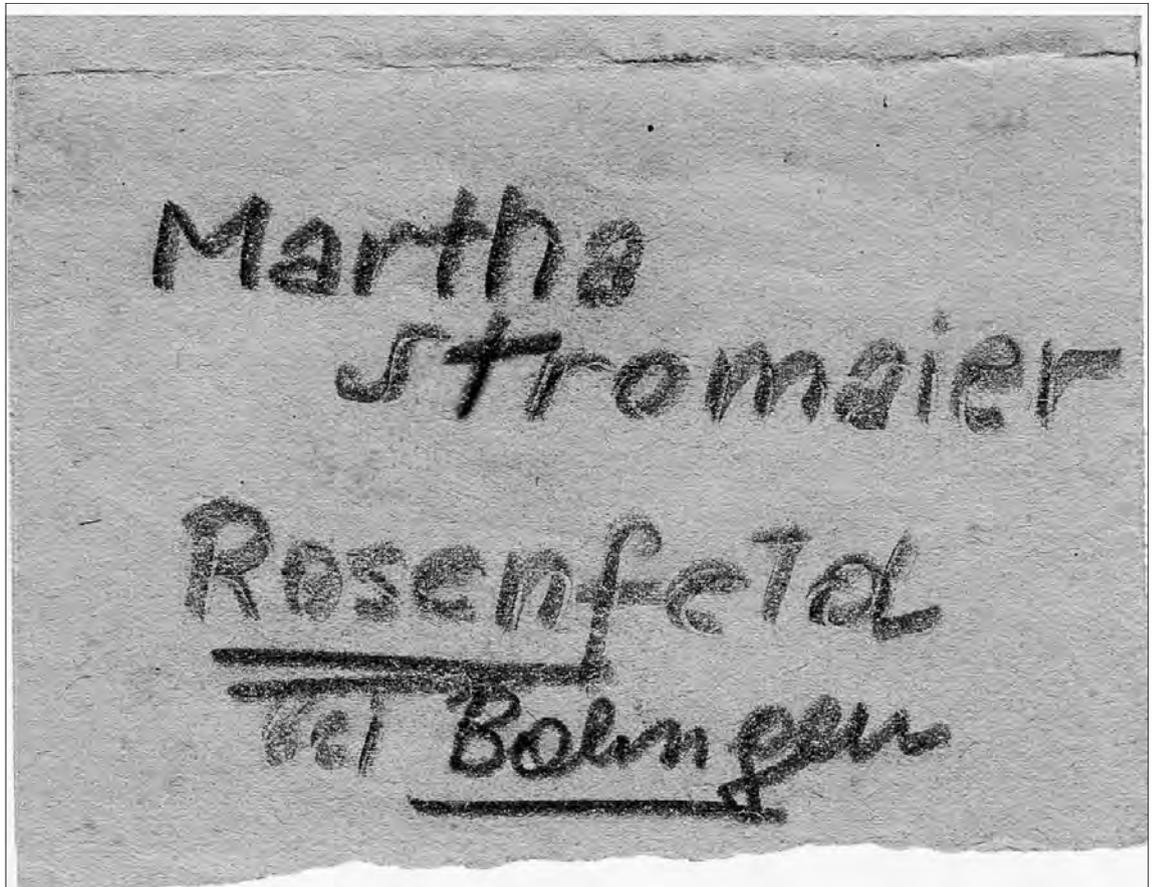
Die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg trat am 8. Mai 1945 um 23:01 MEZ in Kraft.

In der zweiten Aprilhälfte 1945 war ich gemeinsam mit ein paar Kameraden von unserer früheren Flakbatterie unterwegs nach Rosenfeld, einem kleinen Städtchen auf der Schwäbischen Alb, in dem wir Bekannte hatten. Auf dem Weg dorthin, trafen wir oberhalb eines kleinen Dorfes einen deutschen Polizisten. Das traf sich gut, wir hatten doch keine Landkarte und gingen also nur ganz grob geschätzt in eine nur eventuell richtige Richtung. Und der Polizist kannte sich aus und erklärte uns genau, wie wir gehen sollten. Als er sich verabschiedete versprach er noch, uns jemanden herauf zu schicken, der uns etwas zu Essen bringen würde. Kaum war er hinter den ersten Häusern Oberdisheims, wie das Dorf hieß, verschwunden, kam auch schon ein ganz junges Mädchen mit einem Korb voll guter Sachen. Wir waren sehr glücklich endlich wieder was zwischen die Rippen zu kriegen, hatten wir doch schon seit Tagen nichts mehr gegessen. Allerdings ahnten wir nicht, dass der Polizist uns währenddessen bei der französischen „Besatzungsmacht“ von Obernheim, seinen neuen Chefs meldete („verriet“ wollte ich eigentlich schreiben, aber so klingt's ziviler und wir hatten doch innerlich mit dem Krieg abgeschlossen, aber wurmen tut's mich noch heute.). Die sogenannte Besatzungsmacht bestand aus den ehemaligen französischen Kriegsgefangenen Obernheim, die von den vorrückenden Truppen mit Waffen und sogar einem Auto ausgestattet worden waren. Mit diesem Vehikel kamen sie nun zu viert angebraut, sie wussten ja, wo wir etwa waren. In dem Moment, als sie uns entdeckten, schossen sie mit Ihren Gewehren in die Luft, brüllten „Ände ooch“ und nahmen uns gefangen. Wir hatten ja keine Waffen mehr und das wussten sie auch schon, also konnte man gleich abfahren. Dass der alte Opel P4 eigentlich nur vier Sitze hatte, spielte keine Rolle, als innen kein Platz mehr war, setzte man sich außen auf die Scheinwerfer und die Kotflügel – und ab ging's nach Obernheim.

Nachdem wir dort angekommen waren, nahmen sie erst unsere Personalien auf und eröffneten uns dann, dass sie selbst hier im Ort während der ganzen Jahre ihrer Gefangenschaft immer sehr gut behandelt worden seien. „Wenn ihr versprechen, dass ihr nicht abhauen, sie dürfen gleich eute zu Bauern gehen und dort schafften und essen“, sagten sie. Nur zum Schlafen mussten wir in ihre bisherige Bleibe kommen, einem großen abschließbaren Raum mit weißbezogenen Betten.

Eine ganze Woche lebten wir dort wie Gott in Frankreich, dann brachten sie uns weisungsgemäß mit ihrem Auto nach Balingen ins Kriegsgefangenenlager am Südbahnhof. Dort sah es natürlich völlig anders aus und zu essen gab es so gut wie gar nichts. Aber dank meiner, wenn auch noch recht geringen Französischkenntnisse, ergatterte ich für unsere ganze Clique von sieben Leuten einen Arbeitsplatz außerhalb des Lagers. Wie der Lagerleiter Balbo es mir vorhergesagt hatte, kam prompt eine ganze Reihe Balingener Bürger, die uns von dem Wenigen, das sie ja damals selber hatten, zu essen und zu trinken brachten. So verbrachten wir eine weitere Woche auf recht erträgliche Weise in dieser Stadt.

Aber dann, am Morgen des 7. Mai, mussten wir, eine inzwischen auf mehrere Hundert angewachsene Gruppe von Kriegsgefangenen, zum Abmarsch nach Rottweil vor dem Lager antreten. Ohne Halt tappten



Hans Mendgen schrieb kurz nach Kriegsende an Martha Stromaier.

Quelle: Hans Mendgen

wir an diesem schönen Tag nach Rottweil. Dort war der ganze Platz um die Dominikanerkirche mit einem hohen Stacheldrahtverhau gesichert, innerhalb dessen bereits Hunderte von Leidensgenossen warteten. Außerhalb der Umzäunung stand halb Rottweil und reichte den innerhalb stehenden Kriegsgefangenen durch die dichten Maschen des Zaunes allerhand Nützliches und natürlich vor allem Essen und Trinken. Aber die Franzosen schienen plötzlich Angst zu bekommen bei diesem Chaos den Überblick zu verlieren, denn auf einmal gaben sie ein paar Schüsse in die Luft ab und der Dolmetscher befahl, dass nur noch direkte Angehörige der Gefangenen oder Kinder an den Zaun kommen dürften und ausschließlich Nahrungsmittel oder Trinken herübergereicht werden dürfe.

Zwei Jahrzehnte später bot die Volkshochschule Balingen einmal eine historische Führung durch Rottweil an, bei der ich mich auch beteiligte. Als wir an der Dominikanerkirche vorbei kamen, sprach ich die Dame an, die die Führung leitete und berichtete kurz von meinen Erlebnissen dort am 8. Mai 1945. Sie war sehr überrascht, sie sei Rottweilerin und wisse, dass sich bis heute noch niemand gemeldet habe, der damals als Kriegsgefangener hier war. „Aber mein Vater hatte eine Metzgerei und ich war damals 14 und musste den ganzen Tag den Kriegsgefangenen von ihm gekochte Suppen bringen“, sagte sie. Von ihr erfuhr ich auch, dass es der damalige Pfarrer dieser Kirche war, der die Franzosen überreden konnte, uns die Nacht nicht auf dem Pflaster vor der Kirche übernachten zu

lassen, weil die Nächte die auf die damals so sonnigen Tage folgten, immer eisig kalt waren. Und wir waren damals sehr überrascht und dankbar, dass man uns, als es dunkel wurde, auf den Dachboden der Kirche trieb. Aber wir hatten Angst, dass der Fußboden da oben einer solchen Belastung nicht standhalten könne. Er hielt uns aber aus und am nächsten Tag ging schon frühmorgens das übliche Geschrei los: „Schnell, schnell, allez vite, runterkommen!“ Na, so schnell wird das nicht gehen, an einer Stelle fehlte eine ganze Stufe, da staute sich wahrscheinlich wieder alles. Aber was war denn da los? Auf dem Absatz, kurz nach der fehlenden Treppe, stand ein Franzose, hielt sein Gewehr am Lauf und drosch blindlings wie ein Verrückter auf jeden ein, der vorsichtig diese defekte Stelle gerade überwunden hatte. Und jetzt trat Paul in Aktion, unser Freund der hühnenhafte Fahnenjunker dreht sich zu uns um und sagt: „Jetzt stolpere ich bei der kaputten Stufe und flieg auf den Franzosen und ihr schaut, dass ihr mir sofort Platz macht, dass ich unten ganz schnell verschwinden kann – auf geht's! Und er flog in den überraschten Franzosen, dass es krachte und der fast seine Knarre verlor. Wir anderen sahen zu, dass wir in der Masse Menschen auf dem Hof untertauchen, der Gott sei Dank nicht mehr weit war. Und der Franzose tobte vergeblich und musste zudem noch den Spott seiner Kumpele ertragen.

Ohne sich womöglich mit einer Essenausgabe aufzuhalten, befahl man uns, am Ausgang anzutreten, vor dem bereits ein Lastwagen stand. Dessen hintere Klapp-

pe wurde heruntergekippt und nun hieß es wieder „Allez, allez vite, vite aufsteigen, aufsteigen snell snell!“ Und nun mussten wir dicht an dicht aufrecht stehend die Ladeflächen der Lastwagen füllen, deren Seitenwände knapp einen Meter hoch waren. Es ist ein endlos langer Konvoi, der sich dann endlich in Bewegung setzte. Wohin? Natürlich westwärts, Richtung Frankreich, wohin sonst? Auf den holprigen Straßen der damaligen Zeit wirbelten die Lastwagen Wolken von Staub auf und fuhren äußerst verwegene. Ich war froh, dass ich nicht ganz außen stand, weil in den Kurven die armen direkt an den Seitenplanken stehenden Kameraden so dagegen gedrückt wurden, dass sie oft vor Schmerzen schreien mussten. Jeden Stau empfanden wir als Erholung, leider kam so was nur selten in Ortschaften vor. Aber einmal erinnere ich mich, da blieb gerade unser Vehikel mitten in einem Dorf stehen. Gleich kamen Leute aus den Höfen und wurden von den Franzosen nicht einmal verjagt. Sie brachten uns auch zum Essen und zum Trinken und eine Frau hatte sogar Bleistifte und Papier dabei, falls einer nach Hause schreiben wollte. Sie werde sich bemühen, dass alle Briefe an ihre Adressaten gelangen würden, versicherte sie uns. Auch ich ließ mir ein Blatt und einen Stift geben und schrieb an meine Freundin, die ich erst vor ein paar Wochen kennen gelernt hatte. Der Brief ist sogar angekommen – ein einfaches Blatt Papier mit der Adresse auf der Rückseite und ohne Umschlag, und er existiert heute noch, weil meine Freundin und spätere Frau Marta alle aufgehoben hatte. Allerdings ist er inzwischen deutlich vergilbt. Zusammengelegt ist der Originalbrief 7,5 mal 10,5 Zentimeter groß.

Dann ging's weiter und am späten Nachmittag erreichten wir Kehl, wo ein riesiges Areal mit einem dichten Stacheldrahtverhau umgeben auf uns wartete. Aber es war keineswegs leer, da wimmelte es vor Menschen, aber auch für uns war noch Platz genug da. Kaum waren wir jedoch zur Ruhe gekommen, merkten wir, dass irgend was mit unseren Augen nicht stimmte. Die brannten ja wie Feuer? Aber bald klärte uns ein Arzt auf, der wie wir ebenfalls ein Kriegsgefangener war. Ihm ging es genau so, wir hätten alle besser getan, während dieser Fahrt die Augen geschlossen zu halten. Fast alle litten jetzt unter einer Bindehautreizung, helfen konnte er uns aber auch nicht. „Bis morgen früh wird das meiste überstanden sein“, sagte er.

Kurt, mit dem ich schon von Dänemark her befreundet war und der auch zu unserer Clique gehörte, und ich holten die Decken aus unseren Rucksäcken, wickelten uns hinein und betrachteten den klaren Sternenhimmel. Wenn man nicht zu oft mit den Augenlidern klimperte, waren die Schmerzen am besten auszuhalten. Wir vergaßen Zeit und Raum und erzählten uns gegenseitig Erlebnisse von früher. Doch auf einmal war irgendetwas anders, wir hörten laute Stimmen, verstehen konnten wir aber nichts. Dann steigerte sich das zum Geschrei und auf einmal knallten Gewehrschüsse. Die schossen ja mit Leuchtpurmunition – was war da los? Soldaten rannten zu unseren Bewachern, die in überdachten Häuschen rund um das Lager postiert waren und auf einmal meinten wir einzelne Wörter zu verstehen: „Victoire, Victoire.– la guerre est fini!“ (Sieg, Sieg, der Krieg ist aus) oder so ähnlich und dann erschienen, von Flakscheinwerfern an den nächtlichen Himmel projizierte „V“-Zeichen – tatsächlich, der Krieg war offenbar wirklich zu Ende.

Was wird nun aus uns, Fragezeichen über Fragezeichen – und abwarten. Mehr konnten wir nicht tun, aber hoffen konnten wir, hoffen und nochmals hoffen. Jetzt war an Schlaf überhaupt nicht mehr zu den-

ken. Irgendwann ging aber auch diese Nacht vorbei und die Posten standen immer noch an ihren Plätzen und hielten sich an ihren Maschinenpistolen fest. Dann kamen ganze Trupps weiterer französischer Soldaten und ein Dolmetscher befahl uns, in Sechserreihen vor dem Ausgang anzutreten. Dann wurde das Tor geöffnet und wir marschierten ins Ungewisse. Links und rechts begleiteten uns bewaffnete französische Soldaten. Es war ein langer Zug, Tausend oder Zweitausend oder gar noch mehr deutsche Kriegsgefangene, ein trauriger Haufen von verwahrlosten, heruntergekommenen Männern, die teilweise schon seit Wochen keine Möglichkeit mehr gehabt hatten sich zu waschen oder gar sich zu rasieren. Viele von ihnen hatten schon seit Tagen weder etwas zum Essen, noch etwas zum Trinken gesehen und wirkten apathisch.

Kaum waren alle aus der, einer riesigen Viehkoppel ähnlichen Umzäunung herausgekommen, gab's vorne ein Stockung – also wieder warten. Rechts von uns standen große Wohnblocks die verlassen wirkten, waren sie evakuiert worden? Kein Mensch war zu sehen. Du, ich geh mal schauen, ob's dort Wasser gibt oder vielleicht sogar was zum Essen? Und auf einmal trat hier einer und dort noch einer aus der Formation heraus und ging ganz selbstverständlich auf die offen stehenden Türen zu, ganz lässig. Den Wachposten schien es egal zu sein – ich war übrigens auch einer von diesen frechen Kerlen. Auch die Wohnungstüren fanden wir offen stehend, aber in den Wohnungen war ja sowieso nichts Essbares, denn Kühlschränke gab's damals noch nicht. Also ab in den Keller – und da wurde ich fündig, gleich im ersten Raum standen Regale voll mit eingelegten Früchten: Birnenkompott, Apfelkompott und ich weiß nicht mehr was sonst noch alles. Jetzt hatten wir was zum Essen und zum Trinken, denn in jedem Glas schwappte der vielversprechende Fruchtsirup herum. Wasser gab's so wieso nicht, das war abgestellt. Mein Rucksack war groß genug, mehr hätte ich auch gar nicht tragen können, also schnell zurück, ehe die Wachposten womöglich aufwachten. Unsere ganze Clique profitierte von meinen Mitbringseln und noch ehe es wieder weiterging, hatten wir uns mal wieder einigermassen satt gegessen und satt getrunken. Und es war sogar noch was übrig geblieben, für den nächsten Durst und Hunger.

Schon wieder hatten wir Glück gehabt. „Mit was haben wir das eigentlich verdient“, philosophierte Paul, der Fahnenjunker, der noch richtig gepflegt wirkte, sich aber heute statt seiner normalen Brille eine Gasmaske aufgesetzt hatte, die ihn richtig doof erscheinen ließ. „Sonst falle ich noch mehr auf unter den anderen armen Schweinen, die heute schon wieder nichts erwischt haben!“

Und dann ging's tatsächlich weiter. Ich erinnere mich nicht mehr, über was für eine Brücke wir nach Straßburg kamen, aber auf einmal waren wir dort, unser teilweise sogar zerlumpter Rest der einst so „stolzen deutschen Wehrmacht“. Zunächst hatte die Stadt noch einen ländlichen Charakter, es waren Bauernhäuser, an denen man uns vorbeiführte – und da kam tatsächlich eine Frau aus einem dieser Häuser und bot uns Wasser für unsere Feldflaschen an. Sie hatte sogar einen Korb voll kleiner Päckchen mit belegten Broten dabei, die sie uns reichte, „prenez donc“ (nehmen Sie doch, oder so ähnlich). Eines davon drückte sie einem Posten in die Hand, der es gerne annahm. Sie blieb aber die einzige, die uns persönlich etwas brachte, dafür aber standen vor anderen Häusern Eimer mit frischem Wasser und daneben kleine in Zeitungspapier eingepackte Brote. Ein paar unserer Kolonne, hauptsächlich junge

Männer, trauten sich erneut, aus der Reihe zu treten um was mitzunehmen. Auffällig war, dass es mehr Jüngere waren, die das wagten, und mir kam außerdem vor, dass meine Jahrgänger, also die Jüngeren, ich war damals 18, eher unterrepräsentiert waren. Die älteren Landser hatten aber auch deutlich mehr Angst so etwas zu riskieren, obwohl die völlig uninteressierten Bewacher uns ja gewähren ließen.

Aber schlagartig wendete sich dann das Blatt. Laut fluchend rannte ein offenbar höherer Vorgesetzter unserer Posten daher, schoss mit seiner MP in die Wassereimer, zertrampelte die Päckchen und brüllte in Richtung der Häuser: „Jetzt haben wir euch von den Nazis befreit und ihr gebt denen zu fressen und zu saufen“. Aus war's mit Wohltaten, wer sich bis jetzt nicht getraut hatte, musste hungrig weiterstapfen und den Straßburgern noch ein paar Stunden lang den Beweis für den Sieg der Franzosen über die Deutschen liefern. Links und rechts der Straßen, durch die man uns führte standen sie zu Tausenden, aber man hörte kein Wort – es war sogar beängstigend still. Noch heute kann ich dieses Verhalten nicht ganz begreifen. Das einzige Geschrei, das ab und zu die Stille durchbrach, kam von jungen Leuten im Siegestaumel. In zum Teil offenen Autos, fuhren sie laut „Victoire“ grölend durch die Straßen, aber auch sie beachtetten uns nicht.

Inzwischen stand die Sonne schon tief und auch das Interesse der Leute an uns nahm zusehends ab. Als wir dann merkten, dass es Richtung Bahnhof ging, waren die Bürgersteige praktisch leer. Todmüde erreichten wir unser Ziel endlich, wo ein langer Güterzug mit offenen Kohlewaggons schon auf uns wartete. Fast alle Waggons hatten einen kleinen, erhöht angebrachten und gegen den Fahrtwind geschützten Platz für die bewaffneten Wachsoldaten, Junge Kerle in funkelneuen Uniformen. Direkt neben unserem Waggon an einem zum Bahnhof gehörenden Gebäude, war ein Wasserhahn, er tropfte sogar. Und unsere Feldflaschen waren inzwischen längst wieder leer. Sehnsüchtig schaute mein Nachbar, ein älterer Soldat (ich dachte im Stillen, er könnte fast mein Vater sein) in die Richtung und jammerte: „Vielleicht lässt uns der Posten Wasser holen, ich hab' den ganzen Tag noch nichts getrunken“. Ja von wegen, ein zaghafter Versuch, ihn darum zu bitten, brachte ihm lediglich ein gebrülltes: „ta gueule!“ (Schnauze!) ein – womit alles gesagt war.

Kurz darauf kam auf dem Bahnsteig ein Unteroffizier oder Feldwebel der Première Armée daher und wurde von einem Kameraden unseres Nachbarwaggons mit weitaus besseren Französischkenntnissen als meinen kümmerlichen Resten aus der Schulzeit, angesprochen. Ich erinnere mich noch, als ob es erst gestern war, als er anfang: „Monsieur camerade...“ und etwa so fortfuhr: „haben sie die Güte den Bewacher zu bitten, uns zu erlauben, unsere Feldflaschen an dem Wasserhahn zu füllen“. Er antwortete etwas wie: „pas de chance“ (keine Chance), und: „Gebt mir eure Flaschen, ich hol euch was ihr braucht!“ Und dann geschah von unserem damaligen Standpunkt aus gesehen ein Wunder. Er ging von Waggon zu Waggon, den ganzen langen Güterzug entlang und brachte deutschen Kriegsgefangenen Wasser, und kein einziger Posten traute sich, ihn daran zu hindern. Kurz bevor der Zug dann abfuhr, war er mit seiner Arbeit fertig. Und das war am Abend des 9. Mai 1945, einen Tag nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht.

Aus der Kriegsgefangenschaft wurde ich aber erst mehr als dreieinhalb Jahre später entlassen, am 1. Dezember 1948.

„In der Heimat fand ich sehr vieles verändert“

Die Lebensgeschichte von Alexandrine von Üxküll-Gyllenband – Von Heiko Peter Melle, Teil 4

Immer wieder bemerkt man, dass Gräfin Alexandrine Verbindungen zu höchsten Würdenträgern hatte. Auch mag es oftmals ihr Name gewesen sein, der in Russland natürlich schnell an die baltische Herkunft erinnerte, der ihr so manche Tür geöffnet hat. Es herrschte weiterhin Krieg und es war absehbar, dass beim geringsten Anlass die Reise zu Ende sein würde:

„Auf unserer Rückfahrt von Ostsibirien wurde in Nertschinsk unsere Reise unterbrochen und unsere Rückkehr befohlen: Im Schwarzen Meer war ein russisches Sanitätsschiff des Roten Kreuzes von Deutschen torpediert worden und untergegangen. 15 Rot-

Kreuzschwestern waren dabei ertrunken, darunter eine Nichte des Generals Meyendorff. Deutscherseits wurde behauptet, dass das Schiff auch Munition geladen hätte. Die Wahrheit wird man nie ergründen.

...Tiefbewegt mussten wir die Rückreise antreten. In Petersburg verabschiedete ich mich vom Generalstabschef Belajeff und zeigte ihm noch die mir inzwischen zugeschickten Listen über die Verpflegung der russischen Kriegsgefangenen in Deutschland. Er war überaus freundlich und entgegenkommend und entsprach auch bereitwillig meiner Bitte, Schwesterreisen auch in Zukunft durchzuführen. Nach meinem Ab-

schiedsbesuch bei General Brandström, dem ich noch eingehend berichtete, wie auch bei Heidenstams, vernichtete ich im Hotel bis um 4 Uhr früh alle meine Schriftlichkeiten und bestieg, begleitet von meinem treuen Kapitanleutnant Mirkowitsch, um 8 Uhr morgens den Zug nach Torneo. Hier hatte ich einen kleinen Zwist mit dem Leiter der Sicherheitspolizei in Russland. Er wollte meine Sachen durchsuchen, was gemäß unseres Abkommens unzulässig war. Ich hatte immer zwei kleine Reisetaschen bei mir, eine schwarze und eine gelbe, und um nicht kleinlich und ängstlich zu erscheinen, reichte ich ihm schließlich die schwar-

ze. Es befanden sich zufällig noch einige 20-Mark-Goldstücke darin, die ich den Gefangenen gegen Rubel eingetauscht hatte und die nun zurückgehalten wurden, was mir ziemlich gleichgültig war.“

Die Gräfin kehrte nach Wiesbaden zurück in der Annahme dort nun verbleiben zu können. Das war ein Trugschluss denn im 1917 bolschewistisch gewordenen Russland wurden die Gefangenenlager aufgehoben, die Gefangenen selbst kurzerhand als frei erklärt. Die Not der versprengten Gefangenen war namenlos und Hilfe schien nicht in Sicht außer mit salbungsvollen Worten.

„...Ganz außer sich schrieb General Brandström: 'Mit Worten und Versprechungen können wir die Verzweifelten nicht vor dem sicheren Hungertode retten.'

„Die (schwedische) Königin, eine badische Prinzessin und Lieblingskelin des alten Kaisers, war sehr bewegt. Sie bat mich, den beiden schwedischen Schwestern eine Unterredung mit der deutschen Kaiserin zu vermitteln. Ich wandte mich sofort nach Bad Homburg, wo sich die Kaiserin damals aufhielt, in der festen Überzeugung, keine Fehlbitte zu tun.

Wie oft habe ich in meinem späteren Leben sehnsüchtig dieser stets bereiten Unterstützung gedacht! Ihre Majestät, von dem Wunsche beseelt zu helfen, entsprach sofort meiner Bitte. Damit änderte sich mit einem Schlage die ganze Sachlage. Die schwedischen Schwestern wurden zu Ihrer Majestät nach Homburg befohlen, erhielten sogar zur Fahrt einen besonderen Wagen im Extrazug. Sie konnten der Kaiserin eingehend über die verzweifelte Lage der Gefangenen berichten und waren von der Ergriffenheit der Kaiserin bei ihren Schilderungen tief bewegt. Die Kaiserin schrieb sofort an den Kaiser und an Hindenburg um Bereitstellung der erforderlichen Mittel und war entschlossen, ihre Perlen zu verkaufen, falls die Geldmittel nicht aufgebracht werden könnten. Doch Minister Stein sicherte umgehend 1 ½ Millionen zu. Die Schwestern waren ganz hingerissen von ihrem Eindruck und schilderten ihn mir tiefbewegt.“

Erneut ging es nach Russland, diesmal unter anderen politischen Vorzeichen. 18 Kommissionen waren unterwegs! Jetzt hatten Gräfin Alexandrine und ihre Mitschwester gute Möglichkeiten zu helfen und das brachte ihnen selbst natürlich glückliche Momente. Aber auch ganz andere Situationen erwarteten die Helfer des Roten Kreuzes:

„Bedrückend waren auch meine Besuche in den Gefängnissen. Da ich vom obersten Justizchef die schriftliche Erlaubnis hatte, die deutschen Gefangenen zu jeder Zeit besuchen zu können, machte ich für gewöhnlich meine Gänge nicht während der offiziellen Besuchsstunde, die für sämtliche Gefangene, auch für die russischen, angesetzt waren. Doch einmal hatte mich einer der Unsrigen so dringend um etwas gebeten, ich weiß nicht mehr, war es ein Kleidungsstück oder eine Nachricht, dass ich die allgemeine Besuchsstunde benützte. Nie werde ich den erschüt-



Alexandrine von Üxküll-Gyllenband als Oberin der Rittberg-Schwesternschaft im DRK.

Quelle: DRK-Schwesternschaft Berlin e.V.

ternden Eindruck vergessen. In einem großen Raum standen hinter eisernen Gitterstäben etwa zwanzig bis dreißig Leute, davor eine Unzahl von Angehörigen. Es waren ja keine Verbrecher, sondern politische Häftlinge. Alle versuchten, sich verständlich zu machen, zu Wort zu kommen und so entstand ein solches Geschrei, dass überhaupt niemand etwas verstehen konnte. Und zu denken, dass diese Menschen sich vielleicht zum letzten Mal sahen... Schauernd und entsetzt floh ich.“

Man kann es in den Erinnerungen deutlich herauslesen: Oftmals ging es den russischen Bürgern nicht viel besser als den Gefangenen! Erschreckende Szenen haben sich hier abgespielt, aber für diese Menschen konnte und durfte sich die Gräfin nicht einsetzen!

„Anfang Juli wurden wir von einem furchtbaren Schläge getroffen. Der von uns allen so hochverehrte und geliebte Graf Mirbach, die Stütze des Deutschtums, wurde ermordet. Zwei Abgesandte einer russischen Vereinigung hatten ihn im Interesse eines in Haft

befindlichen Angehörigen, eines angeblichen Grafen Mirbach, zu sprechen verlangt. Der Gesandte wollte anfangs nicht zu dieser Unterredung kommen und bestimmte zwei andere Herren der Gesandtschaft dazu. Doch die beiden Abgesandten bestanden auf der Rücksprache mit dem Grafen Mirbach. Als er eintrat; griffen sie ihn an, und als er sich umwandte, um seine Waffe zu holen, wurde er von einem Schuss in den Hinterkopf getroffen. Er war sofort tot. Die Mörder flüchteten durch das Fenster. Sie hatten Tags zuvor als angebliche Elektriker das ganze Haus ausgekundschaftet. Trotz aller Zusicherungen seitens der bolschewistischen Regierung wurden sie nie gefasst. Sie hatten die Tat, wenn nicht auf Anordnung so doch sicherlich im Einverständnis mit der Regierung ausgeführt, der die Popularität des Grafen Mirbach ein Dorn im Auge gewesen war.“

Und es sollte auch für die Gefangenen-Kommissionen noch schlimmer kommen:

„Mit großer Angst und Sorge erfüllte uns der Umstand, dass wir seit Wochen keine Nachricht von der nach Turkestan entsandten Kommission von Erika von Passow erhalten hatten. Alle Bemühungen, alle Nachforschungen waren vergeblich. Es hieß nur einmal, sie hätten den Emir von Buchara um Erlaubnis zum Betreten der Stadt gebeten, und dieser hätte sie ihnen unter dem Druck seiner Leute verweigert. Aber kann man solchen Gerüchten Glauben schenken? Sicher ist nur, dass sie viel Geld und keine Waffen bei sich hatten und dass kein einziger der ganzen Kommission je zurückkam.“

Oberin Alexandrine erreichte Deutschland wieder wohlbehalten, aber das war nicht das Deutschland, das sie verlassen hatte. Sie schreibt:

„... In der Heimat fand ich vieles sehr verändert. Die stolze Zuversicht und der Glaube an den Sieg waren einer bängigen Sorge gewichen. Der 9. November und der Sturz der Monarchie waren zu schwere Schläge, als dass man sie hätte überwinden können. Dazu kam die feindliche Besetzung Wiesbadens durch Franzosen und Marokkaner.“

Die Endvierzigerin war 1920 schwer betroffen und auch sicher von den Ereignissen in der Heimat belastet. In diesem Moment möchte Sie nun zuhause helfen, dort scheint es notwendig zu sein:

„... Da meine geliebte Pflegemutter durch ihre Stellung am Hofe mir gefährdet schien, ich auch nicht wusste, inwieweit die Entthronung König Wilhelms sie getroffen hatte, und da auch immer wieder Befürchtungen laut wurden, die aufrührerische Bewegung könne zu einer bolschewistischen, und meine Pflegemutter vielleicht in große materielle Not gestürzt werden, so hatte ich keine Ruhe mehr. Auch war für mich die übergroße Belastung der Wiesbadener Stellung gesundheitlich zu viel gewesen.

So bat ich um meinen Abschied. Im Januar 1920 verließ ich Wiesbaden, um meiner Pflegemutter zu helfen, die sich inzwischen in Tübingen ein kleines Asyl geschaffen hatte. Infolge des Krieges war so viel Not entstanden, dass ich bei dem Roten Kreuz in Stuttgart gleich etwas mithelfen konnte. Unter der hervorragenden Leitung des Präsidenten von Geyer hatte das Württembergische Rote-Kreuz Ausgezeichnetes geleistet. Für die zahlreichen Hilfsschwesterinnen wurde ein eigener Verband der Charlottenschwestern gegründet unter der Oberin Ella Goetz. So fand ich hier willkommene Beschäftigung.“

Noch einmal erreichte sie jedoch der Ruf der Hilfe, diesmal für das in Not geratene Oberschlesien. Mit einer Kommission des Internationalen Roten Kreuz versuchte Alexandrine zu helfen wo Not am Manne war.



Olga von Üxküll-Gyllenband mit Berthold und Claus Schenk von Stauffenberg.

Am meisten in der Einleitung des Gefangenentausches, was ihrer Tätigkeit in Russland am nächsten kam. Dies war für sie nochmals ein beglückender Einsatz, bei dem sie alles gab was möglich war. Sie berichtet dann auch über die Arbeit von und mit Elsa Brandström, dem Engel von Sibirien. Die Einrichtung des Arbeitssanatoriums in Bad Marienborn bildete hier den großen Schwerpunkt den sie ausführlich beleuchtet. Gegen Ende der 1920er Jahre nimmt auch diese Ära ein Ende und:

„Nach ihrer (Elsa Brandströms) Rückkehr (nach Schweden) konnte ich Ende April 1929 einem Ruf des Roten Kreuzes folgen und das von der hervorragenden Oberin von Keudell betreute, ja zum großen Teil ins Leben gerufene Rittbergkrankenhaus und seine Schwesternschaft in Berlin-Lichterfelde übernehmen. Hier durfte ich noch neun Jahre lang in meiner Arbeit tätig sein und setzte mit tausend Freuden und mit viel Liebe meine ganze Kraft dort ein.“

1935 dann verstirbt in Lautlingen die von allen geliebte Pflegemutter, die Osch im Alter von immerhin 82 Jahren!! Die Beisetzung beginnt zunächst in Lautlingen und anschließend wird Gräfin Olga von Üxküll-Gyllenband, eine Förderin der weiblichen Bildung in Württemberg und der Wohltätigkeit in diesem Land, nach Satteldorf überführt um in ihrer Heimat begraben zu werden.

Nur drei Jahre später nimmt Gräfin Alexandrine ihren Abschied im Alter von 65 Jahren. Sie hatte ihn redlich verdient. 1939 zog sie dann ganz nach Lautlingen, wo sie ihren Altersruhesitz nehmen wollte.

Die später folgenden Ereignisse um den Widerstand des 20. Juli bewegten die ältere Dame doch sehr. Immerhin nahmen diese ihr drei geliebte Neffen und auch den Bruder Graf Nikolaus von Üxküll-Gyllenband. Alle vier waren an vorderster Stelle als es galt, Deutschland in einem letzten Versuch vom machtgierigen Regime Adolf Hitlers zu befreien. Die anschließende Sippenhaft betraf zwar nicht Oberin Alexandrine, aber ihre Schwester Caroline und die ganzen Verwandten, einschließlich der Kinder.

Nach Kriegsende 1945 galt es gerade die Kinder wieder zu finden und es war Oberin Alexandrine, die sich mit ihrer langjährigen Freundin Melitina von Podolinsky auf den Weg machte. Der französische Ortskommandant von Lautlingen machte dies möglich indem er ein Militärfahrzeug zur Verfügung stellte, das die taffe Melitina bzw. Schwester Lily steuerte. Bitter war für Alexandrine zum zweiten Mal die Erfahrung mit den amerikanischen Vertretern. Nachdem bereits im ersten Weltkrieg ein niederschmetterndes Erlebnis die Gräfin bewegte, empfing sie der amerikanische Ver-

treter des Roten Kreuzes in Augsburg trotz mehrstündigen Wartens nicht. Er ließ ausrichten, dass er für deutsche Kinder nichts täte! Das sagte er einer langjährig gedienten Schwester, die ihr Leben gerade für Gefangene im Ausland verbrachte!

Dennoch die Familien fanden in Lautlingen zusammen und den Lebensabend verbrachte die Oberin gemeinsam mit Gräfin Caroline im Lautlinger Schloss bis Mitte der 1950er Jahre. Es waren glückliche Jahre gemeinsam mit den Kindern von Berthold und Claus von Stauffenberg, mit der Schwester und der Freundin Melitina von Podolinski. Die Lebenserinnerungen, die im Kohlhammer-Verlag erschienen, erlebte Caroline Schenk Gräfin von Stauffenberg nicht mehr, sie war bereits am 6. Juni 1956 verstorben. Die 83 jährige Oberin Alexandrine schließt ihr Büchlein mit Worten aus dem Lied „Lobe den Herren“.

Wann genau Gräfin Alexandrine von Üxküll-Gyllenband Lautlingen verlassen hat, ist derzeit nicht bekannt. Ihre letzte Zeit verbrachte sie in einem sog. Feierabendheim des Roten Kreuzes in München und verstarb im Alter von nahezu 90 Jahren am 25. Mai 1963 in München-Grünwald. Auch sie wurde in einer beeindruckenden Trauerfeier in Satteldorf beigesetzt, dem Ehrengrab der Familie das damit die letzte Bestattung erlebte. (Ende)

Veranstaltungen und Exkursionen

Die Termine der Heimatkundlichen Vereinigung für April und Mai

APRIL

Samstag, 18. April 2015: Tagesexkursion: Zaininger Maar, Mörike in Ochsenwang, Weilheim (Teck), Weinprobe mit Monika Medel.

Die Gruppe fährt ins Gebiet des vielfach verzweigten „Schwäbischen Vulkans“, der einst die mittlere Alb regelrecht explodieren ließ, vorbei an hierdurch entstandenen Naturphänomenen. Besichtigt werden folgende Ziele: In einem Sprengtrichter des Vulkans liegt Zainingen malerisch an seiner original erhaltenen Hüle (Rest des Kratersees). Die wehrhafte alte Martinskirche verdankt ihren stimmungsvollen Innenraum dem Umbau durch M. Elsässer. Das in luftiger Höhe gelegene Ochsenwang vermittelt heute noch einen Eindruck der Zeit, als Eduard Mörike hier als Pfarrverweser wirkte. In seinen früheren Wohnräumen hören wir Interessantes aus seinem Leben und von seiner Beziehung zur Alblandschaft. Einzigartig im Land ist die Weilheimer Peterskirche, wegen ihrer festlich-farbenfrohen Ausstattung von Th. Heuß als „evangelische Wieskirche“ bezeichnet. Die vorreformatorischen Bildwerke wurden - teilweise originell abgewandelt - beibehalten und der bunte Bilderreigen fortgesetzt. Der sehr ebene Bergkegel der Limburg, ein erstarrter Vulkanschlott, war im Mittelalter von der Stammburg der Zähringer gekrönt. Auf halber Höhe führt uns ein bequemer Weg durch das Naturschutzgebiet zu den verbliebenen Rebflächen. Dort sind wir zu Gast im Weingut von Herrn Bauer. Bei einer Kostprobe Wein erläutert er uns als Kenner Weilheims Entstehung, Natur und Geschichte der Limburg. Der Wein muss extra bezahlt werden, Mitnahme eines Vespers ist empfehlenswert. Wer möchte, kann alternativ den Berggipfel besteigen.

Die Autoren dieser Ausgabe

Hans Mendgen
Wacholderweg 7
72348 Rosenfeld

Heiko-Peter Melle
Tierberger Straße 1
72459 Albstadt

Busfahrt: Abfahrt in Albstadt-Ebingen, Busbahnhof 7 Uhr; Balingen, Stadthalle 7.30 Uhr. Umlage 35 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

Freitag, 24. April 2015: Mitgliederversammlung und Vortrag von Prof. Dr. Paul Münch: „Wo wir sind isch vorne!“ Sind Schwaben besonders fleißig?

Schwäbische Mittelständler haben auch als „Global Player“ die Nase vorn. Daran lässt der tragikomische Film mit Walther Schultheiß keinen Zweifel. Stimmt das? Sind Schwaben tatsächlich fleißiger als andere Deutsche? Der Vortrag beschreibt in einem historischen Längsschnitt, welche religiösen, politischen und gesellschaftlichen Kräfte in den letzten zwei Jahrhunderten das Selbst- und Fremdbild des fleißigen Schwaben geformt haben. Dabei geht es auch um Einschätzungen und Vorurteile, denen man bis heute im schwäbischen Mit- und Gegeneinander begegnen kann. Sind Katholiken fauler als Protestanten, Altwürttemberger fleißiger als Oberschwaben? Wer ist überhaupt ein „richtiger“ Schwabe? Zählen dazu auch die schwäbischen Juden und Sinti? Paul Münch ist Schwabe und stammt aus einer Bauernfamilie in Bichishausen im Großen Lautertal. Es ist allerdings fraglich, ob er als (fürstenbergischer) Katholik, unmittelbar an der Grenze zum evangelischen Württemberg überhaupt ein fleißiger Schwabe sein kann. Sein Werdegang spricht allerdings dafür. Nach Ausbildung zum Volksschullehrer in Weingarten und einigen Jahren Berufstätigkeit an verschiedenen Grund-, Haupt- und Realschulen Studium der Fächer Latein, Deutsch und Geschichte an der Universität Tübingen. Staatsexamen und Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit über den deutschen Calvinismus im 16. und 17. Jahrhundert, wissenschaftlicher Assistent und Mitglied des Sonderforschungsbereichs „Spätmittelalter und Reformation“. Nach der Habilitation zur Geschichte des bürgerlichen Tugendkanons Professor auf Zeit in Tübingen. Von 1984-2006 Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an die Universität Gesamthochschule Essen. Dekan, zeitweise Vorsitzender der Frühneuzeithistoriker im deutschen Historikerverband und Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Seine Forschungsschwerpunkte bilden Konfessions-, Sozial- und Kulturgeschichte, seit Jahren auch Historische Anthropologie, insbesondere die Geschichte des Mensch-Tier-Verhältnisses. Seit seiner Emeritierung wieder wohnhaft in Bisingen-Wessingen, wo er sich auch mit der Geschichte Hohenzollerns im 19. und 20. Jahrhundert befasst.

18 Uhr, Albstadt Lautlingen, Stauffenbergsschloss, Eintritt frei.

MAI

Sonntag, 17. Mai 2015: Tagesexkursion: Haigerloch, Horb (Bahnerlebnistag, Stadtbesichtigung), Wanderung nach Ihlingen (Sieger-Köder-Säule) mit Albrecht Dorow.

Bahnfahrt (Abfahrtszeiten werden noch bekannt gegeben), Umlage 30 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

Donnerstag, 21. Mai bis Samstag 23. Mai 2015: 3-tägige Studienfahrt: Bayrisch Schwaben – Donauwörth, Kaisheim, Neuburg mit Hans Kratt.

Busfahrt. Abfahrt in Balingen, Stadthalle 7 Uhr; Albstadt-Ebingen, Busbahnhof 7.30 Uhr (Programm siehe separate Ausschreibung und Homepage), 250 Euro.

STAMMTISCHE

Jeweils am 1. Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebinger Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstr. 67, 72458 Albstadt-Ebingen: Tel.: 0 74 31 41 88.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Str. 4, 72461 Albstadt, Telefon 0 74 32-68 07. Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage: www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Zivilarbeiter statt Häftlinge (1)

Die Räumung der Lager des Unternehmens „Wüste“ im April 1945 – Von Dr. Andreas Zekorn

Vor 70 Jahren, Anfang April 1945 wurde eine große Anzahl an Häftlingen der „Wüste“-Lager mittels Bahntransporten in das KZ Dachau-Allach verfrachtet. Den Hintergrund für diese Aktion bildete nicht etwa die Räumung der Lager vor den anrückenden französischen Truppen, sondern die Bestrebungen in letzter Sekunde, die Häftlinge durch Zivilarbeiter zu ersetzen, um die Schieferölproduktion „gewinnbringend“ zu gestalten. Die Hintergründe dieser Transportaktion sollen im Zentrum des vorliegenden Beitrags stehen. Berührt werden dabei die Fragen nach Verantwortung für die Folgen menschlichen Handelns und nach individueller Schuld.

Die „Wüste“-Lager bei Kriegsende 1945

Bei Kriegsende 1945 existierten im heutigen Gebiet des Zollernalbkreises sieben KZ-Außenlager in Bisnigen, Dautmergen, Dormettingen, Erzingen, Frommern, Schömberg und Schörzingen. Sie gehörten als Außenlager zum Konzentrationslager Natzweiler/Struthof im Elsass, 50 Kilometer südlich von Straßburg und standen in Zusammenhang mit den irrwitzigen Versuchen, den entlang des Altraufs aufzufindenden Ölschiefer, den sogenannten Posidonien-schiefer, abzubauen, um daraus Schieferöl zu gewinnen. Diese Versuche gipfelten in dem im Juli 1944 beschlossenen Projekt, das den Tarnnamen Unternehmen „Wüste“ erhielt, dazu gedacht, zur Deckung des ungeheuren Mineralölbedarfs des deutschen Kriegsmaschinens apparates beizutragen. Es war ein aberwitziges Projekt nationalsozialistischer Verblendung, was allein an einigen Produktionszahlen ersichtlich wird. In Schömberg, wo der Ölschiefer u.a. im Meilerverfahren verschwelt wurde, gewann man laut einer offiziellen Bilanz des Betriebsleiters der Versuchsanlage Schömberg vom 11. April 1945, im Zeitraum von Dezember 1944 bis März 1945, innerhalb von vier Monaten, aus 26 220 t Schiefer gerade einmal 273 t Öl und 86 l (!) Benzin, d.h. aus 96 t Gestein war eine Tonne kaum verwertbares Öl hergestellt worden unter Einsatz von 73 401 Häftlingstagewerken und 9 371 Tagewerken von Zivilarbeitern. Nicht eingerechnet sind in dieser Bi-



Das Hauptgebäude der DÖLF in Schömberg (2006)

Foto: Dr. Andreas Zekorn, Kreisarchiv Zollernalbkreis

lanz die Menschenleben, welche dieses Projekt kostete: Auf den KZ-Friedhöfen im heutigen Zollernalbkreis sind etwa 3 470 Tote bestattet, wobei diejenigen Häftlinge hinzugerechnet werden müssen, welche bei Krankentransporten, der Räumung der Lager mittels Bahntransporten oder auf den sogenannten „Todesmärschen“ ums Leben kamen.

In den „Wüste“-Lagern waren Häftlinge aus ganz Europa aus vielfältigen Gründen inhaftiert, darunter befanden sich sehr viele aufgrund der nationalsozialistischen Rassenideologie internierte Juden.

Die Gesamtzahl der Häftlinge, die sich im März/April 1945 in den Lagern befanden, dürfte bei 6 000 bis 7 000 gelegen haben, wobei aufgrund der Quellenlage nur sehr grobe, ungefähre und ungewisse Schätzungen möglich sind. Noch zwischen dem 12. und 15. März, also unmittelbar vor der Evakuierung der Lager, traf ein Transport mit 1 000 Häftlingen aus dem KZ Buchenwald in Bisnigen ein.

Sieht man von den Häftlingsverlegungen in andere Lager etwa aus Krankheitsgründen ab, so bildeten die skandinavischen Häftlinge die erste Gruppe, welche der Hölle der „Wüste“-Lager vor der eigentlichen Räumung entkam. Durch die Rettungsaktion Graf Folke Bernadottes, des Präsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, wurden wohl am 21. März 1945 auch die norwegischen und übrigen skandinavischen KZ-Häftlinge aus den „Wüste“-Lagern entlassen.

Die Anschuldigung Dr. Kurt Sennewalds

Anfang April 1945 erfolgten die erwähnten Bahntransporte zur Räumung der Lager, um Platz für Zivilarbeiter zu schaffen. Eine wesentliche Quelle für diese Aktion stellt die schriftliche Aussage Dr. Kurt Sennewalds dar, die er am 10. Mai 1945 in Schömberg niederschrieb, als er für den Abtransport der Häftlinge in offenen Bahnwaggons verantwortlich gemacht wurde. Derartige Anschuldigungen erhoben nach Kriegsende einige befreite Häftlinge, die zurückgekehrt waren. Sie bezogen sich auf Äußerungen von SS-Untersturmführer Eugen Wurth, sehr wahrscheinlich der letzte übergeordnete Lagerleiter der „Wüste“-Lager, dass der Abtransport von Sennewald veranlasst worden wäre und dass er „für die entstandenen Folgen (offene Waggons und weitere Behandlung der Häftlinge) letzten Endes verantwortlich“ wäre. Zu den an dieser Stelle von Sennewald nicht genannten Folgen gehören die zahlreichen Todesopfer, welche die Transporte kosteten. Wer war Kurt Sennewald und warum sah er sich genötigt, sich derartiger Vorwürfe zu erwehren?

Der Chemiker Dr. Kurt Sennewald war seit 1939 beim Reichsamt für Wirtschaftsausbau tätig und entwickelte ab Herbst 1943 das Meilerverfahren, eines der zur Schieferölgewinnung angewandten Verfahren, in Metzingen und Schömberg. Er übte als zuständiger technischer Sachbearbeiter des genannten Reichsamts die technische Aufsicht über die Deutsche Ölschiefer-Forschungsgesellschaft (DÖLF) aus, die im Oktober 1943 in Schömberg ihre Anlagen zu bauen begann und ab Juli 1944 mit einem Schmelzbetrieb, der Tag und Nacht durchlief, dort ihre Versuchstätigkeit aufnahm. Das Meilerverfahren wurde obendrein am 15. Juli 1944, als das Unternehmen „Wüste“ ins Leben gerufen wurde, zu dem zentralen Verfahren bestimmt, das bei den zehn geplanten „Wüste“-Werken für die Produktion von Öl in großem Stil zum Einsatz kommen sollte. Der Beschluss zur Gründung des Unternehmens „Wüste“ fiel damals bei einer Sitzung im Planungsamt des Rüstungsministeriums und war Teil des

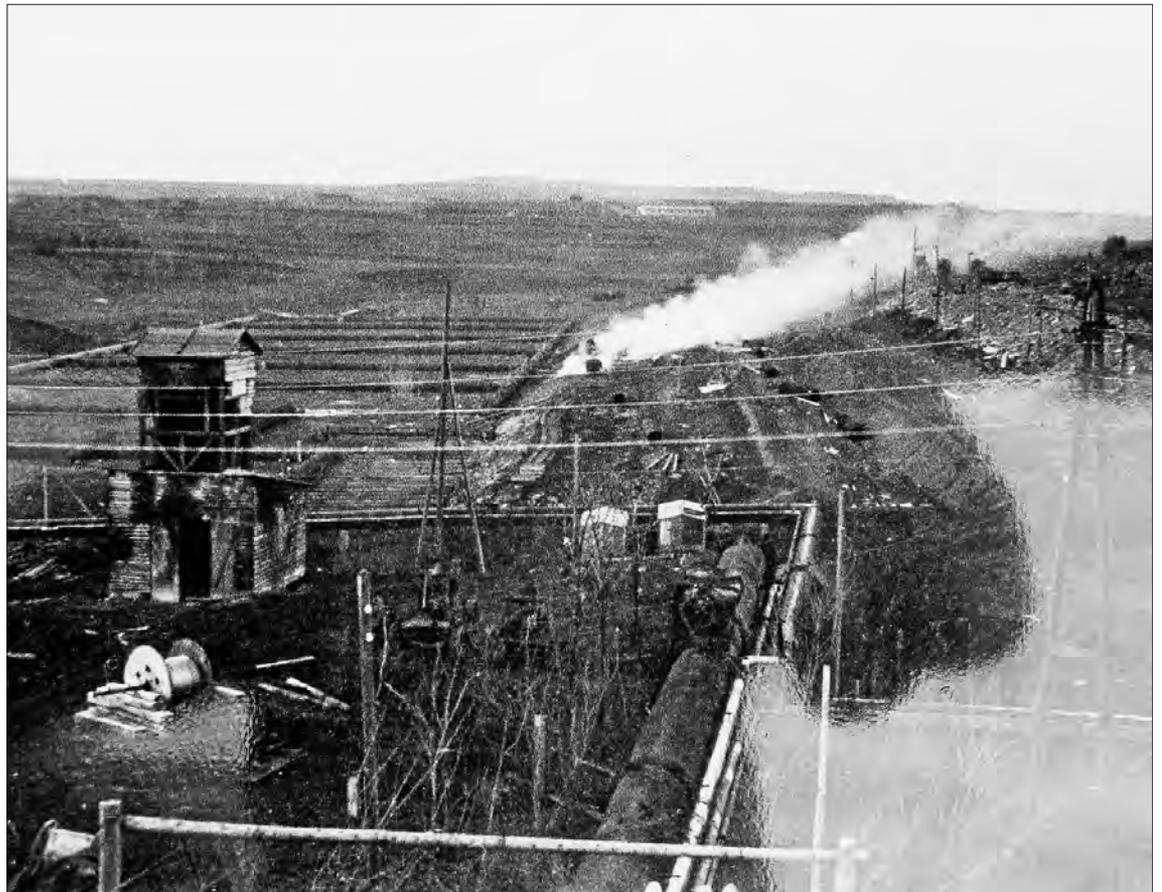


Der Eingang zum Lager Dautmergen. Foto: Privatchiv Immo Opfermann

Programms zur Sicherung der Treibstoffversorgung von Edmund Geilenberg, des Generalkommissars für die Sofortmaßnahmen beim Rüstungsministerium, und seines Stabes.

Die DÖLF und der problematische Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen

Die Arbeitskraft von KZ-Häftlingen wurde zwar bereits bei den unterschiedlichen Versuchsanlagen, die vor Juli 1944 existierten, ausgebeutet, doch erst mit der Gründung des Unternehmens „Wüste“ setzte man Häftlinge in großem Umfang zur Zwangsarbeit ein, u.a. für die Vorbereitung und den Aufbau der „Wüste“-Werke, aber auch zum Abbau des Ölschiefers. Allerdings stellten die Häftlinge in verschiedener Hinsicht für die Mitarbeiter der DÖLF keine geeigneten Arbeitskräfte dar, so dass sie seit etwa Ende 1944 danach trachteten, die „Wüste“-Werke mit Zivilarbeitern anstelle von KZ-Häftlingen zu betreiben. Nach einer auf etwa Ende 1945 zu datierenden, schriftlichen Aussage von Dr. Albrecht Haenlein, ab November 1944 Technischer Geschäftsführer und Betriebsführer der DÖLF, arbeiteten für das Versuchswerk in Schömberg 650 Häftlinge des Lagers Schömberg als Hilfskräfte. Bei dem Versuchswerk sollten „Schwefelverfahren jeder Art, in erster Linie das Meilerverfahren“, geklärt werden. Die SS überwachte den Umgang der zivilen DÖLF-Mitarbeiter mit den Häftlingen. Die „geringste Unterstützung, das geringste Entgegenkommen oder eine persönliche Unterhaltung“ wäre „von den SS-Wachmannschaften als Häftlingsbegünstigung ausgelegt“ worden. Das Verhältnis zwischen Zivilisten und den SS-Mannschaften sei deshalb sehr schlecht gewesen. Es sei ständig zu Reibereien gekommen, auch weil sich die Zivilisten von den SS-Posten kontrollieren lassen mussten, ob sie den Häftlingen unerlaubte Gegenstände wie Verpflegung oder Kleidung zuführten. Diese Konflikte waren ein Grund, warum Zivilarbeiter angefordert wurden. Entscheidender war aber, dass mit den Häftlingen aufgrund der Bestimmungen der SS ein Tag- und Nachtbetrieb bei Verdunklung nicht durchgeführt werden konnte. Auch nach Auffassung Sennewalds konnte der erforderliche 24-Stunden-Betrieb nur mit frei verantwortlich tätigen Arbeitskräften aufrechterhalten werden. Bei einem durchlaufenden Betrieb, der „am Tage durch Feindeinwirkung und nachts unter Verdunklung arbeiten muss“ und bei dem immer wieder technische Störungen auftreten würden, wäre eine „wirk-



Meilerfeld eines „Wüste“-Werks zur Ölschieferverschwelung

Foto: Archiv KZ Gedenkstätten Bisingen e.V.

liche Betriebsleistung mit Häftlingen unmöglich.“ Zudem habe auch der Gesundheitszustand der Häftlinge keine „verantwortliche Arbeit“ zugelassen. Es wurden also vornehmlich betriebstechnische Gründe gegen den Häftlingseinsatz ins Feld geführt.

Elende Haftbedingungen in den KZ

Mit der angegebenen Begründung forderte Haenlein bereits im November 1944 „in Übereinstimmung“ mit Dr. Sennewald beim übergeordneten Generalkommissar für die Sofortmaßnahmen, Geilenberg, „2000 zivile Arbeitskräfte (keine KZ Häftlinge und keine Kriegsgefangenen)“ an. Zudem setzte sich Dr. Sennewald für eine Inspektion des KZ in Bisingen ein, bei der neuerlich auf den Einsatz von Zivilarbeitern gedrungen wurde. Angemerkt sei hier, dass aus den von Sennewald und Haenlein nach Kriegsende verfassten Niederschriften nur hervorgeht, dass bei den Unterredungen mit der SS Ende 1944 der schlechte Gesundheitszustand der Häftlinge beklagt wurde, weil er deren Arbeitskraft einschränkte; das Häftlingselend und das humanitäre Desaster werden nur insofern erwähnt, als dass Kleidung, Unterbringung und die sanitären Verhältnisse in einem so „unsagbar schlechten Zustand waren“, dass die „hier untergebrachten Menschen binnen kurzem arbeitsunfähig sein mussten“. Im Gegenteil brachte Sennewald nach dem Krieg vor, dass „von den Häftlingen die Ernährungslage als denkbar gut angegeben wurde.“ Dies ist nun eine Behauptung, von der wir wissen, dass sie vollkommen unrichtig ist. Ganz ausgeblendet sind der Terror, die Schikanen, Misshandlungen und Gewaltexzesse, denen die Häftlinge ausgesetzt waren.

Aufgrund dieser ersten Inspektion erfolgte im Dezember 1944 ein Besuch der „Wüste“-Lager durch den Leiter des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamts (SS-WVHA) Oswald Pohl, der zufolge der übergeordnete Lagerleiter der „Wüste“-Lager Franz Hofmann strafversetzt wurde. Nach der Visitation besserten sich die Verhältnisse in den Lagern Bisingen und Dautmergen leicht. Die Mitarbeiter der DÖLF hielten sich nach Kriegsende zugute, dass sie „ausschlaggebend daran mitgewirkt (hätten), dass eine entscheidende Verbesserung beim Häftlingseinsatz „Wüste“ eintrat, ohne vor oder nachher mit diesem Häftlingseinsatz etwas zu tun gehabt zu haben,“ [Unterstreichungen im Original, A.Z.] denn beim Betrieb der Werke durch die DÖLF wären nur zivile Arbeitskräfte eingesetzt gewesen. Auf diese Angabe wird gleich zurückzukommen sein.

Die Produktionsbedingungen in den „Wüste“-Werken hingegen verschlechterten sich gegen Kriegsende nochmals drastisch: Tieffliegerangriffe behinderten die Arbeiten tagsüber nachhaltig. Der Schiefer hätte, so Sennewald, eigentlich nachts gebrochen werden müssen, doch wegen Fluchtgefahr konnte man Häftlinge nachts nicht einsetzen, da die Wachmannschaften zu gering waren.

Die Anforderung von Zivilarbeitern hatte Erfolg: Bis Ende März 1945 trafen 1000, wohl vornehmlich ausländische Arbeitskräfte vor Ort ein, also die Hälfte der ursprünglich angeforderten Männer. Damit konnten für den eigentlichen Betrieb der „Wüste“-Werke Zivilarbeiter und keine KZ-Häftlinge eingesetzt werden. Hierzu ist zum einen anzumerken ist, dass die Werke erst Ende Februar 1945 in Betrieb gingen, so wurde der erste Meiler auf Werk 2 bei Bisingen am 23. Februar 1945 gezündet; bis Mitte März folgten drei weitere Meiler in den Werken 8, 9 und 4. Zum anderen wird damit ein wesentlicher Teil der Wirklichkeit ausgeblendet, denn wie etwa die eingangs aufgeführte Bilanz des Versuchswerks der DÖLF in Schömberg belegt, wurde dort die Arbeitskraft von Häftlingen intensiv ausgenutzt, was auch für die vorbereitenden Bauarbeiten oder den Schieferabbruch gilt. Sehr wohl wurde also für das gesamte Unternehmen „Wüste“ bis zuletzt die Arbeitskraft von Häftlingen ausgebeutet.

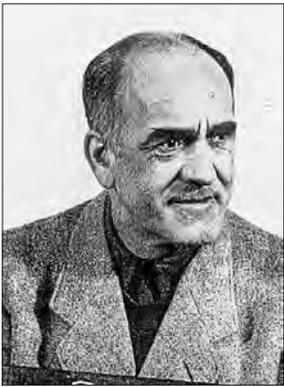
Ein Streit unter Gegnern

Die Bestrebungen, die KZ-Häftlinge durch Zivilarbeiter zu ersetzen, gingen noch weiter: Ende März 1945 entschloss man sich im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt in Berlin insgesamt zu einem derartigen Schritt, bei dem vorerst nur noch ein Restbestand an 1500 Häftlingen in den „Wüste“-Lagern verbleiben sollte. Ursächlich für den Entschluss war ein Streit: Am 17. oder 18. März 1945 kam es in Balingen zu einer „heftigen Auseinandersetzung“ zwischen Sennewald und Hauptmann Freiherr Hans Joachim von Kruedener, der als Beauftragter des Arbeitsstabes Geilenberg auch für die DÖLF zuständig war. Bei dem Streit ging es darum, dass von Seiten der SS und des Arbeitsstabes Geilenberg ein Dr. Hein als Kontrolleur über die technische Arbeit eingesetzt werden sollte, wogegen sich Sennewald wehrte.

Das Verhältnis zwischen Sennewald und von Kruedener war seit Beginn des Unternehmens „Wüste“, seit Juli 1944, gespannt, denn Sennewald erachtete damals das Meilerverfahren als noch nicht reif für einen Einsatz in großem Stil, während der Freiherr „un-



Das „Wüste“-Werk in Bisingen.
Foto: Kreisarchiv Zollernalbkreis, Fotosammlung Unternehmen Wüste



Oswald Ludwig Pohl (* 30. Juni 1892 in Duisburg; † 7. Juni 1951 in Landsberg), deutscher SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS.

Foto: Gemeinfrei

Unautorisierte Briefe im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt in Berlin

Kruedener begab sich nach dem Streit umgehend nach Berlin und schlug dort bei Gesprächen im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt am Mittwoch, 21. März, vor, Dr. Haenlein, den bisherigen Betriebsleiter der DÖLF, als deren Geschäftsführer einzusetzen, da Sennewald die Schieferölproduktion nicht „vom Standpunkt der kriegsbedingten Notwendigkeit, sondern aus der Perspektive des Forschers betreiben.“ Er würde immer nur neue Experimente durchführen, die nicht tragbar wären.

Der Freiherr beging obendrein wohl eine besondere Dreistigkeit: Er verfasste sehr wahrscheinlich ohne Wissen des Leiters des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamts Oswald Pohl und ohne dessen Autorisierung zwei Briefe im Namen Pohls, die Kruedener an Professor Dr. Carl Krauch, den Leiter des Reichsamts für Wirtschaftsausbau und Vorgesetzten Sennewalds, absandte. Wie aus Aktenvermerken des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamts und aus Schreiben Pohls hervorgeht, waren die Briefe mit „gez. Pohl“ unterschrieben. Die Briefe ließ Kruedener von einem SS-Hauptsturmführer beglaubigen. Hauptmann von Kruedener gab zwar an, dass er dazu telefonisch den Auftrag Pohls erhalten habe, doch Pohl distanzierte sich kurz darauf vehement von den Schreiben, so dass anzunehmen ist, dass der Freiherr eine klare Fälschung beging, bei der er auch noch hoch ansetzte, denn Professor Krauch wurde in einem der Briefe mitgeteilt, dass der „Reichsführer“, womit Heinrich Himmler selbst gemeint war, „aus besonderen Gründen schon jetzt die Übernahme der fertiggestellten Werke wünsche und daß er ihn alles Weitere zu veranlassen bitte.“ Kruedener war offenbar so unverfroren, dass er Pohl die „Wüste“-Werke im Namen Himmlers der SS unterstellen ließ. Der zweite Brief betraf die Einsetzung Dr. Heins.

Sennewald fuhr erst in der folgenden Woche nach Berlin, um dort zu intervenieren, weil er befürchtete, dass in seiner Abwesenheit „entsprechende Entscheidungen“ getroffen würden. Bei seiner Dienststelle, dem Reichsamt für Wirtschaftsausbau, lagen denn auch bereits „zwei kurze befehlende Briefe des SS-Obergruppenführers Pohl vor 1. die Einsetzung des Herrn Hein betreffend, 2. die sofortige Übergabe der gerade in Betrieb gekommenen Werke an die Führung der SS betreffend.“

Die Entlassung eines Hauptmanns

Unautorisierte Briefe und seine Stellung untergrubende Gespräche, dies war die Lage, in der sich Dr. Sennewald zu Unterredungen am Montag, 26. März, und am Mittwoch, 28. März 1945, im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt mit hochrangigen SS-Vertretern, nämlich SS-Oberführer Beier, SS-Sturmführer Dr. Hoffmann und später auch mit SS-Obergruppenführer Pohl, einfand. Beim ersten Gespräch wurde klar, dass von Kruedeners Darstellungen der Ölgewinnung übertriebene Hoffnungen geweckt hatten, so dass auch von Seiten der SS die Frage nach der Zweckmäßigkeit des Häftlingseinsatzes aufgeworfen wurde. Sennewald ergriff – laut seiner Darstellung – „diese aus techni-

mögliche Forderungen“ hinsichtlich der Produktion von Schieferöl einging. SS-Obergruppenführer Pohl fasste in einem Schreiben an von Kruedener, das vom 29.3.1945 datiert, dessen Verhältnis zu Sennewald folgendermaßen zusammen: „Bald vertragen Sie sich mal, bald lagen Sie sich wieder in den Haaren.“ Als Sennewald bei der geharnischten Besprechung im März 1945 nun die vorgesehene Kontrolle ablehnte, kündigte ihm Kruedener „seine grundsätzliche Gegnerschaft“ an.

schen und moralischen Gründen seit langem erstrebte und sich mir jetzt unerwartet bietende Gelegenheit“ und legte dar, dass der Einsatz von Häftlingen für die Schieferölgewinnung „absolut ungeeignet“ wäre, da die Anlagen räumlich weit verteilt wären und Tag und Nacht in Betrieb sein müssten. Er hielt es für unverantwortlich, dass man eine so wichtige Produktion, die infolge der damaligen Arbeitslage „ohne weiteres mit richtigen, freien Arbeitskräften durchgeführt werden könne, mit dem Häftlingsproblem belaste.“ Zur Sennewalds Überraschung schloss sich Pohl der Auffassung an, dass die Häftlinge durch Zivilarbeiter zu ersetzen wären, wobei rein arbeitsökonomische Gesichtspunkte den Ausschlag gegeben hätten und keine militärischen, „da die Lage damals durchaus noch zuversichtlich beurteilt wurde“. Pohl sagte zu, die Häftlinge in dem Maße abzugeben, wie freie Arbeitskräfte zur Verfügung stünden.

Die Gespräche sind zusätzlich durch zwei Aktenvermerke von SS-Hauptsturmführer Dr. Hoffmann belegt, die weitere Einblicke in die Lage im März 1945 gewähren. Dem Vermerk über das erste Gespräch am 26. März, das ohne Pohl stattfand, ist zu entnehmen, dass Sennewald seinem Gegner Kruedener das technische Verständnis absprach und hervorhob, dass er, Sennewald, schon Erfahrungen bei „verschiedenen Ölvorhaben im Baltikum, in Galizien und im Kaukasus“ gesammelt habe. Bei den „Wüste“-Werken fehlten nun die „unbedingt notwendigen Brecher“, also Maschinen, die sich noch in Dortmund befänden, so dass der Schiefer im Handbetrieb gebrochen werden müsse. In diesem Zusammenhang wurde das Häftlingsproblem berührt: Aufgrund der dauernden Tieffliegergefahr wäre Tagesarbeit nicht möglich, nachts wäre der Häftlingseinsatz wegen der „geringen Wachmannschaften nicht möglich.“ Sennewald habe deshalb vorgeschlagen, „die Häftlinge nicht zuletzt auch unter Berücksichtigung der dortigen militärischen Lage abzugeben und durch zivile Arbeitskräfte, die z.Zt. im schwäbischen Raum in ausreichende Maße zur Verfügung stehen, zu ersetzen.“ Die anrückenden französischen Truppen mögen also den Entschluss, die Häftlinge abzutransportieren, erleichtert haben. Sennewald war sich damit anscheinend der Kriegslage bewusst, was er in seiner Niederschrift nicht ausführte, sondern dort im Gegenteil die positive Lagebeurteilung in Berlin hervorhob.

Beim zweiten Gespräch waren Pohl und Kruedener anwesend. Nachdem Sennewald seine Auffassung über den Streit mit dem Freiherrn dargelegt hatte, flogen die Briefsälschungen auf. Sennewald legte nämlich die an Krauch gerichteten Briefe vor, worauf Pohl „erklärte, dass er sich mit dem Inhalt dieser Briefe und der Methode überhaupt nicht einverstanden erklären

könnte. Er zerriss die beiden Briefe ... und erklärte, dass er Prof. Krauch entsprechend schreiben würde.“ Zugleich schied „Hauptmann von Kruedener mit sofortiger Wirkung aus der Ölschiefersache aus.“ An seiner Stelle wurde SS-Sturmbannführer Dr. Mischke eingesetzt, der mit der DÖLF zusammenarbeiten und „die Frage des weiteren Häftlingseinsatzes regeln“ sollte. Am selben Tag schrieb Pohl an Krauch, dass er die Briefe vernichtet habe: „Sie haben diese Briefe also niemals erhalten.“ Und auch von Kruedener erhielt noch am 29. März seine Entlassung schriftlich mitgeteilt, wobei Pohl nur knapp auf das „Diktat“ der Briefe ..., welches nur telefonisch erfolgen konnte und nie erfolgt ist“, einging. Als Hauptgrund für die Entlassung nannte er die Spannungen zwischen Kruedener und Sennewald, die eine weitere Zusammenarbeit „völlig unmöglich“ machen würden. Verbunden war die Entlassung mit Dank für die „geleistete Arbeit“ und der Versicherung, dass für Pohl „dieses Ende eines einst so verheißungsvollen Anfangs auch schon mit Rücksicht auf die persönlichen Gefühle, die bei dieser Arbeit mitschwangen, ... besonders schmerzlich ist.“ Er habe daher „keinerlei Veranlassung“ Kruedener „persönlich zu grollen“ und schloss den Brief mit einem herzlichen Gruß und „Heil Hitler“. Es bestanden anscheinend recht enge persönliche Verbindungen, so dass man offenbar nicht im Zorn schied.

Erstaunlicherweise scheint man bei den Gesprächen in Berlin einen Aspekt gar nicht thematisiert zu haben, nämlich die Bezahlung der SS für den Häftlingseinsatz. Die Lagerverwaltung Natzweiler stellte noch im Oktober 1944 der Deutschen Bergwerks- und Hüttenbau AG (DBHG) in Balingen für Häftlingsarbeit eine Rechnung über 130 965,60 RM aus, wobei pro Tag vier Reichsmark für einen Hilfsarbeiter und sechs Reichsmark für einen Facharbeiter berechnet wurden. Allerdings protestierte die DBHG gegen die Forderung, da auch kranke Häftlinge in Rechnung gestellt wurden. Wenn nun die Häftlinge weitgehend gegen Zivilarbeiter ausgetauscht werden sollten, hätten sich für die SS die Einnahmen aus dieser Quelle stark verringert. In den zitierten SS-internen Aktenvermerken von März 1945 findet der Gesichtspunkt keine Erwähnung. Von den DÖLF-Mitarbeitern wurde die Frage der Bezahlung von Häftlingsarbeit in ihren Niederschriften nach Kriegsende im Übrigen ebenfalls nicht berührt, auch nicht in Zusammenhang mit der Inspektion der Lager durch Pohl. Vor diesem Hintergrund wäre nochmals genauer zu prüfen, ob nach den Beschwerden der DBHG überhaupt noch finanzielle Forderungen seitens der SS gestellt wurden, insbesondere angesichts der Beteiligung der SS am Unternehmen „Wüste“ und der Kriegswichtigkeit, welche dem Projekt damals beigemessen wurde.



Luxemburgische Häftlingen im KZ Schöenberg vor den Schienen einer Feldbahn, von links: Jemp Funck, Christophe Hornick, Rudy Mach, letzterer mit der Armbinde mit „Capo“. Im Hintergrund links: Hubofen (Verfahren zur Ölgewinnung)

Privatarchiv Immo Opfermann

Die Einzäunung soll von den KZ entfernt werden

Folgen wir nun weiter der Darstellung Sennewalds: Die Ergebnisse der Besprechung teilte Sennewald dem Balingener Landrat Dr. Theodor Zeller sofort fernschriftlich mit, damit jener die Bereitstellung von Arbeitskräften beschleunige, „denn es war allgemein bekannt, dass die ganze Bevölkerung und auch wohl die württembergischen Regierungsstellen seit langem den Wunsch hatten, genau wie wir, von dem Häftlingsproblem befreit zu werden.“ Das Stimmungsbild, das Sennewald hier liefert, dürfte recht treffend sein: Die Häftlinge wurden vermutlich nicht nur von den DÖLF-Mitarbeitern, sondern auch von vielen Menschen vor Ort als Belastung empfunden und als „Problem“. Vom Leid der Häftlinge war aber kaum die Rede.

Kurz nach seiner Rückkehr nach „Württemberg“ wurde Sennewald am 2. April, dem Ostermontag, zu einer Besprechung mit dem Rüstungsbevollmächtigten Südwest Direktor Heinrich Kelchner nach Metzgingen einberufen. Kelchner, der ministerielle Befugnisse be-

saß, hatte, während sich Sennewald in Berlin befand, die „Wüste“-Werke persönlich besucht und sie unter seinen Befehl gestellt. Bei seinem Besuch war er ganz unabhängig von Sennewald ebenfalls zur Auffassung gelangt, „dass eine wirkliche Leistung der Ölschieferwerke nur zu Stande kommen würde, wenn sie vom Häftlingsproblem befreit würden“. Deshalb wollte sich Kelchner fernschriftlich an Pohl wenden, doch Sennewald informierte ihn darüber, dass das Telegramm unnötig wäre, da Pohl bereits seine Zustimmung zum Einsatz von freien Arbeitskräften gegeben hätte. Kelchner nahm dies zur Kenntnis und erteilte sofort dem Gauarbeitsamt Stuttgart die Auflage, als Ersatz für die abziehenden Häftlinge „schnellstens 3 000 freie Arbeitskräfte“ zu stellen. Die Unterbringung sollte „in den sofort zu räumenden KZ-Lagern erfolgen, bei denen die Einzäunung entfernt werden sollte.“

Platz für Zivilarbeiter

Als Sennewald dem örtlichen Kommandoführer, SS-

Untersturmführer Eugen Wurth, darüber am folgenden Tag Mitteilung machte, meinte Wurth zunächst, dass die Sache für ihn keine Bedeutung habe, da ihm kein Befehl vorläge. Zudem warf er Sennewald vor, dass er versuchen wolle, die SS zu vertreiben, denn diesen Standpunkt habe Sennewald schon früher eingenommen, und drohte ihm, Schwierigkeiten zu machen. Sennewald stellte ihm seinerseits die Schwierigkeiten in Aussicht, die entstünden, wenn die Arbeitskräfte anrückten, aber nicht untergebracht werden könnten, und verwies Wurth an seine zuständige Kommandostelle. Die Argumente wirkten offenbar, denn der SS-Untersturmführer begab sich zunächst nach Stuttgart zum „dortigen höheren Polizei- und SS-Führer“. Vergeblich versuchte Wurth noch von dort aus, bei Pohl in Berlin eine Revision der Entscheidung zu erreichen. In Stuttgart erhielt er den Befehl abzurücken und musste sich für nähere Anweisungen zu seiner vorgesetzten Kommandostelle in Dürmentingen, in der Nähe von Herberlingen, begeben, wo er den weiteren Befehl erhielt, den Abtransport der Häftlinge durch die Eisenbahn vorzunehmen. (Fortsetzung folgt)

Exkursionen und Veranstaltungen

Das Programm der Heimatkundlichen Vereinigung in den Monaten Mai und Juni

MAI

Sonntag, 17. Mai 2015: Tagesexkursion: Haigerloch, Horb (Bahnerlebnistag, Stadtbesichtigung), Wanderung nach Ihlingen (Sieger-Köder-Säule) mit Albrecht Dorow.

Zunächst fährt die Gruppe mit der Bahn nach Hechingen. Anschließend mit dem „3-Löwen-Takt Radexpress Eyachtäler“, auf der sonst nur noch Güterverkehr (Salzzüge) stattfindet, über Rangendingen, Stetten, Haigerloch, Bad Imnau und Mühringen nach Eyach. Von dort geht es mit der Kulturbahn weiter nach Horb. Ein kurzer Spaziergang (30 Min.) am Neckar entlang führt zur Eisenbahnerlebniswelt der SVG auf dem alten Güterbahnhofgelände. Hier gibt es eine Führung durch die Ausstellung mit rund 40 historischen Fahrzeugen und eine Einkehrmöglichkeit. Am Nachmittag spaziert die Gruppe über den Neckar nach Ihlingen (30 Min.) und besucht außerdem die romanische Jakobuskirche mit der eindrucklichen Säulenkrippe des Priesters und Künstlers Sieger Köder. Zum Abschluss geht es auf dem Jakobs-Pilgerweg in die Oberstadt von Horb mit Schütteturm, Ottilienkapelle und Burggarten mit Schurkenturm (1,5 Std.).

Bahnfahrt. Albstadt-Ebingen 9.28 Uhr; Balingen 9.52 Uhr; Hechingen Landesbahnhof 10.14 Uhr. Umlage 30 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

Donnerstag, 21. Mai – Samstag 23. Mai 2015: 3-tägige Studienfahrt: Bayrisch Schwaben – Donauwörth, Kaisheim, Neuburg mit Hans Kratt.

Die dreitägige Exkursion führt nach Bayrisch-Schwaben, einem Gebiet gleich hinter Ulm. Früher war das breite Flusstal der Donau über Jahrhunderte Durchzugsgebiet für Händler, aber auch für große Armeen. Dies brachte Not, aber auch Reichtum. Schöne Städte, Schlösser, sehenswerte Klöster und Kirchen sind entstanden, wie Günzburg, Lauingen, Dillingen und Do-

nauwörth. Große Schlachten wurden geschlagen, die weltgeschichtliche Folgen hatten. Trotzdem ist das Land sehenswert geblieben und blühend, auch weil die Touristenströme der Neuzeit, die störend sein können, sich andere Wege gesucht haben. Hier ist alles überschaubar. Das Hotel Traube in Donauwörth ist unser Standort. Stationen werden sein: die Schlösser Leitheim und Neuburg, auf der Rückfahrt die Harburg an der Wörnitz, Nördlingen und Neresheim.

Busfahrt. Abfahrt in Balingen, Stadthalle, 7.00 Uhr; Albstadt-Ebingen, Busbahnhof, 7.30 Uhr; 250 Euro.

JUNI

Freitag, 12. Juni 2015: Vortrag: Todesmärsche und Freiheit. Das Ende der „Wüste“-Lager mit Dr. Andreas Zekorn: Einführungsvortrag zur Ausstellung in der Zehntscheuer Balingen: „Freiheit – so nah, so fern. Das doppelte Ende des Konzentrationslagers Natzeiler.“

Die Ausstellung, die von einem deutsch-französischen Ausstellungsteam erarbeitet wurde, wird vom 12. Juni bis 30. August 2015 in Balingen in Zusammenarbeit mit der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb präsentiert. Zum KZ Natzeiler-Struthof gehörten als Außenlager im heutigen Zollernalbkreis sieben Lager in Bisingen, Dautmergen, Dormettingen, Erzingen, Frommern, Schömberg und Schörzingen, welche zum Komplex Unternehmen „Wüste“ zählten und die vor 70 Jahren, im April 1945, mittels Bahntransporten und Todesmärschen geräumt wurden. Dr. Andreas Zekorn führt mit einem Vortrag in die Ausstellung ein. Die letzte Phase, die Räumung der Konzentrationslager und die Todesmärsche, muss nicht nur im Falle der Natzeiler-Lager als ganz eigener Abschnitt in der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik aufgefasst werden. Dieses traurige Kapitel der Geschichte birgt immer noch Neues. So entkamen um den 21. März 1945 im Rahmen der Rettungsaktion Graf Folke Bernadottes, des Präsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, auch die norwegischen und übrigen skandinavischen KZ-Häftlinge der Hölle der „Wüste“-Lager. Die nächste Phase der Räumung, der Abtransport von Häftlingen mittels Bahntransporten Anfang April 1945, ging offenbar auf Überlegungen zurück, noch im letzten Moment die Häftlinge durch Zivilarbeiter zu ersetzen, um die Schieferölproduktion „gewinnbringend“ zu gestalten. Diese Transporte standen damit gar nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der späteren Räumung der Wüste-Lager wegen des Vorrückens der französischen Truppen. Weit mehr als 2 500 Häftlingen wurden Anfang April 1945 in offenen, überfüllten Bahnwaggons nach Dachau-Allach verbracht, wobei viele von ihnen den Tod fanden und die Häftlinge nochmals Unmenschliches erdulden mussten. Die eigentliche Räumung der „Wüste“-Lager erfolgte zwischen

dem 16. und 18. April als die französischen Truppen immer näher rückten. Die Häftlinge wurden dabei auf sogenannte „Todesmärsche“ geschickt, wobei sie der Gewalt der örtlichen Lagerkommandanten und der sie begleitenden Wachmannschaften ausgesetzt waren. 19.30 Uhr. Zehntscheuer Balingen. Neue Straße 59. Eintritt frei.

Samstag, 20. Juni 2015: Halbtagesexkursion: Die Neutempler in Dietfurt (bei Sigmaringen) mit Wilfried Groh.

15 Uhr. Treffpunkt: Parkplatz Mühle, Inzigkofen-Dietfurt. Anmeldung erforderlich. Eintritt frei.

Sonntag, 28. Juni 2015: Halbtagesexkursion: Das ehemalige LIAS-Ölschieferwerk in Frommern mit Dr. Michael Walther.

14 Uhr. Treffpunkt: Balingen-Frommern. Seestraße (Gedenkstelten am Schiefersee). Eintritt frei.

STAMMTISCHE

Jeweils am 1. Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebinger Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstraße 67, 72458 Albstadt-Ebingen: Telefon (0 74 31) 41 88.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07.

Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Bei allen Veranstaltungen sind Gäste jederzeit herzlich willkommen.

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Andreas Zekorn
Kreisarchivar
Landratsamt Zollernalbkreis
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:
Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4,
72461 Albstadt,
Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Zivilarbeiter statt Häftlinge

Die Räumung der Lager des Unternehmens „Wüste“ im April 1945 – Von Dr. Andreas Zekorn

Vor 70 Jahren, Anfang April 1945 wurde eine große Anzahl an Häftlingen der „Wüste“-Lager mittels Bahntransporten in das KZ Dachau-Allach verfrachtet. Den Hintergrund für diese Aktion bildete nicht etwa die Räumung der Lager vor den anrückenden französischen Truppen, sondern die Bestrebungen in letzter Sekunde, die Häftlinge durch Zivilarbeiter zu ersetzen, um die Schieferölproduktion „gewinnbringend“ zu gestalten. Die Hintergründe dieser Transportaktion sollen im Zentrum des vorliegenden Beitrags stehen. Berührt werden dabei die Fragen nach Verantwortung für die Folgen menschlichen Handelns und nach individueller Schuld.

Die „Wüste“-Lager bei Kriegsende 1945

Bei Kriegsende 1945 existierten im heutigen Gebiet des Zollernalbkreises sieben KZ-Außenlager in Bisingen, Dautmergen, Dormettingen, Erzingen, Frommern, Schömberg und Schörzingen. Sie gehörten als Außenlager zum Konzentrationslager Natzweiler/Struthof im Elsass¹, 50 Kilometer südlich von Straßburg und standen in Zusammenhang mit den irrwitzigen Versuchen, den entlang des Albraufs aufzufindenden Ölschiefer, den sogenannten Posidonienschiefer, abzubauen, um daraus Schieferöl zu gewinnen.² Diese Versuche gipfelten in dem im Juli 1944 beschlossenen Projekt, das den Tarnnamen Unternehmen „Wüste“ erhielt, dazu gedacht, zur Deckung des ungeheuren Mineralölbedarfs des deutschen Kriegsapparates beizutragen. Es war ein aberwitziges Projekt nationalsozialistischer Verblendung, was allein an einigen Produktionszahlen ersichtlich wird. In Schömberg, wo der Ölschiefer u.a. im Meilerverfahren verschwelt wurde, gewann man laut einer offiziellen Bilanz des Betriebsleiters der Versuchsanlage Schömberg vom 11. April 1945, im Zeitraum von Dezember 1944 bis März 1945, innerhalb von vier Monaten, aus 26 220 t Schiefer gerade einmal 273 t Öl und 86 l (!) Benzin, d.h. aus 96 t Gestein war eine Tonne kaum verwertbares Öl hergestellt worden unter Einsatz von 73401 Häftlingstagewerken und 9371 Tagewerken von Zivilarbeitern.³ Nicht eingerechnet sind



Das Hauptgebäude der DÖLF in Schömberg (2006)

Foto: Dr. Andreas Zekorn, Kreisarchiv Zollernalbkreis

in dieser Bilanz die Menschenleben, welche dieses Projekt kostete: Auf den KZ-Friedhöfen im heutigen Zollernalbkreis sind etwa 3470 Tote bestattet, wobei diejenigen Häftlinge hinzugerechnet werden müssen, welche bei Krankentransporten, der Räumung der Lager mittels Bahntransporten oder auf den sogenannten „Todesmärschen“ ums Leben kamen.⁴

In den „Wüste“-Lagern waren Häftlinge aus ganz Europa aus vielfältigen Gründen inhaftiert, darunter befanden sich sehr viele aufgrund der nationalsozialistischen Rassenideologie internierte Juden.

Die Gesamtzahl der Häftlinge, die sich im März/April 1945 in den Lagern befanden, dürfte bei 6000 bis 7000 gelegen haben, wobei aufgrund der Quellenlage nur sehr grobe, ungefähre und ungewisse Schätzungen möglich sind. Noch zwischen dem 12. und 15. März, also unmittelbar vor der Evakuierung der Lager, traf ein Transport mit 1000 Häftlingen aus dem KZ Buchenwald in Bisingen ein.⁵

Sieht man von den Häftlingsverlegungen in andere Lager etwa aus Krankheitsgründen ab, so bildeten die skandinavischen Häftlinge die erste Gruppe, welche der Hölle der „Wüste“-Lager vor der eigentlichen Räumung entkam. Durch die Rettungsaktion Graf Folke Bernadottes, des Präsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, wurden wohl am 21. März 1945 auch die norwegischen und übrigen skandinavischen KZ-Häftlinge aus den „Wüste“-Lagern entlassen.⁶

Die Anschuldigung Dr. Kurt Sennewalds

Anfang April 1945 erfolgten die erwähnten Bahntransporte zur Räumung der Lager, um Platz für Zivilarbeiter zu schaffen. Eine wesentliche Quelle für diese Aktion stellt die schriftliche Aussage Dr. Kurt Sennewalds dar, die er am 10. Mai 1945 in Schömberg niederschrieb, als er für den Abtransport der Häftlinge in offenen Bahnwaggons verantwortlich gemacht wurde. Derartige Anschuldigungen erhoben nach Kriegsende einige befreite Häftlinge, die zurückgekehrt waren. Sie bezogen sich auf Äußerungen von SS-Untersturmführer Eugen Wurth, sehr wahrscheinlich der letzte übergeordnete Lagerleiter der „Wüste“-Lager, dass der Abtransport von Sennewald veranlasst worden wäre und dass er „für die entstandenen Folgen (offene Waggons und weitere Behandlung der Häftlinge) letzten Endes verantwortlich“ wäre.⁷ Zu den an dieser Stelle von Sennewald nicht genannten Folgen gehören die zahlreichen Todesopfer, welche die Transporte kosteten. Wer war Kurt Sennewald und warum sah er sich genötigt, sich derartiger Vorwürfe zu erwehren?

Der Chemiker Dr. Kurt Sennewald war seit 1939 beim Reichsamt für Wirtschaftsausbau tätig und entwickelte ab Herbst 1943 das Meilerverfahren, eines der zur Schieferölgewinnung angewandten Verfahren, in Metzingen und Schömberg. Er übte als zuständiger technischer Sachbearbeiter des genannten Reichsamts die technische Aufsicht über die Deutsche Ölschiefer-Forschungsgesellschaft (DÖLF) aus, die im Oktober 1943 in Schömberg ihre Anlagen zu bauen begann und ab Juli 1944 mit einem Schmelzbetrieb, der Tag und Nacht durchlief, dort ihre Versuchstätigkeit aufnahm. Das Meilerverfahren wurde obendrein am 15. Juli 1944, als das Unternehmen „Wüste“ ins Leben gerufen wurde, zu dem zentralen Verfahren bestimmt, das bei den zehn geplanten „Wüste“-Werken für die Produktion von Öl in großem Stil zum Einsatz kommen sollte. Der Beschluss zur Gründung des Unternehmens „Wüste“ fiel damals bei einer Sitzung im Planungsamt des Rüstungsministeriums und war Teil des Programms zur Sicherung der Treibstoffversorgung von

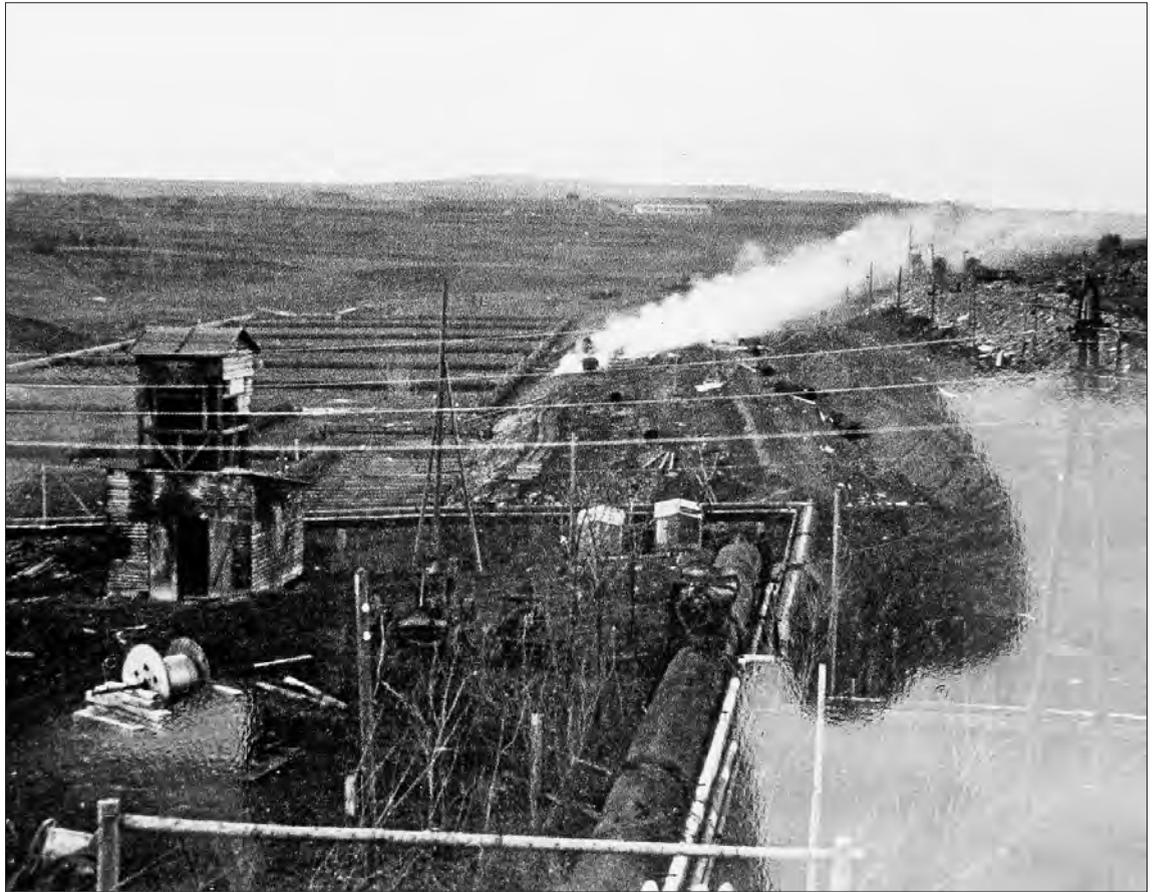


Der Eingang zum Lager Dautmergen. Foto: Privatchiv Immo Opfermann

Edmund Geilenberg, des Generalkommissars für die Sofortmaßnahmen beim Rüstungsministerium, und seines Stabes.⁸

Die DÖLF und der problematische Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen

Die Arbeitskraft von KZ-Häftlingen wurde zwar bereits bei den unterschiedlichen Versuchsanlagen, die vor Juli 1944 existierten, ausgebeutet, doch erst mit der Gründung des Unternehmens „Wüste“ setzte man Häftlinge in großem Umfang zur Zwangsarbeit ein, u.a. für die Vorbereitung und den Aufbau der „Wüste“-Werke, aber auch zum Abbau des Ölschiefers. Allerdings stellten die Häftlinge in verschiedener Hinsicht für die Mitarbeiter der DÖLF⁹ keine geeigneten Arbeitskräfte dar, so dass sie seit etwa Ende 1944 danach trachteten, die „Wüste“-Werke mit Zivilarbeitern anstelle von KZ-Häftlingen zu betreiben. Nach einer auf etwa Ende 1945 zu datierenden, schriftlichen Aussage von Dr. Albrecht Haenlein, ab November 1944 Technischer Geschäftsführer und Betriebsführer der DÖLF, arbeiteten für das Versuchswerk in Schömberg 650 Häftlinge des Lagers Schömberg als Hilfskräfte.¹⁰ Bei dem Versuchswerk sollten „Schwefelverfahren jeder Art, in erster Linie das Meilverfahren“, geklärt werden. Die SS überwachte den Umgang der zivilen DÖLF-Mitarbeiter mit den Häftlingen. Die „geringste Unterstützung, das geringste Entgegenkommen oder eine persönliche Unterhaltung“ wäre „von den SS-Wachmannschaften als Häftlingsbegünstigung ausgelegt“ worden. Das Verhältnis zwischen Zivilisten und den SS-Mannschaften sei deshalb sehr schlecht gewesen. Es sei ständig zu Reibereien gekommen, auch weil sich die Zivilisten von den SS-Posten kontrollieren lassen mussten, ob sie den Häftlingen unerlaubte Gegenstände wie Verpflegung oder Kleidung zuführten. Diese Konflikte waren ein Grund, warum Zivilarbeiter angefordert wurden. Entscheidender war aber, dass mit den Häftlingen aufgrund der Bestimmungen der SS ein Tag- und Nachtbetrieb bei Verdunklung nicht durchgeführt werden konnte. Auch nach Auffassung Sennewalds konnte der erforderliche 24-Stunden-Betrieb nur mit frei verantwortlichen tätigen Arbeitskräften aufrechterhalten werden. Bei einem durchlaufenden Betrieb, der „am Tage durch Feindeinwirkung und nachts unter Verdunklung arbeiten muss“ und bei dem immer wieder technische Störungen auftreten würden, wäre eine „wirkliche Betriebsleistung mit Häftlingen unmöglich.“ Zu-



Meilerfeld eines „Wüste“-Werks zur Ölschieferverschmelzung

Foto: Archiv KZ Gedenkstätten Bisingen e.V.

dem habe auch der Gesundheitszustand der Häftlinge keine „verantwortliche Arbeit“ zugelassen.¹¹ Es wurden also vornehmlich betriebstechnische Gründe gegen den Häftlingseinsatz ins Feld geführt.

Elende Haftbedingungen in den KZ

Mit der angegebenen Begründung forderte Haenlein bereits im November 1944 „in Übereinstimmung“ mit Dr. Sennewald beim übergeordneten Generalkommissar für die Sofortmaßnahmen, Geilenberg, „2000 zivile Arbeitskräfte (keine KZ Häftlinge und keine Kriegsgefangenen)“ an. Zudem setzte sich Dr. Sennewald für eine Inspektion des KZ in Bisingen ein, bei der neuerlich auf den Einsatz von Zivilarbeitskräften gedrungen wurde. Angemerkt sei hier, dass aus den von Sennewald und Haenlein nach Kriegsende verfassten Niederschriften nur hervorgeht, dass bei den Unterredungen mit der SS Ende 1944 der schlechte Gesundheitszustand der Häftlinge beklagt wurde, weil er deren Arbeitskraft einschränkte; das Häftlingselend und das humanitäre Desaster werden nur insofern erwähnt, als dass Kleidung, Unterbringung und die sanitären Verhältnisse in einem so „unsagbar schlechten Zustand waren“, dass die „hier untergebrachten Menschen binnen kurzem arbeitsunfähig sein mussten“. Im Gegenteil brachte Sennewald nach dem Krieg vor, dass „von den Häftlingen die Ernährungslage als denkbar gut angegeben wurde.“ Dies ist nun eine Behauptung, von der wir wissen, dass sie vollkommen unrichtig ist. Ganz ausgeblendet sind der Terror, die Schikanen, Misshandlungen und Gewaltexzesse, denen die Häftlinge ausgesetzt waren.

Aufgrund dieser ersten Inspektion erfolgte im Dezember 1944 ein Besuch der „Wüste“-Lager durch den Leiter des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamts (SS-WVHA) Oswald Pohl, der zufolge der übergeordnete Lagerleiter der „Wüste“-Lager Franz Hofmann strafversetzt wurde. Nach der Visitation besserten sich die Verhältnisse in den Lagern Bisingen und Dautmergen leicht. Die Mitarbeiter der DÖLF hielten sich nach Kriegsende zugute, dass sie „ausschlaggebend daran mitgewirkt (hätten), dass eine entscheidende Verbesserung beim Häftlingseinsatz „Wüste“ eintrat, ohne vor oder nachher mit diesem Häftlingseinsatz etwas zu tun gehabt zu haben,“ [Unterstreichungen im Original, A.Z.] denn beim Betrieb der Werke durch die DÖLF wären nur zivile Arbeitskräfte eingesetzt gewesen.¹² Auf diese Angabe wird gleich zurückzukommen sein.

Die Produktionsbedingungen in den „Wüste“-Wer-

ken hingegen verschlechterten sich gegen Kriegsende nochmals drastisch: Tieffliegerangriffe behinderten die Arbeiten tagsüber nachhaltig. Der Schiefer hätte, so Sennewald, eigentlich nachts gebrochen werden müssen, doch wegen Fluchtgefahr konnte man Häftlinge nachts nicht einsetzen, da die Wachmannschaften zu gering waren.¹³

Die Anforderung von Zivilarbeitern hatte Erfolg: Bis Ende März 1945 trafen 1000, wohl vornehmlich ausländische Arbeitskräfte vor Ort ein, also die Hälfte der ursprünglich angeforderten Männer. Damit konnten für den eigentlichen Betrieb der „Wüste“-Werke Zivilarbeiter und keine KZ-Häftlinge eingesetzt werden. Hierzu ist zum einen anzumerken ist, dass die Werke erst Ende Februar 1945 in Betrieb gingen, so wurde der erste Meiler auf Werk 2 bei Bisingen am 23. Februar 1945 gezündet; bis Mitte März folgten drei weitere Meiler in den Werken 8, 9 und 4.¹⁴ Zum anderen wird damit ein wesentlicher Teil der Wirklichkeit ausgeblendet, denn wie etwa die eingangs aufgeführte Bilanz des Versuchswerks der DÖLF in Schömberg belegt, wurde dort die Arbeitskraft von Häftlingen intensiv ausgenutzt, was auch für die vorbereitenden Bauarbeiten oder den Schieferabbruch gilt. Sehr wohl wurde also für das gesamte Unternehmen „Wüste“ bis zuletzt die Arbeitskraft von Häftlingen ausgebeutet.

Ein Streit unter Gegnern

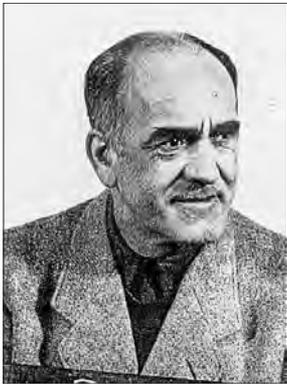
Die Bestrebungen, die KZ-Häftlinge durch Zivilarbeiter zu ersetzen, gingen noch weiter: Ende März 1945 entschloss man sich im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt in Berlin insgesamt zu einem derartigen Schritt, bei dem vorerst nur noch ein Restbestand an 1500 Häftlingen in den „Wüste“-Lagern verbleiben sollte.¹⁵ Ursächlich für den Entschluss war ein Streit: Am 17. oder 18. März 1945 kam es in Balingen zu einer „heftigen Auseinandersetzung“ zwischen Sennewald und Hauptmann Freiherr Hans Joachim von Kruedener, der als Beauftragter des Arbeitsstabes Geilenberg auch für die DÖLF zuständig war. Bei dem Streit ging es darum, dass von Seiten der SS und des Arbeitsstabes Geilenberg ein Dr. Hein als Kontrolleur über die technische Arbeit eingesetzt werden sollte, wogegen sich Sennewald wehrte.¹⁶

Das Verhältnis zwischen Sennewald und von Kruedener war seit Beginn des Unternehmens „Wüste“, seit Juli 1944, gespannt, denn Sennewald erachtete damals das Meilverfahren als noch nicht reif für einen Einsatz in großem Stil, während der Freiherr „unmögliche Forderungen“ hinsichtlich der Produktion



Das „Wüste“-Werk in Bisingen.

Foto: Kreisarchiv Zollernalbkreis, Fotosammlung Unternehmen Wüste



Oswald Ludwig Pohl (* 30. Juni 1892 in Duisburg; † 7. Juni 1951 in Landsberg), deutscher SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS.

Foto: Gemeinfrei

von Schieferöl einging.¹⁷ SS-Obergruppenführer Pohl fasste in einem Schreiben an von Kruedener, das vom 29.3.1945 datiert, dessen Verhältnis zu Sennewald folgendermaßen zusammen: „Bald vertrugen Sie sich mal, bald lagen Sie sich wieder in den Haaren.“¹⁸ Als Sennewald bei der geharnischten Besprechung im März 1945 nun die vorgesehene Kontrolle ablehnte, kündigte ihm Kruedener „seine grundsätzliche Gegnerschaft“ an.

Unautorisierte Briefe im SS-

Wirtschafts-verwaltungshauptamt in Berlin

Kruedener begab sich nach dem Streit umgehend nach Berlin und schlug dort bei Gesprächen im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt am Mittwoch, 21. März, vor, Dr. Haenlein, den bisherigen Betriebsleiter der DÖLF, als deren Geschäftsführer einzusetzen, da Sennewald die Schieferölproduktion nicht „vom Standpunkt der kriegsbedingten Notwendigkeit, sondern aus der Perspektive des Forschers betreibe.“ Er würde immer nur neue Experimente durchführen, die nicht tragbar wären.¹⁹

Der Freiherr beging obendrein wohl eine besondere Dreistigkeit: Er verfasste sehr wahrscheinlich ohne Wissen des Leiters des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamts Oswald Pohl und ohne dessen Autorisierung zwei Briefe im Namen Pohls, die Kruedener an Professor Dr. Carl Krauch, den Leiter des Reichsamts für Wirtschaftsausbau und Vorgesetzten Sennewalds, absandte. Wie aus Aktenvermerken des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamts und aus Schreiben Pohls hervorgeht, waren die Briefe mit „gez. Pohl“ unterschrieben. Die Briefe ließ Kruedener von einem SS-Hauptsturmführer beglaubigen. Hauptmann von Kruedener gab zwar an, dass er dazu telefonisch den Auftrag Pohls erhalten habe, doch Pohl distanzierte sich kurz darauf vehement von den Schreiben, so dass anzunehmen ist, dass der Freiherr eine klare Fälschung beging, bei der er auch noch hoch ansetzte, denn Professor Krauch wurde in einem der Briefe mitgeteilt, dass der „Reichsführer“, womit Heinrich Himmler selbst gemeint war, „aus besonderen Gründen schon jetzt die Übernahme der fertiggestellten Werke wünsche und daß er ihn alles Weitere zu veranlassen bitte.“ Kruedener war offenbar so unverfroren, dass er Pohl die „Wüste“-Werke im Namen Himmlers der SS unterstellen ließ. Der zweite Brief betraf die Einsetzung Dr. Heins.²⁰

Sennewald fuhr erst in der folgenden Woche nach Berlin, um dort zu intervenieren, weil er befürchtete, dass in seiner Abwesenheit „entsprechende Entscheidungen“ getroffen würden. Bei seiner Dienststelle, dem Reichsamt für Wirtschaftsausbau, lagen denn auch bereits „zwei kurze befehlende Briefe des SS-Obergruppenführers Pohl vor 1. die Einsetzung des Herrn Hein betreffend, 2. die sofortige Übergabe der gerade in Betrieb gekommenen Werke an die Führung der SS betreffend.“²¹

Die Entlassung eines Hauptmanns

Unautorisierte Briefe und seine Stellung untergrabende Gespräche, dies war die Lage, in der sich Dr. Sennewald zu Unterredungen am Montag, 26. März, und am Mittwoch, 28. März 1945, im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt mit hochrangigen SS-Vertretern, nämlich SS-Oberführer Beier, SS-Sturmführer Dr. Hoffmann und später auch mit SS-Obergruppenführer Pohl, einfand. Beim ersten Gespräch wurde klar, dass von Kruedeners Darstellungen der Ölgewinnung übertriebene Hoffnungen geweckt hatten, so dass auch von Seiten der SS die Frage nach der Zweckmäßigkeit des Häftlingseinsatzes aufgeworfen wurde. Sennewald ergriff – laut seiner Darstellung – „diese aus technischen und moralischen Gründen seit langem erstreb-

te und sich mir jetzt unerwartet bietende Gelegenheit“ und legte dar, dass der Einsatz von Häftlingen für die Schieferölgewinnung „absolut ungeeignet“ wäre, da die Anlagen räumlich weit verteilt wären und Tag und Nacht in Betrieb sein müssten. Er hielt es für unverantwortlich, dass man eine so wichtige Produktion, die infolge der damaligen Arbeitslage „ohne weiteres mit richtigen, freien Arbeitskräften durchgeführt werden könne, mit dem Häftlingsproblem belaste.“ Zur Sennewalds Überraschung schloss sich Pohl der Auffassung an, dass die Häftlinge durch Zivilarbeiter zu ersetzen wären, wobei rein arbeitsökonomische Gesichtspunkte den Ausschlag gegeben hätten und keine militärischen, „da die Lage damals durchaus noch zuversichtlich beurteilt wurde“. Pohl sagte zu, die Häftlinge in dem Maße abzuziehen, wie freie Arbeitskräfte zur Verfügung stünden.²²

Die Gespräche sind zusätzlich durch zwei Aktenvermerke von SS-Hauptsturmführer Dr. Hoffmann belegt, die weitere Einblicke in die Lage im März 1945 gewähren. Dem Vermerk über das erste Gespräch am 26. März, das ohne Pohl stattfand, ist zu entnehmen, dass Sennewald seinem Gegner Kruedener das technische Verständnis absprach und hervorhob, dass er, Sennewald, schon Erfahrungen bei „verschiedenen Ölvorhaben im Baltikum, in Galizien und im Kaukasus“ gesammelt habe. Bei den „Wüste“-Werken fehlten nun die „unbedingt notwendigen Brecher“, also Maschinen, die sich noch in Dortmund befänden, so dass der Schiefer im Handbetrieb gebrochen werden müsse. In diesem Zusammenhang wurde das Häftlingsproblem berührt: Aufgrund der dauernden Tiefliegegefahr wäre Tagesarbeit nicht möglich, nachts wäre der Häftlingseinsatz wegen der „geringen Wachmannschaften nicht möglich.“ Sennewald habe deshalb vorgeschlagen, „die Häftlinge nicht zuletzt auch unter Berücksichtigung der dortigen militärischen Lage abzuziehen und durch zivile Arbeitskräfte, die z.Zt. im schwäbischen Raum in ausreichende Maße zur Verfügung stehen, zu ersetzen.“ Die anrückenden französischen Truppen mögen also den Entschluss, die Häftlinge abzutransportieren, erleichtert haben. Sennewald war sich damit anscheinend der Kriegslage bewusst, was er in seiner Niederschrift nicht ausführte, sondern dort im Gegenteil die positive Lagebeurteilung in Berlin hervorhob.

Beim zweiten Gespräch waren Pohl und Kruedener anwesend. Nachdem Sennewald seine Auffassung über den Streit mit dem Freiherrn dargelegt hatte, flogen die Brieftäuschungen auf. Sennewald legte nämlich die an Krauch gerichteten Briefe vor, worauf Pohl „erklärte, dass er sich mit dem Inhalt dieser Briefe und der Methode überhaupt nicht einverstanden erklären könnte. Er zerriss die beiden Briefe ... und erklärte, dass

er Prof. Krauch entsprechend schreiben würde.“ Zugleich schied „Hauptmann von Kruedener mit sofortiger Wirkung aus der Ölschiefersache aus.“ An seiner Stelle wurde SS-Sturmführer Dr. Mischke eingesetzt, der mit der DÖLF zusammenarbeiten und „die Frage des weiteren Häftlingseinsatzes regeln“ sollte. Am selben Tag schrieb Pohl an Krauch, dass er die Briefe vernichtet habe: „Sie haben diese Briefe also niemals erhalten.“ Und auch von Kruedener erhielt noch am 29. März seine Entlassung schriftlich mitgeteilt, wobei Pohl nur knapp auf das „Diktat“ der Briefe ..., welches nur telefonisch erfolgen konnte und nie erfolgt ist“, einging. Als Hauptgrund für die Entlassung nannte er die Spannungen zwischen Kruedener und Sennewald, die eine weitere Zusammenarbeit „völlig unmöglich“ machen würden. Verbunden war die Entlassung mit Dank für die „geleistete Arbeit“ und der Versicherung, dass für Pohl „dieses Ende eines einst so verheißungsvollen Anfangs auch schon mit Rücksicht auf die persönlichen Gefühle, die bei dieser Arbeit mitgeschwangen, ... besonders schmerzlich ist.“ Er habe daher „keinerlei Veranlassung“ Kruedener „persönlich zu großen“ und schloss den Brief mit einem herzlichen Gruß und „Heil Hitler“. Es bestanden anscheinend recht enge persönliche Verbindungen, so dass man offenbar nicht im Zorn schied.

Erstaunlicherweise scheint man bei den Gesprächen in Berlin einen Aspekt gar nicht thematisiert zu haben, nämlich die Bezahlung der SS für den Häftlingseinsatz. Die Lagerverwaltung Natzweiler stellte noch im Oktober 1944 der Deutschen Bergwerks- und Hüttenbau AG (DBHG) in Balingen für Häftlingsarbeit eine Rechnung über 130 965,60 RM aus, wobei pro Tag vier Reichsmark für einen Hilfsarbeiter und sechs Reichsmark für einen Facharbeiter berechnet wurden. Allerdings protestierte die DBHG gegen die Forderung, da auch kranke Häftlinge in Rechnung gestellt wurden. Wenn nun die Häftlinge weitgehend gegen Zivilarbeiter ausgetauscht werden sollten, hätten sich für die SS die Einnahmen aus dieser Quelle stark verringert. In den zitierten SS-internen Aktenvermerken von März 1945 findet der Gesichtspunkt keine Erwähnung. Von den DÖLF-Mitarbeitern wurde die Frage der Bezahlung von Häftlingsarbeit in ihren Niederschriften nach Kriegsende im Übrigen ebenfalls nicht berührt, auch nicht in Zusammenhang mit der Inspektion der Lager durch Pohl. Vor diesem Hintergrund wäre nochmals genauer zu prüfen, ob nach den Beschwerden der DBHG überhaupt noch finanzielle Forderungen seitens der SS gestellt wurden, insbesondere angesichts der Beteiligung der SS am Unternehmen „Wüste“ und der Kriegswichtigkeit, welche dem Projekt damals beigemessen wurde.²⁴



Luxemburgische Häftlingen im KZ Schönbürg vor den Schienen einer Feldbahn, von links: Jemp Funck, Christophe Hornick, Rudy Mach, letzterer mit der Armbinde mit „Capo“. Im Hintergrund links: Hubofen (Verfahren zur Ölgewinnung)

Privatarchiv Immo Opfermann



Reste der Bahntrasse vom Schömberger Bahnhof zum Schömberger Bahnhof KZ (2006)

Foto: Dr. Andreas Zekorn, Kreisarchiv Zollernalbkreis

Die Einzäunung soll von den KZ entfernt werden

Folgen wir nun weiter der Darstellung Sennewalds: Die Ergebnisse der Besprechung teilte Sennewald dem Balingen Landrat Dr. Theodor Zeller sofort fernschriftlich mit, damit jener die Bereitstellung von Arbeitskräften beschleunige, „denn es war allgemein bekannt, dass die ganze Bevölkerung und auch wohl die württembergischen Regierungsstellen seit langem den Wunsch hatten, genau wie wir, von dem Häftlingsproblem befreit zu werden.“ Das Stimmungsbild, das Sennewald hier liefert, dürfte recht treffend sein: Die Häftlinge wurden vermutlich nicht nur von den DÖLF-Mitarbeitern, sondern auch von vielen Menschen vor Ort als Belastung empfunden und als „Problem“. Vom Leid der Häftlinge war aber kaum die Rede.

Kurz nach seiner Rückkehr nach „Württemberg“ wurde Sennewald am 2. April, dem Ostermontag, zu einer Besprechung zu dem Rüstungsbevollmächtigten Südwest Direktor Heinrich Kelchner nach Metzingen einberufen. Kelchner, der ministerielle Befugnisse besaß, hatte, während sich Sennewald in Berlin befand, die „Wüste“-Werke persönlich besucht und sie unter seinen Befehl gestellt. Bei seinem Besuch war er ganz unabhängig von Sennewald ebenfalls zur Auffassung gelangt, „dass eine wirkliche Leistung der Ölschieferwerke nur zu Stande kommen würde, wenn sie vom Häftlingsproblem befreit würden“. Deshalb wollte sich Kelchner fernschriftlich an Pohl wenden, doch Sennewald informierte ihn darüber, dass das Telegramm unnötig wäre, da Pohl bereits seine Zustimmung zum Einsatz von freien Arbeitskräften gegeben hätte. Kelchner nahm dies zur Kenntnis und erteilte sofort dem Gauarbeitsamt Stuttgart die Auflage, als Ersatz für die abziehenden Häftlinge „schnellstens 3 000 freie Arbeitskräfte“ zu stellen. Die Unterbringung sollte „in den sofort zu räumenden KZ-Lagern erfolgen, bei denen die Einzäunung entfernt werden sollte.“²⁵

Platz für Zivilarbeiter

Als Sennewald dem örtlichen Kommandoführer, SS-Untersturmführer Eugen Wurth, darüber am folgenden Tag Mitteilung machte, meinte Wurth zunächst, dass die Sache für ihn keine Bedeutung habe, da ihm kein Befehl vorläge.²⁶ Zudem warf er Sennewald vor, dass er versuchen wolle, die SS zu vertreiben, denn diesen Standpunkt habe Sennewald schon früher eingenommen, und drohte ihm, Schwierigkeiten zu machen. Sennewald stellte ihm seinerseits die Schwierigkeiten in Aussicht, die entstünden, wenn die Arbeitskräfte anrückten, aber nicht untergebracht werden könnten, und verwies Wurth an seine zuständige Kommandostelle. Die Argumente wirkten offenbar, denn der SS-Untersturmführer begab sich zunächst nach Stuttgart zum „dortigen höheren Polizei- und SS-

Führer“. Vergeblich versuchte Wurth noch von dort aus, bei Pohl in Berlin eine Revision der Entscheidung zu erreichen. In Stuttgart erhielt er den Befehl abzurücken und musste sich für nähere Anweisungen zu seiner vorgesetzten Kommandostelle in Dürmentingen, in der Nähe von Herberingen²⁷, begeben, wo er den weiteren Befehl erhielt, den Abtransport der Häftlinge durch die Eisenbahn vorzunehmen.

Auf der Suche nach Eisenbahnwaggons

Eugen Wurth bat nun Sennewald um Hilfe bei der Beschaffung geschlossener Bahnwaggons für den Häftlingstransport, weil es in Stuttgart keine zentrale Führung des Eisenbahnwesens mehr gab. Trotz „intensivster Bemühungen“ und der Unterstützung durch Sennewald gelang es Wurth und dem zuständigen Reichsbahnoberinspektor Beck in Balingen, der „für das Bauvorhaben Wüste mit besonderen Vollmachten“ versehen war, nicht, infolge der Zerstörungen der Eisenbahnstrecken und aus Mangel an Lokomotiven, geschlossene Waggons für den Abtransport der Häftlinge zu erhalten. Deshalb entschloss sich Wurth schließlich dazu, den Transport in offenen Waggons durchzuführen, was nach dem Wissen Sennewalds in der Zeit vom 7. bis etwa 12. April erfolgte. Ein Restbestand von etwa 1 500 Häftlingen sollte als „Schlüsselkräfte“ zunächst vor Ort verbleiben.²⁸

Soweit die Darstellung Sennewalds, wie es zu den Bahntransporten Anfang April 1945 kam. Details hierzu ergeben sich aus einem weiteren, zeitnahen Bericht des Bahnhofsvorstehers von Schömberg, Lehmann, vom 1. Juni 1945: Die Lager-SS habe bei ihm am 3. oder 4. April telefonisch angefragt, ob die Eisenbahnwaggons für den Transport bereitstünden. Weil die SS keine Einzelheiten mitteilen wollte, sollte ein persönliches Treffen auf dem Bahnhof stattfinden. Am Nachmittag kam SS-Unterscharführer Stefan Kruth zum Bahnhof und erklärte, dass für den Gefangenentransport sofort für Schömberg 25 bis 28, für Schörzingen drei, Dotternhausen vier, Erzingen zwei und für Bisingen zwölf Waggons, insgesamt 46 bis 49 Waggons, bereitzustellen wären. Den Bestimmungsort konnte oder wollte der Unterscharführer nicht nennen, sondern meinte, dass sich Lehmann wegen Details an Reichsbahnoberinspektor Beck in Balingen wenden sollte. Beck teilte ihm seinerseits mit, dass er von der Waggonanforderung durch die SS wüsste und auch die zuständige Wagenverwaltung in Stuttgart darüber informiert wäre. Man müsste offene anstatt geschlossene Waggons bereitstellen. Auf Lehmanns Einwand hin, dass ein Transport in offenen Wagen wegen des schlechten Wetters unmenschlich wäre, erklärte Beck, dass es ein Befehl der Wagenverwaltung wäre und dass man die schwierigen Zeitumstände berücksichtigen müsse. Lehmann habe daraufhin nochmals beim Eisenbahnbüro in Stuttgart versucht, mit dem Hin-

weis auf Regen und Schneefall geschlossene Wagen zu erhalten, doch erklärte man ihm, dass die Transporte unbedingt in offenen Waggons durchgeführt werden müssten. Sein Eindruck, so Lehmann, wäre gewesen, dass sich die SS nicht besonders um geschlossene Wagen kümmerte und dass Stuttgart informiert wäre. Auf eigene Verantwortung versuchte Lehmann noch geschlossene Waggons für schwerkranke Häftlinge zu erhalten. Es gelang ihm tatsächlich, zwei derartige Wagen zu organisieren, und bat Untersturmführer Wurth darum, diese Waggons zu dem genannten Zweck zu verwenden. Es wäre nicht sein, Lehmanns, Fehler gewesen, wenn man sie tatsächlich zum Transport von SS-Mannschaften und Frauen, die eigentlich gar nicht zu dem Transport gehörten, sowie von Lederwaren genutzt hätte. Dem Bahnhofsvorsteher muss dabei eigentlich klar gewesen sein, dass die Begleitmannschaften kaum offene Waggons zugunsten kranker Häftlinge nutzen würden, so dass Lehmanns Entschuldigung wenig glaubwürdig ist.

Am 11. oder 12. April forderte Beck telefonisch bei Lehmann nochmals 25 bis 30 Waggons für einen weiteren Häftlingstransport an, wobei die Lager-SS von Dautmergen geschlossene Wagen wollte, aber das Eisenbahnbüro Stuttgart nur offene Wagen bereitstellen konnte. Lehmann brachte nochmals die gleichen Einwände vor, doch vermochte er wiederum nichts zu erreichen.²⁹

Nicht nur der Bericht Lehmanns zu dem skandalösen Transport der Häftlinge in offenen Bahnwaggons liegt als ergänzende Quelle vor, sondern zusätzlich eine Niederschrift über die Vernehmung von Ernst Brand, des Geschäftsführers der DÖLF³⁰, vom 22. Januar 1946 zu diesem Vorgang. Brand schilderte zunächst, wie es zu dem Beschluss kam, 3 000 Zivilarbeiter einzusetzen und die Häftlinge abzutransportieren. Die Niederschrift bestätigt dabei zunächst relativ unabhängig die Darstellung Sennewalds. Von den Bahntransporten wusste Brand ansonsten nichts Weiteres; da sie ausschließlich eine Angelegenheit der SS gewesen wären, habe er sich nicht mehr darum gekümmert und er wäre zudem mit anderen Angelegenheiten für die DÖLF beschäftigt gewesen.

Liquidierung der Häftlinge?

Brand fügte noch ein pikantes Detail zum weiteren Ablauf der Ereignisse an: Untersturmführer Wurth wäre einige Tage vor dem Einmarsch der französischen Truppen zu ihm ins Büro gekommen und habe von ihm 600 Liter Benzin und 100 kg Sprengstoff verlangt. Auf die Frage Brands, wozu er das Material bräuchte, antwortete Wurth, dass er dies zur Umsetzung seiner Befehle benötige. Brand weigerte sich, das Gewünschte zu übergeben, und hörte dann nichts mehr von der Sache. Drei bis vier Tage vor der Besetzung hätte ihm Wurth mitgeteilt, dass er Befehl habe, mit den verbliebenen Häftlingen Richtung Osten aufzubrechen. Die DÖLF musste in diesem Zusammenhang ein Transportmittel für den Proviant für die erste Etappe zur Verfügung stellen.³¹ Diese Darstellung wird durch die Niederschrift Sennewalds bestärkt, der hier „zur Kennzeichnung des Untersturmführers Wurth“ noch ausführte, dieser habe sich in einer Besprechung in Balingen Ende März „dahingehend (ge)äußert, dass er für den Fall der Besetzung dafür sorgen werde, dass den Häftlingen das gleiche Schicksal zu teil wird, wie er es für sich erwarte. In Verfolgung dieses Gedankens hat er später von Herrn Brand, dem Geschäftsführer der Dölf, Brennstoff und Benzin verlangt, wie mir Herr Brand heute mitteilte. Brand hat jedoch die Zurverfügungstellung abgelehnt.“³² In anderen Worten: Wurth dachte Ende März 1945 daran, die Häftlinge vor dem Einmarsch umzubringen.

Die Bahntransporte im April 1945

Hinsichtlich der Bahntransporte nach Dachau-Allach selbst gibt es wiederum einige Unsicherheiten, so bei den genauen Tagesdaten und vor allem der genauen Zahl der Häftlinge. Vermutlich am 7. April ging ein erster Transport mit rund 2 500 Häftlingen in das Dachauer Außenlager Allach ab, wo dieser am 12. April eintraf. Allein aus Dautmergen kamen 973 „arbeitsunfähige Häftlinge“. Bei dem Transport dürfte es mindestens 144 Tote gegeben haben, vielleicht auch mehr, so berichtet ein Zeuge von 280 Verstorbenen. Ein zweiter Transport mit etwa 1 400 Häftlingen, da-



Der polnische Dichter Tadeusz Borowski (1922 bis 1951) im Englischen Garten in München. Aufnahme Ende 1945/Anfang 1946.

Vorlage: Girs Estate

runter alle noch in Erzingen verbliebenen Häftlinge, folgte um den 13. April ebenfalls nach Allach, das am 16./17. April erreicht wurde. Wiederum kamen dabei zahlreiche Häftlinge ums Leben. Ein vermuteter weiterer, dritter Transport nach Dachau scheint nicht stattgefunden zu haben.³³

Einen Eindruck von diesen Transporten mögen zwei Aussagen von Häftlingen über die erste Fahrt vermitteln, die fünf Tage und fünf Nächte dauerte: „Wir waren 70 bis 80 (Personen) pro Waggon. Es waren Waggonen, die für den Kohlentransport bestimmt waren. Wir hatten fast nichts zu essen. Wir hatten sehr wenig Brot und Margarine für drei Tage. ... Bei unserer Ankunft in (Dachau)-Allach waren 280 gestorben.“³⁴

Auch der polnische Dichter Tadeusz Borowski wurde mit dem ersten Transport von Dautmergen nach Allach verbracht. In einem späteren Brief an seine Verlobte schrieb er über diesen Transport, „einem Transport von Muselmännern in offenen Waggonen“, dass der ganze Transport die gesamten fünf Tage über gutes, sonniges Wetter gehabt hätte, dank ihm, Borowski, der mit einem silbernen Löffel im Munde geboren worden sei. Trotz der relativ positiven, aber auch ironisch gemeinten Darstellung war der Transport in den offenen Eisenbahnwaggonen schrecklich. Es gab anderen Häftlingsberichten zufolge Terror, Hunger, Durst, nachts frostige Temperaturen und eben – zahlreiche Tote.³⁵

In Dachau war das Leiden nicht zu Ende: Häftlinge verstarben direkt bei der Ankunft in Allach oder in den Tagen vor der Befreiung des Lagers. Ein Teil der Häftlinge wurde nochmals mit dem Zug evakuiert oder auf Todesmärschen Richtung Alpen geschickt. Und ein weiterer Teil erlebte die Befreiung direkt durch die Amerikaner Anfang Mai 1945.³⁶

Das Ende

Als der erste Transport in Dachau eintraf, wurde das Unternehmen „Wüste“ beendet, denn am 12. April 1945 verfügte Kelchner die sofortige Einstellung der Produktion. Zudem sollten keine Zivilarbeiter mehr nach Balingen geschickt werden.³⁷ Für die vor Ort in den „Wüste“-Lagern verbliebenen Häftlinge war ihre Passion allerdings noch nicht beendet. Sie mussten bis zuletzt weiterarbeiten, bis die Lager zwischen dem 16. und 18. April, als die französischen Truppen immer näher rückten, geräumt wurden. Die Häftlinge wurden dabei auf sogenannte „Todesmärsche“ in Richtung Oberschwaben geschickt, auf denen sie nochmals viele Strapazen und Qualen erdulden mussten und viele von ihnen das Leben ließen, bevor die Überlebenden von den französischen Soldaten befreit wurden. Einige Häftlinge nahmen sogar noch die Route Füssen, Garmisch-Partenkirchen, Mittenwald, Innsbruck, wo sie von amerikanischen Truppen befreit wurden.³⁸

Fazit

Wie sind nun die Ausführungen Sennewalds als historische Quelle, aber auch sein Verhalten einzuschätzen? Die Niederschriften Sennewalds können als glaubwürdig eingestuft werden, denn der Verfasser wollte sich zunächst nur des Vorwurfs erwehren, dafür verantwortlich gewesen zu sein, dass offene Bahnwaggonen zum Abtransport der Häftlinge eingesetzt wurden. Möglich ist, dass er sein Engagement für den Einsatz ziviler Arbeitskräfte besonders hervorhob, denn auch Dr. Albrecht Haenlein setzte sich gemeinsam mit Sennewald für diese Zielsetzung ein. Zudem belegen nicht nur die SS-internen Aktenvermerke und Briefe die Geschehnisse in Berlin bis ins Detail, sondern auch andere Aussagen bestätigen die übrigen Ausführungen Sennewalds, denen wegen der zeitnahen Niederschrift obendrein ein erhebliches Maß an Authentizität zukommt. Die Schuld und Verantwortung für den Häftlingseinsatz wurde dabei der SS und anderen am Unternehmen „Wüste“ beteiligten Unternehmen zugeschoben, ohne zu erwähnen, dass auch die DÖLF vom Häftlingseinsatz profitierte und ein Rad im Ge-

triebe war.³⁹

Persönlich trug Sennewald mit seiner Handlungsweise wesentlich dazu bei, dass der Entschluss getroffen wurde, die Häftlinge mit der Bahn abzutransportieren. Auch angesichts einer hoffnungslosen militärischen Lage, die ihm – sicherlich nicht in ihrem ganzen Ausmaß – bewusst gewesen zu sein scheint, setzte er sich für den Austausch der Häftlinge bis zuletzt ein. Seine Bestrebungen, die Häftlinge durch Zivilarbeiter zu ersetzen, waren wohl vorrangig von betriebstechnischen Gründen motiviert, die als wesentliche Argumente gegenüber der SS dienten, doch auch „moralische“, humanitäre Gründe könnten für ihn eine Rolle gespielt haben. Sennewald lehnte den „Einsatz von Häftlingen innerlich, soweit es möglich war auch äußerlich“ ab. Hier ist Sennewald zu glauben, dennoch bediente er sich der Arbeitskraft der Häftlinge für seine Forschungsarbeiten im Rahmen der DÖLF. In seiner Rechtfertigungsschrift schob er die Verantwortung für die Transporte und auch für den Häftlingseinsatz nun ganz der SS zu.⁴⁰ Dass der Abtransport der Häftlinge in offenen Bahnwaggonen im April stattfand, dafür konnte Sennewald nicht verantwortlich gemacht werden, aber er hatte sie maßgeblich verursacht und war insofern für die Menschenleben, welche die Transporte kosteten, mitverantwortlich. Diese Folgen seines Agierens konnte Sennewald freilich nicht absehen.

Zu bedenken ist hier zudem, dass auf der anderen Seite durch die Transporte vielleicht auch Menschenleben gerettet wurden, denn möglicherweise wäre die Todesrate unter den Häftlingen noch höher gewesen, wenn die Gefangenen auf die Todesmärsche geschickt worden wären. Insofern ist es fraglich, ob es besser für die Häftlinge gewesen wäre, wenn sich Sennewald nicht so vehement oder auch gar nicht für ihre Auswechslung eingesetzt hätte.

Das Handeln Sennewalds muss von daher dialektisch betrachtet werden. Es entzieht sich, wie so häufig menschliches Handeln, letztlich einer klaren und eindeutigen Beurteilung hinsichtlich seiner konkreten Folgen. Dennoch ist unstrittig, dass Sennewald mit seiner gesamten Tätigkeit als Chemiker und seinem Agieren ein Teil des Menschen verschlingenden Unternehmens „Wüste“ und darüber hinaus des nationalsozialistischen Unrechtssystems war und zu dessen Funkzionieren beitrug.

Schließlich kann Sennewald selbstverständlich nicht alleinverantwortlich für die Bahntransporte gemacht werden, sondern daran waren viele beteiligt, angefangen bei den Befehlsgebern Pohl und Kelchner, den Ausführenden und ihren Helfern, wie SS-Unterstützungsführer Wurth, den Reichsbahnmitarbeitern Beck und Lehmann, DÖLF-Mitarbeitern, wie Dr. Haenlein, bis hin zu SS-Männern und Wachmannschaften, welche die Transporte begleiteten und damit ermöglichten.



Das Unternehmen „Wüste“ kostete unzähligen Menschen das Leben. Die Leichen werden nach der Exhumierung in Särgen auf dem KZ Friedhof Schönbürg bestattet. Foto: Kreisarchiv Zollernalbkreis, Fotosammlung Unternehmen Wüste

ten. Mit den Genannten sind sicherlich nicht alle Beteiligten erfasst. Kurz: Viele machten sich ein wenig schuldig, indem sie ihr Scherflein zu den Häftlingstransporten beitrugen. Andererseits kann, wie bemerkt, nicht gesagt werden, ob die Überlebenschance der Häftlinge auf den Todesmärschen größer gewesen wäre.

Der gesamte Geschehen verdeutlicht nochmals eingehend, welche Verblendung geherrscht haben muss, als Ende März 1945 noch ernsthaft darüber nachgedacht wurde, die Häftlinge durch Zivilarbeitskräfte zu ersetzen, um dem Unternehmen zum Erfolg zu verhelfen, und dass die Lage in Berlin noch nicht als unbedingt hoffnungslos eingeschätzt wurde. Allerdings hatte offenbar ein Umdenken hinsichtlich des Häftlingseinsatzes stattgefunden. Vor Ort in Balingen machte man sich aber doch andere Gedanken über die Beseitigung der Häftlinge, wie die Äußerung über Wurth zeigt. Schließlich machte die tatsächliche Kriegslage alle Überlegungen wegen des Austausches der Arbeitskräfte obsolet.

Die Bahntransporte standen offenbar gar nicht in einem ursprünglichen Zusammenhang mit einer generellen Räumung der „Wüste“-Lager, sondern erwachsen vorwiegend den utilitaristischen Erwägungen, d. h. dem Nützlichkeitsdenken, dass es für die Schieferölproduktion besser wäre anstelle der Häftlinge Zivilarbeiter einzusetzen.

Fußnoten

Abkürzungen:

AOC = Archives de l'occupation française en Allemagne et en Autriche früher Colmar, jetzt: La Courneuve.

KrA BL = Kreisarchiv Zollernalbkreis

StAL = Staatsarchiv Ludwigsburg

StAS = Staatsarchiv Sigmaringen

(1) Grundsätzlich zu Natzweiler: Robert Steegmann: Das Konzentrationslager Natzweiler-Struthof und seine Außenkommandos an Rhein und Neckar 1941–1945, Straßburg 2005.

(2) Zum Gesamtkomplex Unternehmen „Wüste“ existiert mittlerweile eine Fülle an Literatur, die hier im Zusammenhang mit der Thematik nicht im Einzelnen genannt werden kann. Grundlegend zum Thema: Christine Glauning, Entgrenzung und KZ-System. Das Unternehmen „Wüste“ und das Konzentrationslager in Bisingen 1944/45. Berlin 2006. – Zusammenstellung von Literatur: Andreas Zekorn, Ausbeutung und Tod - Das Schicksal von KZ-Häftlingen am Beispiel der Lager des Unternehmens Wüste. In: Opfer des Unrechts: Stigmatisierung, Verfolgung, und Vernichtung von Gegnern durch die NS- Gewalt, hrsg. v. Edwin Ernst Weber im Auftrag des Landkreises Sigmaringen und der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur, Ostfildern 2009, S. 193 – 239. – Als aktuelle Arbeit sei genannt: Michael Walther, Einrichtungen des südwürttembergisch-hohenzollerischen Schieferölprojekts, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 49/50 (2013/14), S. 197 – 226.

(3) Verfahrensbeschreibung und Produktionszahlen Schömberg 11.4.1945: AOC, AEF c. 1855 (KrA BL, Sa UW, Nr. 12). – Immo Opfermann (Hrsg.): Das Unternehmen „Wüste“. Ölschieferwerke und Konzentrationslager entlang der Bahnlinie Tübingen-Rottweil 1944/45. Leitfaden und Materialien zur Ausstellung in der ehemaligen Baracke auf dem Gelände des Obereschulamtes Tübingen 7.5.-31.7.1997. Balingen 1997, S.14ff. (Verfahren), 21ff. (Schörzingen). – Glauning, Entgrenzung (wie Anm. 2), S. 63, 83, 90, 112, 117, 221.

(4) Die Zahlenangaben für die auf den KZ-Ehrenfriedhöfen beigesetzten Menschen schwanken u.a. deshalb, weil spätere Exhumierungen vorgenommen wurden. Die Gräberliste für Schömberg verzeichnet 1 747 Tote (bis 1960 1 767 Tote; damals wurden 14 Franzosen und sechs Belgier exhumiert), Schörzingen: 549 Tote (KrA BL, Sa UW 3, Gräberlisten). Der offizielle französische Bericht über die Exhumierungen in Bisingen nennt 1 158 Tote (AOC/PD, c 1304, p. 15/4: Charnier de Bisingen, 27.2.1947, Abschnitt 12 = KrA BL, Sa UW 2; Nr. 120).

(5) Arno Huth rechnet mit 6 000 Häftlingen Ende März in den „Wüste“-Lagern: Arno Huth, Das doppelte Ende des K.L. Natzweiler“ auf beiden Seiten des Rheins, Mosbach 2013 S. 299 – 301. – Es könnten sich

aber durchaus noch mehr Häftlinge in den Lagern befunden haben, wenn man folgende Angaben einbezieht: Bisingen: ca. 2 000 (Steegmann, Natzweiler, S. 125f.); Dautmergen: 2 100 (Stand: 5.3.1945; KrA BL Sa UW 17, Bl. 2733: damals wurde ein Neuzugang von 1 500 Häftlingen erwartet und der Abzug von 1 000 Häftlingen) – ca. 3 000. Weitere Zahlen nach Glauning, Entgrenzung (wie Anm. 2), S. 117f. 136: Dormettingen: ca. 428; Erzingen: ca. 350; Frommern: ca. 200; Schömberg: ca. 800; Schörzingen: ca. 1 000. – Vgl. auch: KrA BL, Sa UW, Nr. 31 (Plädoyer des Staatsanwalts), S. 40. – KrA BL, Sa UW, Nr. 35, Bl. 219ff. (Zugänge und Belegungsstärken). – Sa UW, Nr. 44 (Urteil 18.3.1966), S. 55. – Ähnliche Ergebnisse erhält man, wenn man damit rechnet, dass mit der Bahn etwa 3 900 Häftlinge abtransportiert und bis zu circa 2 500 Häftlinge auf die Todesmärsche geschickt wurden. Zu den Transportzahlen vgl. unten den Abschnitt „Bahntransporte“ und Huth, Doppeltes Ende, S. 302, 308.

(6) Helge Norseth, Gefangen und doch frei. Der Weg eines jungen Norwegers durch norwegische und deutsche KZ, Neuhausen 1994, S. 191ff., 204. – Huth, Doppeltes Ende (wie Anm. 5), S. 129 – 131.

(7) Niederschriften Dr. Kurt Sennewald vom 10. und 15. Mai 1945 in Schömberg: StAL, EL 317 III, Bü 1333 (KrA BL, Sa UW 2, Nr. 243; Kopie auch Sa UW, Nr. 31).

(8) Kurzbiografie und Aufgaben von Dr. Sennewald: Erläuterungen zum Organisationsplan des Geilenberg-Vorhaben „Wüste“, abgefasst von Dr. Sennewald, Dr. Haenlein u.a., 16./19.4.1946, S. 12 (= Bl. 2746). Diese Quelle ist mehrfach in Kopie überliefert: StAL, EL 317 III, Bü 1252 (KrA BL, Sa UW 2, Nr. 228, Bl. 3151; Kopie auch Sa UW, Nr. 17, Bl. 2735ff., StAS Wü 65/4 T2 Nr. 1412). – Glauning, Entgrenzung (wie Anm. 2), S. 61f., 104. – Vgl. auch: Sa UW 31, Bl. 788 (Aussage Erhard Kühle, 7.2.1961 zur Funktion von Dr. Sennewald). – Niederschriften Sennewald (wie Anm. 7).

(9) Dr. Albrecht Haenlein (geb. am 28.6.1903 in Dillingen an der Donau, 1937 Beitritt zur NSDAP mit der Mitgliedsnummer 4068998) war technischer Geschäfts- und Betriebsführer der DÖLF in Schömberg und wurde in einem der Rastatter Prozesse vor dem Militärgericht der französischen Besatzungszone frei gesprochen, nachdem er wegen eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit und eines Kriegsverbrechens angeklagt worden war. Auch er setzte sich für den Einsatz der KZ-Häftlinge durch zivile Arbeiter ein: KrA BL, Sa UW, Nr. 31 (Aussage Dr. Haenlein und Bl. 1093: Urteil Nr. 27 in Rastatt vom 28. und 29. Mai 1947); Niederschrift Haenlein, ca. Ende 1945: Stadtarchiv Balingen A 1, Nr. 9830 (= KrA BL, Druckschriften Unternehmen Wüste Nr. 64); KrA BL, Sa UW 2, Nr. 252.

(10) Niederschrift Haenlein, ca. Ende 1945 (wie Anm. 9).

(11) Niederschriften Sennewald (wie Anm. 7), 10.5.1945, S. 1. – 14.5.1945, S. 4f. – Erläuterungen zum Organisationsplan „Wüste“ (wie Anm. 8), S. 10.

(12) Erläuterungen zum Organisationsplan „Wüste“ (wie Anm. 8), S. 9, S. 14 (Unterstreichen im Original). – Niederschrift Sennewald, 14.5.1945 (wie Anm. 7). – Niederschrift Haenlein (wie Anm. 9). – Zu Hofmann, der Inspektion durch Pohl sowie zu den Verhältnissen im Lager: Glauning, Entgrenzung (wie Anm. 2), S. 158ff., 222 – 243, 249 – 255. – Das Bemühen um Zivilarbeitskräfte belegt auch ein Telegramm vom 13.1.1945 (Sa UW 17, Bl. 2719; Abschrift).

(13) Glauning, Entgrenzung (wie Anm. 2), S. 255. – Zu den Tieffliegerangriffen und der Arbeitssituation auch: Schreiben des Geschäftsführers der „Deutschen Schieferöl GmbH“ SS-Hauptsturmführer Jacobi, 5.3. und 20.(?)3.1945 und Aktenvermerk vom 27.3.1945 Bundearchiv NS 3/823 (KrA BL, Sa UW 2, Nr. 39). – Erläuterungen zum Organisationsplan „Wüste“ (wie Anm. 8), S. 10.

(14) Sa UW 17, Bl. 2715: Zeitlicher Ablauf. So auch Sennewald am 14.5.1945 zum Ablauf und zum Einsatz der Zivilarbeiter: Niederschrift Sennewald (wie Anm. 7).

(15) Niederschrift Sennewald 10.5.1945 (wie Anm. 7), S. 3f.

(16) Niederschrift Sennewald 10.5.1945 (wie Anm. 7). Zur zentralen Rolle Kruedeners demnächst: Michael Walther, Netzwerk „Wüste“. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 52 (2016).

(17) Niederschrift Sennewald 14.5.1945 (wie Anm. 7).

(18) Bundearchiv NS 3/823 (Sa UW 2, Nr. 39), Bl. 29 (22.3.1945), 43, 45 u. 47 (Drei Schriftstücke vom 29.3.1945).

(19) Bundearchiv NS 3/823 (Sa UW 2, Nr. 39), Bl.

29 (22.3.1945), 43, 45 u. 47 (Drei Schriftstücke vom 29.3.1945).

(20) Bundearchiv NS 3/823 (Sa UW 2, Nr. 39), Bl. 29 (22.3.1945), 43, 45 u. 47 (Drei Schriftstücke vom 29.3.1945).

(21) Niederschrift Sennewald 10.5.1945 (wie Anm. 7).

(22) Niederschrift Sennewald 10.5.1945 (wie Anm. 7).

(23) Bundearchiv NS 3/823 (Sa UW 2, Nr. 39), Bl. 29 (22.3.1945), 43, 45 u. 47 (Drei Schriftstücke vom 29.3.1945).

(24) Wolfgang Sörös, Nationalsozialistische Konzentrationslager und Kriegswirtschaft im regionalgeschichtlichen Unterricht der Hauptschule (dargestellt am Beispiel des Konzentrationslagers Bisingen). (Zulassungsarbeit zur Ersten Prüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen, maschinenschr.), Ludwigsburg 1977, S. 127-132. – Aktenvermerke: Sa UW 2 Nr. 28, 29, 35. – Bundearchiv NS 3/823 (Sa UW 2, Nr. 39), Bl. 29 (22.3.1945), 43, 45 u. 47 (Drei Schriftstücke vom 29.3.1945). – Bei der Vernehmung von Dr. Haenlein und Brand als Zeugen im Hechinger Prozess 1965 wurde die Frage der Bezahlung des Häftlingseinsatzes nur kurz berührt; die Aussagen erfolgten dahingehend, dass für den Häftlingseinsatz bezahlt wurde, ohne genauere Informationen zur Verrechnung und wie lange die Zahlungen erfolgten: KrA BL, Sa UW 51, S. 16f. (Haenlein), S. 58 (Brand). – In den folgenden Quellen der DÖLF wird die Frage der Bezahlung des Häftlingseinsatzes nicht thematisiert: Erläuterungen zum Organisationsplan „Wüste“ (wie Anm. 8). – Niederschriften Sennewald (wie Anm. 7). – Niederschrift Haenlein (wie Anm. 9). – Auch bei Glauning, Entgrenzung (wie Anm. 2), S. 243 – 255 findet der Aspekt Entlohnung der Häftlingsarbeit in Zusammenhang mit der Inspektion der Lager keine Erwähnung.

(25) Vgl. dazu auch: KrA BL, Sa UW, Nr. 31, Bl. 788 (Aussage Erhard Kühle, oberster Betriebsführer der DÖLF mit Sitz in Berlin, 7.2.1961: Aussage zur DÖLF in Schömberg, nicht zu den Räumungen). – Erläuterungen zum Organisationsplan „Wüste“ (wie Anm. 8), S. 9. – Commandement en Chef Français an Allemagne, Charnier de Schoenberg/Wuerttemberg, 30.10.1946, S. 26 (KrA BL, Druckschriften UW, Nr. 13): Bei der hier genannten „ministeriellen Anordnung“ dürfte es sich um die Entscheidung Kelchners handeln.

(26) Biographische Angaben zu Eugen Wurth: KrA BL, Sa UW 38, S. 64-69; Sa UW, Nr. 44 (Urteil 18.3.1966) – Laut einer Aussage Sennewalds unterstanden Hoffmann die Lager Bisingen und Dautmergen, Wurth hingegen die Lager Schörzingen und Schömberg. Nach der Versetzung Hoffmanns übernahm Wurth das gesamte Gebiet (Niederschrift Sennewald, 14.5.1945, S. 5 [wie Anm. 7]. Ähnlich lautet auch die Aussage Haenleins, Ende 1945 (wie Anm. 9), S. 3, 6f. und Erläuterungen zum Organisationsplan „Wüste“ (wie Anm. 8).

(27) Sennewald macht hier widersprüchliche Angaben, einmal schreibt er, dass sich Wurth zu seiner „vorgesehenen Kommandostelle in der Nähe (!) von Herbertingen“ begab, auf der nächsten Seite in von der Dienststelle „in Herbertingen“ die Rede (Niederschrift Sennewald, 10.5.1945 [wie Anm. 7], S. 4f.). Er wird wohl in beiden Fällen Dürmentingen (ab 1938 Landkreis Saulgau, heute Landkreis Biberach) gemeint haben, denn dort befand sich wohl für zwei Wochen bis zum 21. April der Kommandanturstab des KZ Natzweiler, der von Guttenbach über Stuttgart hierher verlegt wurde (Huth, Doppeltes Ende [wie Anm. 5], S. 132-134, 301, 306).

(28) Niederschrift Sennewald, 10.5.1945 (wie Anm. 7).

(29) Sa UW, Nr. 14: Französische Übersetzung des Berichts von Bahnhofsvorsteher Lehmann, Schömberg, vom 1.6.1945 (Kopien aus AOC, AP, PDR C 1304, paquet 15 bis; Annexe 14). – Die deutsche Version der Quelle vom ITS zitiert Huth, Das doppelte Ende (wie Anm. 5), S. 302.

(30) Ernst Brand wurde am 17.11.1904 in Libuch geboren. Er war Kaufmann. Bis zu seiner Abstellung zur DÖLF, im Spätsommer 1944, war er bei der Luftwaffe (KrA Zollernalbkreis Sa UW 2 Nr. 51 und 252).

(31) Bericht von Ernst Brand, Geschäftsführer der DÖLF, über den Häftlingstransport, 22.1.1946: Sa UW, Nr. 14: Französische Übersetzung aus: AOC, AP, PDR C 1304, paquet 15 bis; Annexe 15).

(32) Niederschriften Sennewald (wie Anm. 7).

(33) KrA BL, Sa UW, Nr. 35: Listen 7.4. und 13.4.1945. – In den „Erläuterungen zum Organisationsplan ... „Wüste““ (wie Anm. 8), S. 8 werden nur zwei Trans-

porte genannt. – Vgl. auch: Huth, Doppeltes Ende (wie Anm. 5), S. 146 – 148, 299 – 305. – Einen dritten Transport vermuteten: Volker Mall, Harald Roth, Vom KZ Hailfingen auf Todesmarsch. Die Evakuierung der Lager des Unternehmens Wüste, in: Heimatkundliche Blätter Zollernalb 60 (2013), S. 1828 – 1831, hier: S. 1829. (34) KrA BL, Sa UW, Nr. 25, S. 173.

(35) Postal Indiscretions. The correspondence of Tadeusz Borowski, Evanston, Illinois 2007, hier bes. Alicia Nitecki, Vorwort der Übersetzerin, S. IXff., S. 93 und Appendix B, Biographical Sketch of Tadeusz Borowski, ebd. S. 323. – Andreas Zekorn, Alicia Nitecki, „Wir wollten überleben“. Der polnische Schriftsteller Tadeusz Borowski im KZ Dautmergen. In: Heimatkundliche Blätter 55 (2008), S. 1622 – 1623, 1625 – 1627, 1630 – 1631. – KrA BL, Sa UW, Nr. 35, Bl. 175; Bl. 32: Ankunft in Dachau-Allach. – Weitere Aussagen zum Transport bei Huth, Doppeltes Ende (wie Anm. 5), S. 299 – 304.

(36) Huth, Doppeltes Ende (wie Anm. 5), S.304. –

Mall/Roth, Vom KZ Hailfingen (wie Anm. 33), S. 1829. – Glauning, Entgrenzung (wie Anm. 2), S. 373f. – Knapp drei Wochen nach seiner Ankunft wurde Borowski in Dachau-Allach am 1. Mai von den Amerikanern befreit (wie Anm. 35).

(37) Le Charnier de Bisingen (wie Anm. 4), S. 30 – 32. – Erläuterungen zum Organisationsplan „Wüste“ (wie Anm. 8).

(38) Andreas Zekorn, Die Todesmärsche und das Ende des Unternehmens Wüste, in: Heimatkundliche Blätter 42 (1995), S. 977 – 979. – Ders., Ende mit Schrecken – Die Räumung der Lager des Unternehmens „Wüste“ im April 1945, in: Gedenkstätten-Rundschau 14 (März) 2015, S. 1 – 12. – Gertrud Graf, Die Todesmärsche im April 1945 – ausgehend von den Wüste-Lagern. Versuch einer Recherche. In: ebd., S. 13 – 19.

(39) Den Ausführungen Sennewalds folgt übrigens auch der französische Bericht Le Charnier de Bisingen (wie Anm. 4), S. 30 – 32, dies wird ersichtlich, wenn

man diese Seiten mit den Niederschriften Sennewalds (wie Anm. 7) vergleicht.

(40) Niederschriften Sennewald (wie Anm. 7), 10.5.1945. – Zur Rolle der Firmen, der Sicherung der eigenen Interessen und den technokratischen Diskussionen über den Arbeitseinsatz der Häftlinge auch: Glauning, Entgrenzung (wie Anm. 2), S. 248.

Anmerkung

Durch einen Übertragungsfehler wurden in der April-Ausgabe sämtliche hochgestellte Fußnoten im Text gelöscht. Deshalb veröffentlichen wir jetzt den gesamten Text von Dr. Andreas Zekorn im Zusammenhang.
Daniel Seeburger

Sonntags-Sünden im früheren Dorfleben

Was als Entheiligung der Sonn- und Feiertage bestraft wurde - Von Adolf Klek

Der Kirchenkonvent überwacht

„Nachdem dem Pfarramt klagbar angezeigt worden, daß man mit Gras-Heimtragen, Dingeln und Wagen abladen ungerühret den Sonntag entheilige, ist die Sache vor den Kirchenconvent gezogen und einhellig beschlossen worden, daß der Orts-Vogt der gesamten Bürgerschaft ernstlich bedeuten soll, von obig angeführten Geschäften am Sonntag sich gänzlich zu enthalten, mit dem Bedrohen, daß derjenige, welcher über einer solchen ‚Sabbats-Entheiligung noch fernerhin angetroffen wird, vor den Kirchenconvent geführt und gestraft werden soll.“

So schrieb der zweite Pfarrer von Balingen, der für Heselwangen zuständig war, ins Protokollbuch des Kirchenkonvents nach der Sitzung am Sommer-Sonntag, dem 22. Juni 1755¹. Was hier im Nachbarort der Oberamtsstadt Balingen bei der bäuerlichen Dorfbewölkerung in den Sommermonaten vorkam, ereignete sich gewiss in ähnlicher Weise überall in Württemberg. Die Menschen waren größtenteils für ihren Lebensunterhalt auf die landwirtschaftlichen Erträge angewiesen, und die Wetterlage nahm keine Rücksicht auf die Ordnung der Wochentage.

Andererseits sahen sich die Landesfürsten in der Pflicht, allem unchristlichen Tun ihrer Untertanen zu wehren, damit nicht Gottes Strafe das ganze Land treffe. Seit der Reformation ließen sie in Schulen den Katechismus der christlichen Lehre schon den Kindern einprägen. Dort lautet das dritte der Zehn Gebote in der Sprache Luthers: „Du sollst den Feiertag heiligen.“

Als im Dreißigjährigen Krieg in der Bevölkerung die Sitten verwilderten, erging im Herzogtum Württemberg 1644 der fürstliche Befehl, an allen Orten einen Kirchenkonvent einzurichten. Er musste nicht nur für die kirchlichen Gebäude und Amtshandlungen sorgen, sondern auch für das Schulwesen und die Armenfürsorge. Vor allem hatte er Verfehlungen der Gemeindeglieder gegen die christlichen Gebote zu rügen oder mit leichten Strafen einzudämmen. Für schwere Delikte lag die Polizeigewalt beim Oberamt. Jeden Monat mindestens einmal mussten der Pfarrer, der Vogt (Schultheiß) und drei „ehrbare Männer“ aus dem weltlichen Ratsgremium als Kirchenkonvent tagen. Unter dem Vorsitz des Pfarrers trafen sie sich in der Regel nach dem Sonntags-Gottesdienst in der Kirche.

Im genannten Protokollbuch finden sich bei den Einträgen während der Sommermonate häufig solche, die heutzutage ein Kopfschütteln oder auch Lächeln auslösen. Auf alle Fälle geben sie Einblicke in ein hartes Leben unserer Vorfahren.

Wenn Erntearbeit drängt

Der Amtsdienner und Feldschütz brachte eine alte Frau zur Anzeige, weil er sie am letzten Sonntagabend beim Garbenbinden auf dem Feld gesehen hatte. Die Frau leugnete es vor dem Kirchenkonvent nicht. Sie führte aber zu ihrer Entschuldigung an, sie habe nur eine einzige Garbe gebunden und heimgetragen, weil sie

sonst von den Mäusen gefressen worden wäre.

Wegen Garbenbinden an einem Sonntagabend im August mussten Schuhmachers-Eheleute

vor dem Kirchenkonvent erscheinen. „Das Weib entschuldigt sich damit, sie sei erst am Sonntagabend von Balingen (ihrem Diensthause) heimgekommen. Ihr Mann habe schon Garben gebunden und habe sie aufgefordert, auch noch zu helfen, was sie getan habe, um nicht von ihm misshandelt zu werden.“ Der Konvent lässt dies als Entschuldigung gelten. Der Mann aber möchte sich damit verteidigen, dass er nur fünf Garben gebunden und heimgefahren habe. Andere Leute hätten in Balingen und in Heselwangen an diesem Sonntag dasselbe auch getan. Aber dennoch „wird ihm dafür vom Kirchenkonvent eine Strafe von 6 Stunden Arrest wegen Sonntags-Entheiligung angesetzt.“

Die Männer des Kirchenkonvents erfuhren von solchen Fehlritten ihrer Mitbürger, weil die Bevölkerung im Herzogtum aufgefordert war, beobachtete Verfehlungen von Ortsbewohnern unverzüglich ihnen zu melden. Dabei konnte natürlich auch Missgunst im Spiele sein.

Im Sommer 1728 wurde Jerg Schöllers Weib vor den Kirchenkonvent zitiert, weil sie den Feiertag St. Bartholomäi (24. August) mit Arbeit entheiligt habe. Die Frau gibt zu, sie habe „ein Plünderle Gras nur zum Scheuertürlein hinaus hinterm Haus geholt“. Weil sie arm ist, muss sie nur 5 Schilling Strafe bezahlen.

Im Juli 1749 ist dem Konvent gemeldet worden, Michael Schweizer habe während des Gottesdienstes und der anschließenden Abendmahlfeier im Wald Futter geholt. Außerdem sei er am Sonntag vorher „unter der Kirche“ mit der Hacke zu seinen gesetzten Bäumen gegangen. Er muss dafür eine Stunde ins „Zuchthäuslein“ am Farrenstall.

Den Gottesdienst versäumt

Immer wieder ist in den Protokollen eine grundlegende Vorschrift ersichtlich: Wer an einem Sonntag oder Feiertag aus dem „Flecken“, also aus dem Dorfe gehen will, statt den Gottesdienst zu besuchen, muss vorher beim Vogt um Genehmigung fragen. Wird das unterlassen, ist Strafe zu zahlen.

Am 1. Mai 1708 schrieb Pfarrer Habelshofer ins Protokollbuch: „Die Tochter der Anna Majerin ist vor den Kirchenkonvent gefordert worden, weil sie am Ostermontag mit einem im Flecken einquartierten Soldaten nach Dürrwangen gegangen ist und den Gottesdienst in Heselwangen deshalb versäumt hat. Sie entschuldigt sich zwar, dass der Soldat zufällig zu ihr gekommen sei und sie ihre Base in Dürrwangen besuchen wollte. Es wurde aber solche Entschuldigung nicht angenommen. Die Jungfer wird deswegen 24 Stunden in das Zuchthäuslein gesetzt.“

Im Juni 1757 wurden zwei Frauen dem Kirchenkonvent gemeldet und von ihm vorgeladen, weil sie „an einem Sonntag noch vor der Morgenkirch in ein catholisch Ort, nämlich nach Geislingen mit Kirschen gegangen, und also mit Ärgernis den Sabbath enthei-

liget.“ Sie können es nicht leugnen, und jede wird verurteilt, acht 8 Kreuzer „in den Heiligen“, d.h. in die Kasse für das örtliche Kirchenvermögen zu zahlen.

An einem Augustsonntag 1719 hatte sich in der Konventsitzung das Weib von Hans Merz zu rechtfertigen. Es war bemerkt worden, dass sie nicht im Gottesdienst gewesen war und „nach dem Ende desselben einen Stumpen Mehl von der Mühle in Balingen nach Haus getragen habe“. Sie wird mit dem Sack auf dem Kopf den dreiviertelstündigen Weg von der Herrenmühle über den Neige-Buckel gegangen sein. Einen anderen Weg gab es damals noch nicht.

Die Frau bekannte sich zu dieser Tat und schilderte, aus welcher Notlage heraus sie geschah.

Sie habe einen Sack Frucht schon acht Tage lang in der Balingen Mühle stehen gehabt. Aber der Müller habe sie vertrösten müssen, er könne jetzt nicht mahlen, weil wegen der anhaltenden Dürre kein Wasser auf sein Mühlrad komme. Schließlich habe er ihr Bescheid geben lassen, dass er am Samstag in der Nacht mahlen wolle und sie das Mehl am Sonntag abholen könne. Das habe sie geglaubt. Am Sonntagmorgen sei sie so früh weggegangen, dass sie bis zum Beginn der Kirche wieder hätte zurück sein können. Aber als sie in die Mühle gekommen sei, sei ihre Frucht zwar ausgeschüttet, aber noch nicht ausgemahlen gewesen. Sie habe darauf warten müssen, weil sie sonst kein Mehl und Brot mit ihren Kindern zu Hause gehabt hätte. Mit dieser Entschuldigung gab sich die Kirchenkonvent-Mitglieder zufrieden und verhängte keine Strafe, „weil sie sonst fleißig zur Kirchen kommt“.

Natürlich konnte nicht geduldet werden, dass am Sonntagmorgen jemand ins Wirtshaus statt in die Kirche ging. Immer wieder finden sich Protokolleinträge wie dieser: „Bei der heutigen Sitzung wurde beschlossen, dass in Zukunft, um die Sonntagsfeier strenger aufrecht zu erhalten, der „Schütz“ (der örtliche Amtsdienner) von Zeit zu Zeit unter der Vormittagskirche im Flecken und namentlich in den Wirtshäusern herumgehen soll und jeden, den er daselbst zechend antrifft, zur Anzeige beim Kirchenkonvent bringen soll.“

Von der Sommerhitze verführt

Ein anstößiges Verhalten, zu dem der heiße Sommer verführt haben konnte, kam am Feiertag Peter und Paul 1706 (29. Juni) zur Beratung im Kirchenkonvent. Es wurde darüber geklagt, dass die Mägdlein „nur in ihren Flören“ in die Kirche kommen und die verheirateten Mannspersonen ohne Kirchenröcke und Krägen nur „in einem puren wollen Hemd“ erscheinen. Der Konvent beschloss eine Abkündigung durch den Pfarrer am nächsten Sonntag von der Kanzel. Sowohl die Mägdlein wie die Mannspersonen sollen „ehrbare“ gekleidet zur Kirche kommen. Wer keinen echten Kirchenrock besitzt, kann auch einen anderen „feinen ehrbaren Rock“ tragen. „Sollten nun einige dawider handeln, sollen solche gleich nach Beendigung des Gottesdienstes vor den Kirchenkonvent genommen und um sechs Kreuzer gestraft werden.“

Was am Feiertag Johannes des Täufers, am 24. Juni 1728, im Kirchenkonvent zu verhandeln war, wird verständlich aus der starken körperlichen Beanspruchung der Leute während der sommerlichen Werkta-ge. In der damaligen kleinen, etwas dunklen Kirche war es so schön kühl! Der Protokolleintrag lautet: „Es will die Unsitte einreißen, dass vor allem die Männer auf der Kirchen-Empore, aber auch einige Frauen, wäh- rend der Predigt schlafen.“

Der Konvent beschloss, der Schütz solle die schlafenden Männer und Frauen wecken und sie nach dem Gottesdienst dem Pfarrer oder dem Vogt melden. Als dem Schütz diese Aufgabe eröffnet wurde, musste er je- doch klarstellen, dass er sie nicht ausführen könne. Er sagte, den ganzen Sommer durch komme er nur we- nige Male in die Kirche, weil er doch außerhalb vom Fle- cken das Obst hüten müsse. Man übertrug deshalb dem Sohn des Schulmeisters das Wecken der Kirchen- schläfer.

Ein „Vatertag“ vor 300 Jahren

Als im Jahre 1706 der Kirchenkonvent am Feiertag Christi Himmelfahrt nach dem Gottesdienst wie üb- lich in der Kirche beisammen saß, trat vor ihm das Ehe- paar Bantlin in sichtlicher Erregung. „Die Frau klagte über ihren Mann, er sei am gestrigen Abend mit ei- nem Rausch heimgekommen. Dazuhin habe er nicht seinen eigenen Rock angehabt, sondern einen lieder- lichen, den er eingetauscht habe. Als sie ihm heute in der Frühe gleich sein Unwesen vorgehalten, habe er schrecklich auf sie eingeschlagen und unaufhörlich dabei geflucht.“

Der Mann versicherte vor dem Konvent, er habe kei- nen Rausch gehabt. Er habe im Nachbardorf Engstlatt nur ein halbes Bier und Branntwein für einen Kreuzer getrunken. Gegenüber seinem Weib sei er vom Zorn übereilt worden, weil sie gar so lang ihn gescholten ha- be. Der Konvent kam zu dem Beschluss: „Wegen des är-

gerlichen Zanks ist er selbigen ganzen Tag in das Zucht- häuslein gesperrt und wegen des Fluchens und Schwö- rens um 15 Kreuzer in den Heiligen gestraft worden.“ Wie wird es danach um das Eheglück bestellt gewesen sein?

Anmerkungen

(1) Das handbeschriebene, große Buch „Communi- kanten-Verzeichnis 1696 – 1729“ enthält Kirchen- konvents-Protokolle 1706 – 1732, anschließend Listen von Konfirmandenjahrgängen, danach eine Fortset- zung der Konvents-Protokolle bis 1761. Das Buch musste bei der landesweiten Sammelaktion vor we- nigen Jahren an das Landeskirchliche Archiv Stuttgart abgegeben werden.

Exkursionen und Termine

Die Termine der Heimatkundlichen Vereinigung im Juni und im Juli

JUNI

Freitag, 12. Juni 2015: Vortrag: Todesmärsche und Freiheit. Das Ende der „Wüste“-Lager mit Dr. Andreas Zekorn: Einführungsvortrag zur Ausstellung in der Zehntscheuer Balingen: „Freiheit – so nah, so fern. Das doppelte Ende des Konzentrationslagers Natzweiler.“

Die Ausstellung, die von einem deutsch-französi- schen Ausstellungsteam erarbeitet wurde, wird vom 12. Juni bis 30. August 2015 in Balingen in Zusammenarbeit mit der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb prä- sentiert. Zum KZ Natzweiler-Struthof gehörten als Au- ßenlager im heutigen Zollernalbkreis sieben Lager in Bisingen, Dautmergen, Dormettingen, Erzingen, Frommern, Schömberg und Schörzingen, welche zum Komplex Unternehmen „Wüste“ zählten und die vor 70 Jahren, im April 1945, mittels Bahntransporten und To- desmärschen geräumt wurden. Dr. Andreas Zekorn führt mit einem Vortrag in die Ausstellung ein. Die letzte Phase, die Räumung der Konzentrationslager und die Todesmärsche, muss nicht nur im Falle der Natzweiler- Lager als ganz eigener Abschnitt in der nationalsoziali- stischen Vernichtungspolitik aufgefasst werden. Dieses traurige Kapitel der Geschichte birgt immer noch Neues. So entkamen um den 21. März 1945 im Rahmen der Ret- tungsaktion Graf Folke Bernadottes, des Präsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, auch die norwegi- schen und übrigen skandinavischen KZ-Häftlinge der Hölle der „Wüste“-Lager. Die nächste Phase der Räu- mung, der Abtransport von Häftlingen mittels Bahn- transporten Anfang April 1945, ging offenbar auf Über- legungen zurück, noch im letzten Moment die Häftlinge durch Zivilarbeiter zu ersetzen, um die Schieferölpro- duktion „gewinnbringend“ zu gestalten. Diese Trans- porte standen damit gar nicht in unmittelbarem Zu- sammenhang mit der späteren Räumung der Wüste- Lager wegen des Vorrückens der französischen Trup- pen. Weit mehr als 2500 Häftlingen wurden Anfang April 1945 in offenen, überfüllten Bahnwaggons nach Dach- au-Allach verbracht, wobei viele von ihnen den Tod fanden und die Häftlinge nochmals Unmenschliches erdulden mussten. Die eigentliche Räumung der „Wüs-

te“-Lager erfolgte zwischen dem 16. und 18. April als die französischen Truppen immer näher rückten. Die Häft- linge wurden dabei auf sogenannte „Todesmärsche“ geschickt, wobei sie der Gewalt der örtlichen Lager- kommandanten und der sie begleitenden Wachmann- schaften ausgesetzt waren. 19.30 Uhr. Zehntscheuer Balingen. Neue Straße 59. Eintritt frei.

Samstag, 20. Juni 2015: Halbtagesexkursion: Die Neu- templer in Dietfurt mit Wilfried Groh.

Der Neutemplerorden wurde im Wien des Jahres 1900 von dem früheren Zisterziensermönch Josef Adolf Lanz gegründet, der sich Dr. Jörg Lanz von Liebenfels nannte. Über das Ordensorgan „Ostara“ verbreitete Lanz seine religiösen, okkulten und sozialen Phantasien. Die ras- sistischen, antisemitischen und frauenfeindlichen In- halte der Zeitschrift beeinflussten völkische Kreise Ös- terreichs und Deutschlands. Die „Ostara“ wurde auch vom jungen Adolf Hitler gelesen, von entsprechenden Einflüssen ist auszugehen. Die Burgruine Dietfurt an der Donau war eines der Zentren des Neutemplerordens in Deutschland. Der Autor und Kenner der Neutempler, Walther Paape führt durch das Burgareal und die Kult- höhle. Von Paape stammt auch das Buch zum Thema (Im Wahn des Auserwähltseins, Gmeiner Verlag, Meß- kirch). Gutes Schuhwerk und Trittsicherheit ist erfor- derlich. Im Anschluss an die Besichtigung ist noch eine Einkehr in der Gaststätte Dietfurter Mühle geplant. Um eine Spende für die Bergwacht wird gebeten.

15.00 Uhr. Treffpunkt: Parkplatz Mühle, Inzigkofen- Dietfurt. Anmeldung erforderlich. Eintritt frei.

Sonntag, 28. Juni 2015: Halbtagesexkursion: Das ehe- malige LIAS-Ölschieferwerk in Frommern mit Dr. Mi- chael Walther.

Die LIAS-Ölschieferforschungsgesellschaft wurde als erste von vier Ölschiefergesellschaften schon im Sep- tember 1942 gegründet. Im darauffolgenden Jahr wurde mit dem Bau der Versuchsanlage begonnen. Zur Ver- schwelung des Schiefers wurde das Hubofen-Verfahren (Lurgi-Schweitzer-Verfahren) eingesetzt. Hierzu sollten 24 Öfen, mit einer Höhe von 6,5 Meter und einem Durchmesser von 3 Meter in zwei Reihen an der Wand hängend, in der sogenannten Schwelhalle installiert werden. Geplant war eine Verarbeitungskapazität von täglich 1000 Tonnen Schiefer. Mitte des Jahres 1944 wurde die LIAS-Versuchsanlage in das sogenannte „Geilenberg-Programm“, das Unternehmen „Wüste“ aufgenommen. Dennoch konnte das Werk bis Kriegs- ende nicht fertig gestellt werden. Unter französischer Besatzung wurde das Werk weiter gebaut und im März 1947 konnten die ersten fünf Huböfen die Produktion aufnehmen. Im November 1949 wurde das Werk schließlich wegen Unrentabilität stillgelegt. Außer Treibstoff wurde im Frommerner Werk auch Heizöl, Bi- tumen, Paraffin, Kunstharz, Farben und Lacke herge- stellt. Das KZ Frommern, ein Außenlager des elsässi- schen Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof, wur- de, in unmittelbarer Nachbarschaft der LIAS, Anfang 1944 errichtet – die ersten KZ-Häftlinge sind für März 1944 nachweisbar. Im Mittelpunkt der Exkursion steht die Besichtigung der noch stehenden LIAS-Gebäude.

Dazu gehört neben einer Bürobaracke und dem ehe- maligen Kesselhaus, die eindrucksvolle Schwelhalle. Auch ein während des Krieges gebauter Luftschutzraum ist wieder begehbar.

14.00 Uhr. Treffpunkt: Balingen-Frommern. See- straße (Gedenkstätten am Schiefersee). Eintritt frei.

JULI

Samstag, 11. Juli 2015: Tagesexkursion: Museen in Glatt und auf den Spuren der Bernstein Schule mit Bettina Zundel.

Busfahrt (Abfahrtszeiten s. Homepage). Umlage 35,00 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

Donnerstag, 23. Juli 2015: Ausstellungsführung: To- desmärsche und Befreiung des KZ Natzweiler mit Dr. Michael Walther.

19.00 Uhr. Zehntscheuer Balingen. Neue Straße 59. Eintritt frei.

Dienstag, 28. Juli 2015: Halbtagesexkursion: Kloster Kirchberg mit Sonderausstellung „Jürgen Knubben“ mit Dr. Ingrid Helber.

14.00 Uhr. Treffpunkt: Eingang Kloster Kirchberg. Eintritt frei.

STAMMTISCHE

Jeweils am 1. Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebinger Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Son- nenstr. 67, 72458 Albstadt-Ebingen: Tel.: 07431 4188.

Anmeldung über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Str. 4, 72461 Albstadt, Telefon 07432- 6807. Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Andreas Zekorn
Kreisarchivar
Landratsamt Zollernalbkreis
72336 Balingen

Adolf Klek
Wolfsbühlstraße 6
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:
Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4,
72461 Albstadt,
Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Kreuz gegen Hakenkreuz

Die Kirchen im Raum Albstadt während der Nazizeit – Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Die evangelische Landeskirche

Manche fromme Kirchgänger evangelischer Konfession werden wenig erfreut sein, wenn sie erfahren, dass in Württemberg viele evangelische Pfarrer den Mitte-Rechts-Parteien zunächst durchaus positiv gegenüber standen. Aber das war so.

Das gilt auch für den späteren Landesbischof Wurm, der sich zu Beginn der Weimarer Republik für die „Bürgerpartei“ in den Stuttgarter Landtag wählen ließ¹⁾, das war der württembergische Flügel der Deutschnationalen Volkspartei, kurz DNVP. Als dann die Rechtsparteien mit Hitler kooperierten, unterstützte Wurm dies uneingeschränkt. „Die Einigung zwischen Hindenburg, Hitler und Hugenberg hat eine andere Lage geschaffen. Solange die durch diese Namen und Persönlichkeiten repräsentierten Gruppen gegeneinander standen, war die innere Not der evangelischen Wählerkreise besonders groß; ihre Einigung gibt mindestens 80 Prozent der bewußten Protestanten eine klare Lösung.“²⁾

In der Folge distanzierte sich die Stuttgarter Kirchenleitung zunächst nicht von der Politik der Nazis: Bei der Verfolgung politischer Gegner wie auch der Juden griff die Kirchenleitung trotz der Proteste einzelner Pfarrer nicht ein. Proteste hörte man aus Stuttgart erst, als sich die Nazi-Machthaber daran machten, die Unabhängigkeit der Kirche einzuschränken. So standen sich denn die Landeskirche und die sogenannten Deutschen Christen (kurz: DC) unversöhnlich gegenüber; letztere wollten alles Jüdische aus der Bibel eliminieren; unter anderem wurde auch mit an den Haaren herbeigezogenen Argumenten belegt, dass Jesus Arier gewesen sei. Organisatorisch sollte eine zentralistische und von Hitler abhängige Reichskirche geschaffen werden. An deren Spitze ein deutscher Reichsbischof.

Bischof Wurm suchte zunächst, auf einen Ausgleich mit den Deutschen Christen hinzuarbeiten. Diese aber wollten aufs Ganze gehen: 1934 beschloss eine evangelische Nationalsynode die Eingliederung aller deutscher Landeskirchen in die „Reichskirche“ der Deutschen Christen – es versteht sich fast von selbst, dass auf dieser Synode fast ausschließlich Deutsche Christen vertreten waren. Bayern und Württemberg lehnten diesen Beschluss jedoch als rechtswidrig ab³⁾. Vergeblich: Ein Konsistorialpräsident aus Berlin übernahm die landeskirchlichen Verwaltungsgeschäfte in Stuttgart; Wurm war auf seine geistlichen Aufgaben beschränkt. Da sich der Landesbischof den Weisungen des Konsistorialpräsidenten aber nicht fügte, holte man als geistlichen Kommissar den Ebinger Stadtpfarrer Eberhard Krauß nach Stuttgart. Letzterer war in Ebingen vehement für die Deutschen Christen eingetreten, was dann durch die Berufung auf das Amt des geistlichen Kommissars in die Landeshauptstadt honoriert wurde. Gleichzeitig warben die Deutschen Christen in Ebingen im Juli 1933 für ihre Sache im Rahmen einer Zeltmission⁴⁾. Mit Erfolg, denn nicht wenige Ebinger ließen sich für die Nazi-Protestanten werben. Als dann etwa ein Jahr später die Landeskirche doch noch eindeutig gegen die Deutschen Christen Stellung bezog, meldeten sich diejenigen der Ebinger Pfarrer zu Wort, die ebenfalls diese Richtung ablehnten. Sie forderten ihre Gläubigen auf, ihre DC-Ausweise zurückzugeben⁵⁾.

In der Folge entwickelte sich in Ebingen ein Gra-



Mutig gegen die Nationalsozialisten: Der Tailfinger Pfarrer Dr. Ernst Bizer.

Foto: Archiv Ammann

benkrieg zwischen Anhängern und Gegnern der DC, doch blieben die Misslichkeiten im großen und ganzen auf Pfarrerschaft und Kirchengemeinderat beschränkt. Deshalb drang wenig davon an die Öffent-

lichkeit; die Kontrahenten befahdeten sich vor allem hinter den Kulissen, jedoch mit zunehmend härteren Bandagen. Die Spannungen verstärkten sich zusätzlich, als am 17. September 1934 das württembergi-



Stand den Deutschen Christen nahe: Der Ebinger Pfarrer Eberhard Krauß. Foto: Landeskirchliches Archiv Stuttgart

sche Innenministerium eine folgenschwere Verordnung erließ: Pfarrern und Kirchenmitgliedern wurde verboten, alle den Kirchenstreit betreffenden Auseinandersetzungen öffentlich zu führen⁶⁾. Wenig später durften sich auch Kanzelverkündigungen nicht mehr mit diesem Thema befassen.

Bei diesem Stand der Dinge wurde der Ebinger Pfarrer Eberhard Krauß nach Stuttgart berufen. Doch die Absetzung Wurms misslang, denn die Mehrheit der Pfarrer stellte sich hinter ihren angestammten Landesbischof; desgleichen in Tübingen sämtliche Theologiestudenten wie auch alle Professoren der evangelisch-theologischen Fakultät. In Ebingen waren es die Pfarrer Kieser, Jahn und Schmidthener, die zu Wurm hielten. Sie gaben dies ihren Gläubigen schriftlich bekannt und reagierten damit auf ein Schreiben des kommissarischen DC-nahen Stuttgarter Oberkirchenrats, der sich voll hinter Krauß gestellt hatte.

Der Konflikt spitzte sich nun weiter zu: Beide Seiten meldeten sich öffentlich zu Wort, und das nicht nur in Ebingen. Auf Versammlungen Wurm-treuer Christen folgten Versammlungsverbote, die unbeachtet blieben, und immer häufiger griff die Polizei ein. Wie sich dies im Einzelnen abspielte, mag ein Beispiel aus Truchteltingen deutlich machen: Der Truchteltinger Pfarrer Häfner wollte angelegentlich im Gemeindehaus über die Lage der württembergischen Kirche sprechen. Dass er damit die örtlichen Nationalsozialisten provozieren könnte, war ihm offenbar bewusst, denn er sorgte er dafür, dass für die Veranstaltung möglichst ohne Aufsehen geworben wurde, indem kirchentreue Männer die Einladungen in der Gemeinde verteilten. Trotzdem bekam die Polizei Wind von der angekündigten Veranstaltung. Sie wurde verboten. Gleichzeitig wollte Bürgermeister Höfel in einem Polizeiauto zusammen mit einem Polizisten und zwei SA-Leuten den Pfarrer aufsuchen, wohl in der Absicht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Doch der Pfarrer war nicht zuhause, sondern unterwegs – spazieren, wie es hieß. Höfel fragte überall im Dorf nach ihm, was bei den Befragten den Eindruck erweckte, ihr Pfarrer solle verhaftet werden, was sich rasch im Fleckenherumsprach und für viel Unmut sorgte. Am Abend des Vortrags wartete die Polizei vor dem Gemeindehaus auf die Gemeindeglieder, die den Vortrag hören wollten, und schickte sie der Reihe nach, wie sie kamen, gleich wieder nach Hause.

In Truchteltingen aber hielt sich das Gerücht, der Pfarrer solle verhaftet werden. Um ihrer Verbundenheit mit dem Pfarrer Ausdruck zu geben, versammelten sich an die 300 bis 400 Truchteltinger vor dem Pfarrhaus. Sie wollten ihrem Pfarrer ein Ständchen zu singen. Angesichts einer derart großen Menschenmenge

wussten sich die wenigen Polizisten nicht zu helfen, weshalb sie den Truchteltinger SA-Sturm zu Hilfe riefen, doch die örtlichen SA-Kräfte verweigerten den Befehl. So rückte denn schließlich die Ebinger SA an. Pfarrer Häfner und auch eine größere Zahl der anwesenden Truchteltinger wurden nun verhaftet, doch mussten viele wieder nach Hause geschickt werden, weil auf dem Rathaus nicht genügend Platz war, um die zahlreichen Verhafteten einzusperren. In den folgenden Tagen nahm der Dekan in Balingen sowohl den Truchteltinger Pfarrer als auch die Gemeinde in Schutz: „Die Gemeinde Truchteltingen und ihr Pfarrer gehören nun fest zusammen; wenn am nächsten Sonntag irgend ein DC-Pfarrer gepredigt hätte, so wäre die Gemeinde dem Gottesdienst geschlossen fern geblieben.“⁷⁾

In Tailfingen taten sich in der Zeit des Nationalsozialismus zwei Pfarrer hervor: auf Seiten der Deutschen Christen Georg Leitz, Pfarrer an der Pauluskirche seit 1927, und als mutiger Gegner der Nationalsozialisten Dr. Ernst Bizer, seit 1934 Pfarrer an der Peterskirche⁸⁾.

Schon bald musste sich Pfarrer Leitz eingestehen, dass er zu den Tailfingern keinen Draht fand. Er fühlte sich auch nicht wohl auf der Alb. Man sieht dies an seinen vielen Eingaben um Urlaubsverlängerung und um Versetzung auf eine andere Pfarrei. Ein entsprechend geartetes Gefühl bestand allerdings auch seitens der Gemeinde. Diese Abneigung verstärkte sich, als Pfarrer Leitz für die Nationalsozialisten Sympathien zeigte. Seine Briefe zeichnete er ungeniert mit „Heil Hitler“, obwohl dies für einen evangelischen Pfarrer eher unüblich war. Außerdem neigte er offen den Deutschen Christen zu, was ihm die Tailfingergemeinde sehr übel nahm. Deshalb wurden seine Gottesdienste gemieden und die Teilnahme an den Sitzungen des Kirchengemeinderats verweigert. In dieser Situation verhielten sich Tailfingens Pietisten besonders klar und eindeutig.

Wo ein Pfarrer in der Kritik steht, wird er von seiner Gemeinde besonders scharf beobachtet: Er kann sich selbst kleinste Unkorrektheiten nicht leisten. Und die Tailfingergemeinde fand so Manches an Pfarrer Leitz auszusetzen: Sie beschwerten sich beim Oberkirchenrat beispielsweise darüber, dass er sonntags auf offener Straße rauche, und dass er einen Krankenbesuch so lange verbummelte, bis der Kranke verstorben war. Die Situation wurde so unerträglich, dass er ab 1. November 1935 beurlaubt wurde.

Ganz anders sah es aus bei seinem Amtsbruder an der Peterskirche. Pfarrer Dr. Ernst Bizer war geborener Tailfingergemeindeglieder, hatte über zehn Jahre die Pfarrstelle in Tailfingen inne, die er erst 1948 aufgab, um in Bonn eine Professur für Kirchengeschichte anzutreten. Der Tailfingergemeindeglieder Kirchengemeinderat hatte sich im Sommer 1934 einstimmig für ihn entschieden, obwohl die örtlichen Nationalsozialisten Einwände gegen ihn erhoben hatten. Aus den Unterlagen des Landeskirchlichen Archivs in Stuttgart geht zweifelsfrei hervor, dass er ein aufrechter, geradliniger und mutiger Mann war, der auch einen Konflikt mit den Nationalsozialisten nicht scheute, wenn es um den Glauben ging. Ein Beispiel: Im Lehrzimmer einer Tailfingergemeindeglieder Schule fragte ihn ein Nazi-Lehrer, wofür er sich im Zweifelsfall entscheiden würde: für den Nationalsozialismus oder für die Augsburgische Konfession. „Für die Augsburgische Konfession natürlich“, antwortete Pfarrer Bizer gerade heraus und ohne zu zögern. Der Lehrer freute sich wohl insgeheim, dass ihm der Pfarrer dermaßen leicht auf den Leim gegangen war und berichtete Frage und Antwort der Schulbehörde. Die Schulbehörde wiederum leitete diesen Bericht an den Oberkirchenrat weiter. Der Oberkirchenrat antwortete der Schulbehörde, die Frage des Lehrers sei töricht, weil fern jeder Realität. Bei welcher Gelegenheit werde denn ein Mensch vor eine derartige Alternative gestellt! Es war Bizers Glück, dass die Anzeige an die Schulbehörde gerichtet wurde und nicht an die Polizei, sonst wäre die Angelegenheit sicher nicht so glimpflich ausgegangen.

Auch Zeitzeugen⁹⁾ berichten von Pfarrer Bizers Standhaftigkeit gegenüber dem Nationalsozialismus. So soll er einmal im Gottesdienst für den Theologen und Widerstandskämpfer Martin Niemöller gesprochen haben, der seit 1937 im Konzentrationslager Sachsenhausen festgehalten wurde.

Die Ebinger befanden sich in einer entsprechenden Stimmungslage: Zum Gottesdienst eines Landeskirchen-Befürworters versammelten sich an die 900 Zuhörer, und im November 1934 kam es nachgerade zu einer „Versammlungswelle“¹⁰⁾. Als dann sogar der deutsche Außenminister zugunsten der Landeskirchen in-

tervenierte, lud Hitler den bayrischen wie auch den württembergischen Landesbischof nach Berlin ein. Mit dem Eingreifen Hitlers für die Landeskirchen war der Kirchenkampf entschieden. Trotzdem gab die unterlegene Reichskirche nicht auf: Sie versuchte fürderhin, auf juristischem Weg doch noch etwas Land zu gewinnen¹¹⁾.

Danach kam auch Pfarrer Krauß wieder nach Ebingen zurück, was aber die meisten Wurm-treuen Pfarrer und Kirchengemeinderäte nicht so gern sahen: Viele Kirchgänger brachten ihm als Seelsorger nicht mehr das nötige Vertrauen entgegen, äußerte der Ebinger Kirchengemeinderat Ende November 1934¹²⁾. Man begann sogar, Unterschriften gegen Krauß zu sammeln. Allerdings akzeptierte der Kirchengemeinderat den DC-Pfarrer schließlich doch noch, nachdem letzterer versprochen hatte, in Zukunft kirchenpolitische Äußerungen von der Kanzel herab zu unterlassen¹³⁾.

Zu einem kleinen Triumph gestaltete sich der Besuch von Landesbischof Wurm in Ebingen Anfang 1935. Vor der Ebinger Kapellkirche predigte er vor 2000 Gläubigen¹⁴⁾. Die Deutschen Christen ließen sich von solchem Zusammenhalt ihrer Gegner offenbar nicht beeindruckt; obwohl nunmehr zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, waren sie als Organisation noch immer vorhanden und traten bisweilen auch öffentlich auf. So im April 1935, als der unentwegte Pfarrer Krauß einen Besuch des Reichsbischofs Müller in Ebingen ankündigte. Wie es sich gehörte, sollte Bürgermeister Hayer den Reichsbischof empfangen. Hayer aber zeigte dazu wenig Lust, denn er hatte sich auf Seiten Wurms engagiert und weigerte sich zunächst. Er gab jedoch nach, als die NSDAP kräftig Druck machte¹⁵⁾. Beim Empfang selbst konnte Hayer es aber doch nicht ganz lassen und übte sehr sachte Kritik am Expansionsstreben der Reichskirche: „Auch Sie, Herr Reichsbischof, werden in Ihrem Amt schon da und dort die Schwaben kennengelernt haben; aber Sie werden mir doch recht geben, wenn ich sage, daß ... der Schwabe in seiner Art und in seinem Wesen manchem Norddeutschen Volksgenossen nicht ohne weiteres ganz begreiflich ist.“ Das sei beim Ebinger vielleicht noch mehr der Fall. Auf ihn [den Ebinger] mache nur das Wahre und das Echte Eindruck.“¹⁶⁾ Gegen Ende seiner Ansprache wurde Hayer noch deutlicher: „Trennend und verbitternd wirkt leider manchmal, wenn übersehen wird, daß es gerade auf dem Gebiet des Glaubens gilt, die Freiheit des anderen zu achten, daß auf diesem Gebiet also mit irgend welchem Zwang nichts zu erreichen ist.“

Im Laufe der Zeit distanzierten sich immer mehr Nazis von der DC. Als Krauß im Januar 1937 nach Bad Cannstatt versetzt wurde, um dort als Religionslehrer tätig zu sein, fehlte der Ebinger DC ihr führender Kopf¹⁷⁾. All das soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass



Anhänger der regimennahen Deutschen Christen: Pfarrer Georg Leitz. Foto: Landeskirchliches Archiv Stuttgart



Die beiden Kirchen St. Josef in Ebingen (1930, links) und St. Elisabeth in Tailfingen (1934).

Fotos: Stadtarchiv Albstadt

die Nazis im Kampf gegen die Kirche trotz alledem erfolgreich waren: Immer weniger Gläubige kamen zum Gottesdienst. Dies brachte der Visitationsbericht von 1939 eindringlich zum Ausdruck: „Das Fehlen der Männer, besonders der jüngeren Männer macht sich deutlich bemerkbar; eine Auswirkung der mannigfachen politischen Dienste am Sonntag und der zunehmenden Ächtung des kirchlichen Lebens. Die heranwachsende Jugend fehlt in erschreckendem Maße.“¹⁸⁾ Die Diffamierungen zeigten eben doch Wirkung, denn befreien ließen sich die Ebinger von ihren sonntäglichen Aufmärschen, Kundgebungen und Fahnenappellen nur selten. Dennoch bleibt festzuhalten, dass Pfarrer Baur 1939 auf einem verhältnismäßig hohen Niveau klagt, denn er gibt die durchschnittliche sonntägliche Kirchenbesucherzahl immerhin mit 1100 an¹⁹⁾, darunter auch der „Gemeindekern“, der die Gottesdienste treuer besuchte als früher. Dies gilt nicht nur für Ebingen, sondern allgemein.

Die katholische Kirche

Innerhalb der Albstadt-Orte befinden sich die Katholiken auch heute noch in der Minderheit, obwohl sich ihre Zahl nach dem Krieg durch den Zuzug der Heimatvertriebenen beträchtlich vergrößerte. Zuvor fanden sich katholische Gemeinden in den beiden ehemals reichsritterschaftlich-stauffenbergischen Orten Lautlingen und Margrethausen, die sich nicht der Reformation angeschlossen hatten, und außerdem, bedingt durch die Industrialisierung, in Ebingen (St. Josef) und in Tailfingen (St. Elisabeth).

Bei der Durchsicht der Pfarrvisitationsberichte²⁰⁾ ergibt sich ein im Vergleich zu den evangelischen Gemeinden vollkommen anderes Bild. Nach Ausweis der Visitationsberichte waren die Mitglieder der Kirchengemeinden – damals noch „Pfarrkinder“ genannt – geistig-seelisch auffallend stark auf ihre Seelsorger hin orientiert. So schreibt der Ebinger Stadtpfarrer Josef Schupp anlässlich der Visitation am 2. Juni 1935 über seinen Vikar Josef Uhl, der den Jungmännerverein und den Gesellenverein betreute: „Besonders die Jungmänner hängen sehr an ihm und er hat sie zum großen Teil für starke religiöse Aktivität zu begeistern verstanden.“ Vikar Uhl schätzt die Lage nicht anders ein: „In den religiösen Vereinen ist Leben und die Mitglieder zeigen Treue.“

Auch in Margrethausen zeigt sich das katholische Vereinsleben weitgehend intakt: 1941 werden der Xaveriusverein, der Kindheit-Jesu-Verein und die Schönstattfamilie genannt; in Tailfingen gibt Pfarrer Grimm überdies noch Mitgliederzahlen an, nämlich für den Xaverius-Verein 40 Mitglieder, für den Kindheit-Jesu-Verein 60 Mitglieder, für den Schutzengelverein 60 und für den Bonifatiusverein 40 Mitglieder. Er räumt allerdings ein, dass die Jugendseelsorge zunehmend schwieriger wird: „Nur etwa 1/3 der Jugendlichen besucht regelmäßig die Kirche.“ Auch in Tailfingen stehen die Katholiken treu zu ihrem Pfarrer, der bei ihnen ein überaus hohes ansehen genießt. In der Gemeinde wird er fast wie ein Heiliger verehrt²¹⁾ Pfarrer

Bihl in Lautlingen beobachtet 1943 hinwiederum eine gegenläufige Entwicklung: „Durch die Zeitgeschehnisse (Krieg, Erdbeben)²²⁾ finden Abständige wieder eher in das Gotteshaus.“

Wie man sieht, bleibt die antikirchliche Propaganda der Nazis hierzulande bei den Katholiken also fast vollkommen erfolglos. Beim Sonntagsgottesdienst waren die Kirchen voll und bei der Osterkommunion fehlte kaum jemand. So schreibt der Ebinger Pfarrer Josef Schupp: „Einzelne sympathisieren mit den deutschen Christen. – Kirchnaustrittsbewegung z.Zt. wenig bemerkbar, dagegen Hetze gegen das Papsttum.“ Für Tailfingen gibt Pfarrer Franz Grimm 1942 zu Protokoll: „Die augenblicklich überall vorhandenen Schwierigkeiten treten hier durchweg gemildert auf.“ Und sein Amtsbruder in Margrethausen lässt 1941 wissen, es habe „noch kein Kirchnaustritt“ stattgefunden, auch wenn glaubensfeindliche Bestrebungen durchaus vorhanden seien: „In der Fabrik²³⁾ von seiten der deutschen Glaubensbewegung²⁴⁾“

Was den katholischen Ortsgeistlichen indes Kummer bereitet, das ist die Zerschlagung des katholischen Pressewesens und die Verstümmelung der Pfarrbüchereien²⁵⁾. Pfarrer Rothmund von Margrethausen klagt 1941: „Pfarrbücherei vorhanden, nach der staatlich geforderten Ausscheidung der weltlichen Bücher noch 180 Bände.“ In Tailfingen sieht es 1943 noch wesentlich schlimmer aus: „Die Pfarrbücherei ... jetzt durch den Zugriff der Gestapo im letzten Jahr so gut wie lahm gelegt.“ Hinsichtlich der katholischen Klein- und der Zeitschriften weiß Pfarrer Grimm aus Tailfingen nur Negatives zu vermelden: „Der Schriftenstand wurde hier viel benutzt bis zur Aufhebung.“ Und: „katholische Zeitschriften existieren nicht mehr.“ Pfarrer Grimm hat aber noch nicht aufgegeben: „Religiöses Kleinschrifttum kann augenblicklich nur vereinzelt in kleineren Gruppen ausgegeben werden.“

Vergleicht man die Gegebenheiten katholischer- und evangelischerseits, so entsteht der Eindruck, die katholische Minderheit bewege sich im Windschatten der teils doch recht dramatischen Auseinandersetzungen auf der evangelischen Seite und komme somit nicht allzu sehr in Bedrängnis.

Anmerkungen

Bei vorliegendem Text handelt es sich um ein Kapitel eines Buches mit dem von mir vorgeschlagenen Titel „... und dann ist immer die Rede von Albstadt“, das die Stadt Albstadt aus Anlass ihres 40-jährigen Bestehens in Frühjahr 2015 herausgeben will. Die Grundlage hierfür erarbeitete der Journalist und Historiker Gerhard Hauser 1991/1992 im Auftrag der Stadt Albstadt unter meiner Anleitung. Leider verhinderte Oberbürgermeister Haller mit meiner Ansicht nach fadenscheinigen Gründen die Drucklegung des fertigen Manuskripts. Erst 2013 wurde durch die Initiative des Fördervereins Ebinger Heimatmuseum die Sache wieder aufgegriffen, weshalb ich in der Zeit von September 2013 bis Januar 2014 das ursprüngliche Manuskript von Grund auf überarbeitete.

- 1) Thomas Schnabel, Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 bis 1945/46, Stuttgart 1986, S. 403.
- 2) Zitiert nach Schnabel, Württemberg zwischen Weimar ... S. 404.
- 3) Schnabel, Württemberg zwischen Weimar ..., S. 406-412.
- 4) Stadtpfarrer Jahn/Kirchenpfleger Maute, Kriegsgeschichte der evangelischen Stadtgemeinde für die Zeit von 1933 bis 1948, S. 4. Vgl. auch Wilhelm Maute, Stürmische Jahre. Die evangelische Kirchengemeinde Ebingen im Dritten Reich, Ebingen/Berlin 2010.
- 5) Jahn/Maute S. 13.
- 6) Ebenda S. 12.
- 7) Gerhard Schäfer, Die evangelische Landeskirche in Württemberg und der Nationalsozialismus. Eine Dokumentation zum Kirchenkampf, Band 3, Stuttgart 1974, S. 582-585.
- 8) Quellen: Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Personalakten Georg Leitz und Dr. Ernst Bizer. Vgl. auch Hundert Jahre Pauluskirche. Evangelische Kirchengemeinde Tailfingen im Wandel der Zeiten 1907-2007, Albstadt 2007, S. 56. Zu Pfarrer Georg Leitz auch Gerhard Schäfer, Die evangelische Landeskirche in Württemberg und der Nationalsozialismus. Eine Dokumentation zum Kirchenkampf, Bd. 3: Der Einbruch des Reichs-



Der katholische Pfarrer von Lautlingen, Pfeffer.

Foto: Archiv Melle

- bischofs in die württ. Landeskirche 1934, Stuttgart 1974, S. 79-82. Pfarrer Leitz trennte sich allerdings 1937 von den Deutschen Christen, vgl. ebenda Bd. 5, Stuttgart 1982, S. 285. Auf die Dokumentation von Gerhard Schäfer hat mich dankenswerterweise Herr Ernst Robert Ammann, Tailfingen, hingewiesen.
- 9) Beispielsweise Heinz Ast, Onstmettingen.
- 10) Jahn/Maute, Kriegschronik der evangelischen Stadtgemeinde S. 14.
- 11) Schnabel, Württemberg zwischen Weimar ..., S. 414f.
- 12) Jahn/Maute, Kriegschronik der evangelischen Stadtgemeinde S. 14f.
- 13) Ebenda S. 17.
- 14) Ebenda S. 18.
- 15) Ebenda S. 16f.
- 16) Ebenda S. 21f.
- 17) Ebenda S. 25.
- 18) Ebenda S. 32.
- 19) Freundlicher Hinweis von Herrn Wilhelm Maute, Januar 2014.
- 20) Diözesanarchiv Rottenburg, Abt. G1.8 Dekanat Schömberg, Nr. 29; Pfarrvisitationen 1935-38; Nr. 30; Pfarrvisitationen 1940-43.
- 21) Freundliche Mitteilung von Herrn Hans Daub, Tailfingen, der damals Ministrant war, und von Maria Scheck, die kurz nach Kriegsende den ka-

- tholischen Kindergarten in Tailfingen leitete, und von ihrem mittlerweile verstorbenen Ehemann Rafael Scheck, der nach dem Krieg Mesner war. Bei den Tailfinger Katholiken machte auch das Gerücht die Runde, Pfarrer Grimm stehe auf der – wie auch immer gearteten – schwarzen Liste der Gestapo.
- 22) Erdbeben am 28. Mai 1943 im Raum Tailfingen-Onstmettingen-Pfeffingen (Wikipedia).
- 23) Gemeint sind die Margretwerke.
- 24) Es ist sicher kein Zufall, wenn der Pfarrer das Wort „deutsch“ klein schreibt.
- 25) Quellen zu diesem Thema im Diözesanarchiv Rottenburg, N 4 Bü 125.

Termine und Exkursionen

Das Programm der Heimatkundlichen Vereinigung für Juli und August

JULI

Samstag, 11. Juli 2015: Tagesexkursion: Museen in Glatt und auf den Spuren der Bernstein Schule mit Bettina Zundel.

Auf dem Programm dieser Exkursion, die von der Kunsthistorikerin und Kulturwissenschaftlerin Bettina Zundel geführt wird, stehen der Besuch von Stationen von Paul Kälberer und seiner von ihm begründeten Bernstein-Schule, zu dem ebenfalls das Museumszentrum Schloss Glatt gehört, das vor einigen Jahren eingerichtet wurde. Wir beginnen mit einer Besichtigung von Kloster Bernstein, in dem Kälberer 1946 – also kurz nach Kriegsende – eine Malschule begründete, die damals über die Grenzen hinaus bekannt und geachtet war, denn sie entwickelte sich in der Folge zu einem wegweisenden Ort der modernen Kunst in Süddeutschland. Diese geleistete Pionierarbeit Kälberers wurde mehrfach ausgezeichnet. Schließlich ließ er sich in Glatt nieder und richtete dort auch sein Atelier ein. Dies wird der zweite Besichtigungspunkt sein, denn wir werden dort sein Lebens- bzw. Gestaltungsumfeld besichtigen und die dort momentan gezeigte Ausstellung „Altbilder“ sehen. Zum Mittagessen fahren wir in die profane Kirche nach Unterbrändi, ein weiterer Programmpunkt unserer Exkursion. Anschließend kehren wir nach Glatt zurück, dort erwartet uns dann eine Führung im Museumszentrum Schloss Glatt zu den Schwerpunkten Paul Kälberer, Bernstein-Schule und seine dadurch verbundenen Kollegen, wie beispielsweise HAP Grieshaber und weiterer Schüler, so unter anderem auch die in Hechingen vielfach bekannte Malerin Maria Brück.

Busfahrt: Albstadt-Ebingen, Busbahnhof 8.30 Uhr; Balingen, Stadthalle 8.50 Uhr. Umlage 35 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

Donnerstag, 23. Juli 2015: Ausstellungsführung: Todessmärsche und Befreiung des KZ Natzweiler mit Dr. Michael Walther.

Zum KZ Natzweiler-Struthof gehörten als Außenlager im heutigen Zollernalbkreis sieben Lager, die zum Komplex Unternehmen „Wüste“ zählten und die vor 70 Jahren, im April 1945 geräumt wurden: Bisingen, Dautmergen, Dormettingen, Erzingen, Frommern,

Schömberg und Schörzingen. Die Ausstellung zeigt zusätzliche Ausstellungstücke, die durch das Stadtarchiv, durch ein Mitglied des Arbeitskreises „Wüste“ Balingen und durch Hinterbliebene eines ehemaligen Erzieher KZ-Häftlings zur Verfügung gestellt wurden. Die Führung gibt einen Überblick über die Zusammenhänge des KZ-Außenlagersystems, speziell zum KZ Natzweiler-Struthof und widmet sich dem damit in Zusammenhang stehenden Versuch der Schieferölgewinnung im Rahmen des Unternehmens „Wüste“. 19 Uhr, Zehntscheuer Balingen, Neue Straße 59. Eintritt frei

Dienstag, 28. Juli 2015: Halbtagesexkursion: Kloster Kirchberg mit Sonderausstellung „Jürgen Knubben“ mit Dr. Ingrid Helber.

Aus Anlass des 60. Geburtstags des Rottweiler Bildhauers Jürgen Knubben werden auf der Anlage des Klosters Kirchberg sowie in der Klosterkirche über 20 Arbeiten des Künstlers gezeigt. Knubben gehört zu den „Leitfiguren der Rottweiler Kunstszene“. Er arbeitet als Bildhauer und Kunsterzieher. Der Ausstellungstitel „Twins“ deutet darauf hin, dass es sich zum überwiegenden Teil um zweiteilige Arbeiten handelt. Die verschiedenen Objekte, meist Grundformen wie Viereck oder Dreieck, stehen in Korrespondenz miteinander, sind zwei eigenständige Skulpturen und bilden doch eine Einheit, „immer mit dem Bezug auf die Architektur, die sich hier im Kloster Kirchberg so wunderbar vorfindet“, erläutert der Künstler. Das ehemalige Dominikanerinnenkloster Kirchberg, gegründet im Jahr 1237, liegt idyllisch auf einer bewaldeten Anhöhe zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Die Anlage mit ihren Giebeln, Dächern und der alten Wehrmauer gleicht von weitem einem mittelalterlichen Städtchen. Neben der Klosterkirche können die gotischen Kreuzgangarkaden oder der Nonnenfriedhof mit seinen schmiedeeisernen Grabkreuzen erkundet werden.

14 Uhr, Treffpunkt Eingang Kloster Kirchberg. Die Teilnahme ist frei.

AUGUST

Sonntag, 2. August 2015: Halbtagesexkursion: Ortsrundgang Oberdigisheim mit Jörg Berbalk.

Oberdigisheim, das zum ersten Mal im Jahr 768 urkundlich erwähnt wurde und zu den ältesten Gemeinden des Zollernalbkreises zählt, liegt in einem Hochtal der Schwäbischen Alb auf 773 m ü. NN. und ist vom Gommelsberg, dem Michelfeld und dem Geyerbad umschlossen. Anfänglich als oberhohenbergisch-österreichisches Lehen verwaltet, kam der Ort nach wechselhaften Eigentumsverhältnissen unter die zollerische Herrschaft der Schalksburg und wurde 1403 an Württemberg verkauft. Bis 1975 gehörte die selbständige Gemeinde zum Oberamt Balingen und wurde dann, im Zuge der Verwaltungsreform, nach Meßstetten eingemeindet. Zum Stadtteil Oberdigisheim gehören die beiden Weiler Geyerbad und Michelfeld. Zusammen zählt der Ort derzeit etwa 800 Einwohner. Zu den Themen, die während des Ortsrundgangs angesprochen werden, gehören unter anderem die Vor- und Frühgeschichte, Fragen des Ortsnamens und des Siedlungsursprungs, die mittelalterliche Burg und der Ortsadel, die Ortsherrschaft und Grundbesitz im Spätmittel-

telalter und in der Zeit des Bauernaufstands sowie die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse.

14 Uhr, Treffpunkt Evangelische Kirche. Die Teilnahme ist frei.

Samstag, 22. August 2015: Tagesexkursion: Neuenbürg – Das Städtle, St. Georgskapelle, Schloss, Besucherbergwerk mit Erich Mahler.

Im Rahmen dieses Tagesausflugs wird uns Erich Mahler seine Heimatstadt zeigen. In Hirsau wird zunächst die Aureliuskirche besichtigt. In Neuenbürg, dessen Geschichte um das Jahr 1200 mit der 'Neue' Burg und dem „Dritten Waldgang“ im nördlichen Schwarzwald begann, startet die Gruppe mit einem kleinen Streifzug durchs Städtle. Anschließend geht es die Schlosssteige hinauf, zur St.-Georg-Kirche und weiter bergauf zum Schloss. Am Nachmittag steht der Besuch des Frischglück-Bergwerks auf dem Programm, in dem bis 1869 Eisenerz gefördert wurde. Auf dem Rückweg wird die vorromanische St. Candidus geweihte Kirche bei Kenheim besichtigt. Hinweis: Der Aufstieg zur St.-Georg-Kirche und zum Schloss ist steil, und jeweils etwa 500m lang. Für den oft noch beschwerlicheren Abstieg wird, bei Bedarf, eine Fahrgelegenheit bereit gestellt. Busfahrt: Abfahrt in Albstadt-Ebingen, Busbahnhof 7 Uhr; Balingen, Stadthalle 7.30 Uhr. Umlage 35 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

STAMMTISCHE

Jeweils am 1. Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebinger Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstraße 67, 72458 Albstadt-Ebingen, Telefon (0 74 31) 41 88.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07.

Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Bei allen Veranstaltungen sind Gäste willkommen.

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Peter Thaddäus Lang
Lammerbergstraße 53
72461 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



700 Jahre Stadt Binsdorf?

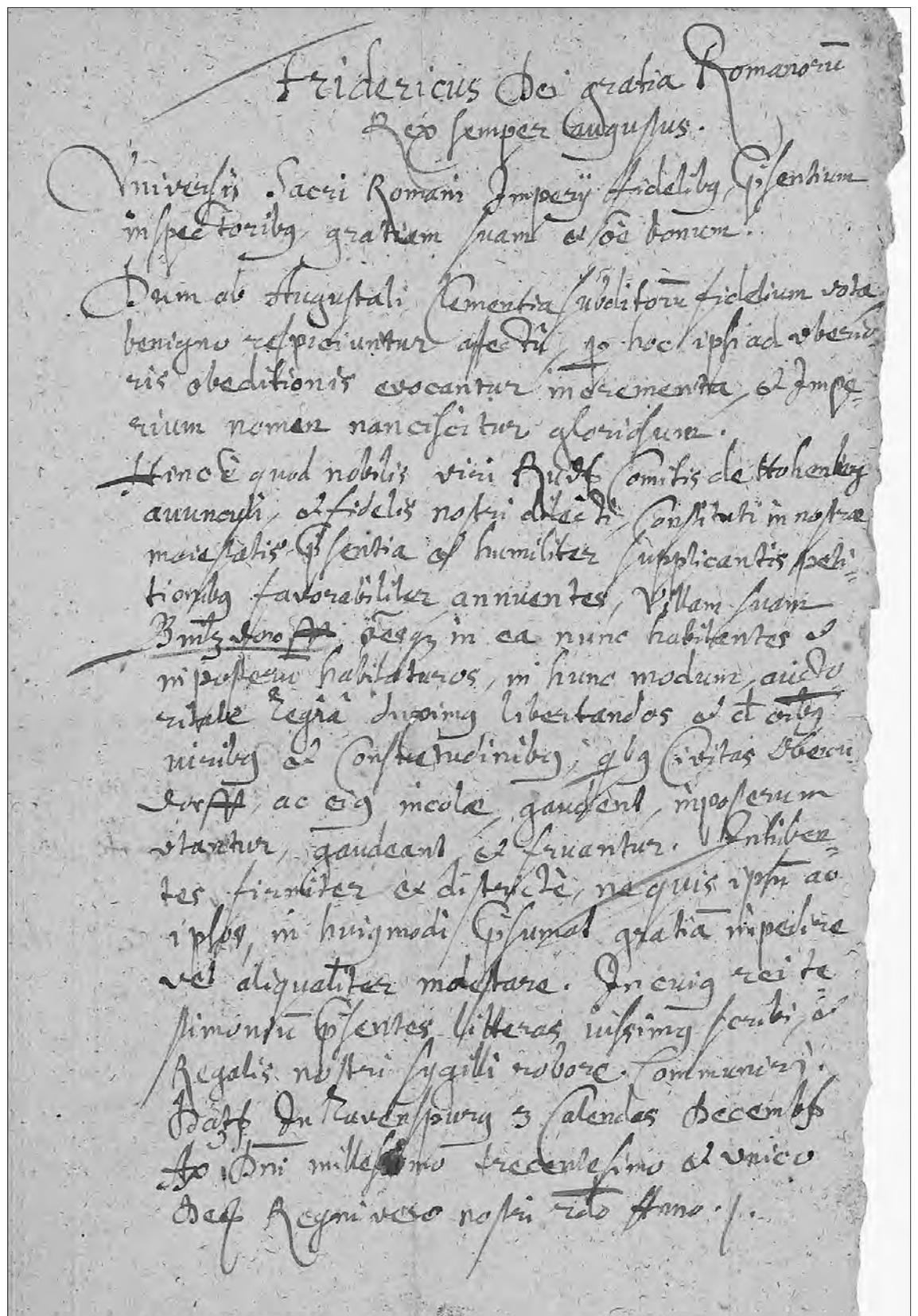
Eine problematische Urkundenabschrift mit der Verleihung des Oberndorfer Stadtrechts an Binsdorf 1315 – Von Dr. Andreas Zekorn

Im Jahre 2015 will die Stadt Binsdorf, heute ein Ortsteil von Geislingen, das 700-jährige Jubiläum der Stadtrechtsverleihung begehen. Grundlage für das Jubiläum ist eine lateinische Urkunde, die auf das Jahr 1315 datiert wird und mit der die Rechte der Stadt Oberndorf an Binsdorf verliehen wurden.¹⁾ Allerdings ist diese Urkunde lediglich in einer Abschrift überliefert, die wahrscheinlich im Jahre 1782 entstand und die neben offenkundigen Fehlern im lateinischen Text vor allem eine fehlerhafte, widersprüchliche Datumsangabe aufweist: Die lateinische Datierung der Urkunde in der Abschrift lautet nämlich 1301, vielleicht auch 1311. Dies stimmt aber nicht mit dem ebenfalls angegebenen zweiten Regierungsjahr König Friedrichs überein, der seine Regierung erst 1314 antrat.

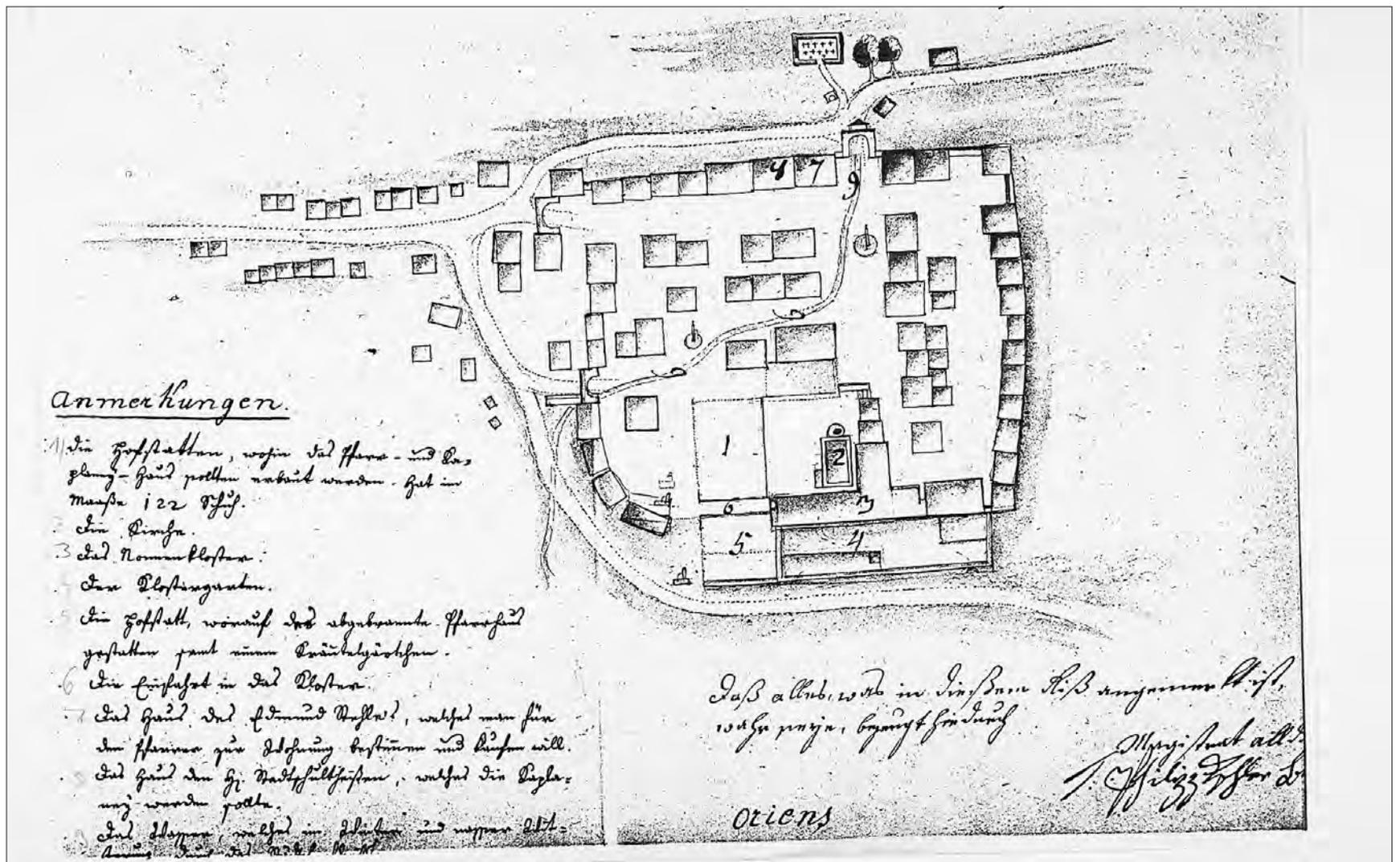
Kann eine derartige Urkunde nun Grundlage für ein Jubiläum sein oder muss man nicht vielmehr daran denken, dass es sich bei der Abschrift um eine Fälschung aus dem 18. Jahrhundert handelt? Der Gedanke an eine derartige Fälschung ist nämlich durchaus nicht abwegig: So verfasste der Binsdorfer Pfarrer just 1770, also genau um die Zeit, als die Abschrift der Stadtrechtsurkunde wohl angefertigt wurde, mindestens zwei fiktive Urkunden, von denen eine die Anfänge des Klosters Binsdorf bereits für das Jahr 1280 nachweisen sollte. Die Fälschungen entstanden wahrscheinlich in Zusammenhang mit den Säkularisationen, mit den Aufhebungen von Klöstern unter Kaiser Joseph II. und sollten vermutlich dazu beitragen, die weitere Existenz des Klosters Binsdorf zu sichern.²⁾ Es liegt nun nahe, auch bei der Stadtrechtsurkunde an eine Fälschung zu denken, denn unter Kaiserin Maria Theresia und unter ihrem Sohn Joseph gab es massive Eingriffe in die Verfassungen der vorderösterreichischen Städte, von denen auch Binsdorf und Schömberg betroffen waren. Im Rahmen der Neuordnung der Justiz unter Joseph II. wurde gerade Binsdorf im Juli 1786 zunächst die Justizverwaltung entzogen und dem Schultheißen von Schömberg übertragen; kurz darauf, 1788, erfolgte allerdings die Einsetzung eines eigenen Justizbeamten in Binsdorf.³⁾ Aus dem Nachweis eines alten Stadtrechts hätte man in Zusammenhang mit den Reformen möglicherweise aktuellen politischen Nutzen ziehen wollen.

Denkbar wäre darüber hinaus, dass auch für die Stadt Oberndorf, in deren Archiv sich die Urkundenabschrift befindet und die sich 1782 um die Bestätigung ihrer Privilegien bemühte, derartige, notfalls gefälschte Belege eines alten Stadtrechts zum damaligen Zeitpunkt von Nutzen hätten sein können. Auf diese Privilegienbestätigung wird noch einzugehen sein. Jedenfalls zog bereits August Friedrich Köhler in seiner 1836 erschienenen Geschichte der Stadt und des Oberamtsbezirks Oberndorf in Erwägung, dass die Urkunde „fehlerhaft oder absichtliches Falsum“, also eine absichtliche Fälschung, sein könnte.⁴⁾

Befassen wir uns vor diesem Hintergrund nacheinander mit dem Inhalt der Stadtrechtsurkunde, der politischen Lage 1315 und mit dem Überlieferungszusammenhang des Schriftstücks, um auf Basis dieser Untersuchungen eine Antwort auf die Frage nach der Echtheit der Vorlage und damit der angenommenen Datierung der Urkunde auf das Jahr 1315 zu suchen.



Die Urkunde zur Verleihung der Stadtrechte an Binsdorf aus dem Jahre 1315.



Grundriss der Stadt Binsdorf, offenbar nach dem Stadtbrand 1799, denn in dem Grundriss ist der Standort des abgebrannten Pfarrhauses (= Nr. 5) lokalisiert.

Vorlage: KrA Zollernalbkreis, Sammlung Rockenbach, Binsdorf.

Die Urkunde

Die lateinische Urkunde, mit der König Friedrich Binsdorf die Stadtrechte verleiht, birgt Fehler und Unsicherheiten und nicht zuletzt eine unstimmmige Datierung. Der Inhalt der Urkunde kann wie folgt wiedergegeben werden: König Friedrich verleiht seinem Oheim („avunculus“) Graf Rudolf von Hohenberg auf dessen Bitten hin seinem – also des Grafen – Ort Binsdorf („villam suam Bintzdorff“) die Rechte und Freiheiten der Stadt („civitas“) Oberndorf, welche die gegenwärtigen und künftigen Einwohner Binsdorfs besitzen sollen. Dazu ließ der König eine Urkunde abfassen, die er mit seinem Siegel bekräftigte. Gegeben und datiert ist die Urkunde in „Ravensburg 3 calendes Decemb(ri)s A(nno) D(omi)ni millesimo trecentesimo et unico (Dec.?) Regni vero nostri 2do Anno“. Die Urkunde soll also an den dritten Kalenden des Monats Dezember (= 29. November) 1301 und im zweiten Regierungsjahr König Friedrichs abgefasst worden sein. Nach dem Wort „uncio“ folgt ein Wort, das man als „Dec“ lesen könnte, also vielleicht als Abkürzung für „Decim“; dann erhielte man als Jahresangabe 1311, wobei dies wiederum fehlerhaft wäre, denn richtig müsste es „undecim“ und nicht „unico dec(im)“ lauten. Egal welches der genannten Jahre man liest, Tatsache ist, dass Herzog Friedrich der Schöne von Österreich erst 1314 zum König gewählt wurde und zwar bei der Doppelwahl, bei welcher die luxemburgische Partei Herzog Ludwig von Oberbayern zum König wählte.

Aufgrund der widersprüchlichen Datierungsangaben in der Urkunde hielt bereits August Friedrich Köhler 1836 die Urkunde, wie bemerkt, für „fehlerhaft“ oder für eine absichtliche Fälschung.⁵⁾ Die spätere einschlägige Literatur zu dieser Urkunde baut auf der Abschrift bzw. auf den Ausführungen von Köhler auf. Zunächst ist Ludwig Schmid zu nennen, der in seiner 1862 erschienenen „Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg“ den Urkundeninhalt als echt wertet.⁶⁾ Es folgen 1924 die „Regesta Habsburgica“, welche „angeichts der mangelhaften Überlieferung“ kein sicheres Urteil gewinnen können, jedoch gestützt auf eine andere Urkunde nicht ausschließen, dass die Urkunde tatsächlich 1315 ausgestellt wurde.⁷⁾ Die Kreis-

schreibung Balingen diskutiert die Problematik der Urkunde, ohne dass im Fazit deren Echtheit bestritten wird.⁸⁾ Beiden zuletzt genannten Publikationen zufolge war die Urkundenabschrift übrigens nicht mehr im Stadtarchiv Oberndorf vorhanden. Schließlich reihte auch Hans Peter Müller, ohne Erörterung der problematischen Datierung, die Abschrift in seine Regesten der „Urkunden zur Geschichte der Grafschaft Hohenberg“ (1982) ein, wobei er auf die im Stadtarchiv Oberndorf tatsächlich noch existente Quelle zurückgriff. Er bezweifelte offenbar die Echtheit des Urkundeninhalts nicht, wogegen er in der gleichen Abhandlung auf „einige gefälschte hohenbergische Urkunden hin(wies), insbesondere auf die plumpen Fälschungen“, die das Kloster und das Stift in Binsdorf betreffen.⁹⁾

Geht man nun von einem Lese- oder Schreibfehler bei der ausgeschriebenen Angabe der Jahreszahl in der Urkundenabschrift aus und nimmt das zweite Regierungsjahr König Friedrichs, so gelangt man zur Datierung 29. November 1315. Diese Datierung erhält durch andere Urkunden eine gewisse Plausibilität: Zunächst urkundete Friedrich tatsächlich bereits am 27. November 1315 in Ravensburg und kann dort zwei Tage später die andere Urkunde ausgefertigt haben. In dieser ersten Urkunde findet sich übrigens die Schreibweise „Ravenspurch“, was einen Schreib- oder Lesefehler auch bei der Ortsangabe in der „Stadtrechtsurkunde“ annehmen lässt, in der „Ravenspurg“ zu lesen ist.¹⁰⁾

Gestützt wird die Annahme, dass Binsdorf Ende November 1315 die Stadtrechte erhielt, weiterhin durch eine Urkunde vom 24. März 1314, mit der Konrad von Balingen, Bürger zu Rottweil, eine Schenkung an den Nikolausaltar im Spital zu Rottweil erneuerte. In dieser Urkunde wird Binsdorf als „villa“, als Ortschaft, Dorf, bezeichnet ebenso wie ein „Stainbrunnen“ oder Rottweil-Altstadt („veteris ville Rotwil“), während das damalige Rottweil selbst „oppidum“, Stadt bzw. Siedlung mit Stadtcharakter, genannt wird.¹¹⁾ In der Urkunde wird also deutlich zwischen Stadt und Dorf oder Ortschaft unterschieden, zu letzteren zählen Rottweil-Altstadt und Binsdorf, woraus geschlossen werden kann, dass Binsdorf 1314 damit noch nicht Stadt war.

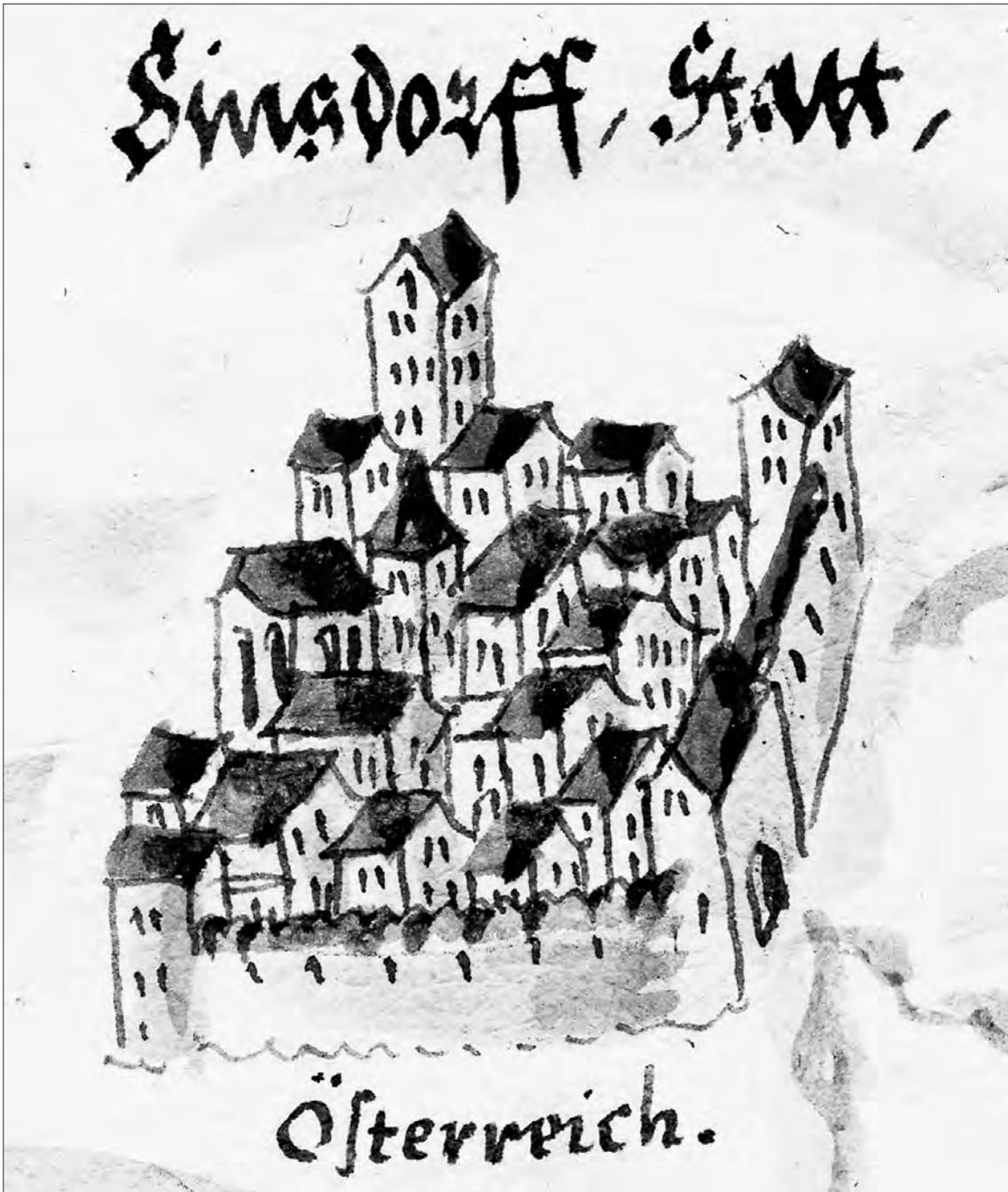
In der späteren Stadtrechtsurkunde von 1315 findet sich für Binsdorf gleichfalls noch die Bezeichnung „villa“, während Oberndorf als „civitas“ bezeichnet wird.

Einen zusätzlichen Anhaltspunkt bietet eine am 6. August 1315 ausgestellte, deutsche Urkunde, mit der König Friedrich die Verpfändung der Burg Lupfen durch Graf Rudolf von Hohenberg gestattete.¹²⁾ In dieser Urkunde wird Rudolf ebenfalls als „Oheim“ bezeichnet, was dem lateinischen „avunculus“ in der Binsdorfer Stadtrechtsurkunde entspricht. Die gleichartigen Verwandtschaftsbezeichnungen liefern insofern ein weiteres Indiz.

Diese aus dem Urkundeninhalt und aus dem Vergleich mit anderen Urkunden gewonnenen Anhaltspunkte untermauern zunächst einmal die Echtheit der Stadtrechtsurkunde.

Das politische Umfeld 1315

Betrachtet man ferner das politische Umfeld zu jener Zeit, so wird auch von daher eine Stadtrechtsübertragung an Binsdorf plausibel, denn Graf Rudolf von Hohenberg erscheint als enger Gefolgsmann des habsburgischen Königs. Schon früh schlug sich Rudolf auf die Seite Friedrichs und verpflichtete sich im Dezember 1314 vertraglich zur militärischen Hilfe gegen Herzog (!) Ludwig von Bayern. Dieses Bündnis brachte Graf Rudolf die Burg Bussen und die Stadt Riedlingen als Pfand ein. Auch für das Jahr 1315 existieren unterschiedliche Belege für die nahen Beziehungen zwischen dem König und dem Grafen: Im April 1315 war Rudolf als Zeuge anwesend, als der König dem Kloster Salem die Privilegien bestätigte. Im August erhielt er die erwähnte Zustimmung Friedrichs für eine Pfandverschreibung. Damals beteiligte er sich möglicherweise zusammen mit dem König an einer Belagerung der Reichsstadt Esslingen. Am 10. September bürgte der Graf gemeinsam mit anderen Grafen und Herren für König Friedrich gegenüber Graf Eberhard von Württemberg.¹³⁾ Es erscheint also in diesem historischen Zusammenhang nicht unwahrscheinlich, dass Graf Rudolf von Hohenberg als Gefolgsmann und Verwandter Ende November 1315 von König Friedrich auf seine Bit-



Ansicht der Stadt Binsdorf 1573 (nach Gadner)

Vorlage HStAS, N 1, Nr. 3

ten hin die Oberndorfer Stadtrechte für Binsdorf erhielt.

Die Überlieferung der Urkundenabschrift

Nach Untersuchung der Datierung der Stadtrechtsurkunde und des politischen Umfelds 1315 sei nun noch der Überlieferungszusammenhang, in welchem die Urkundenabschrift eingebettet ist, unter die Lupe genommen.

Im Stadtarchiv Oberndorf ist eine Akte (Signatur A 124) aufbewahrt, in der Privilegien und Rechte der Stadt Oberndorf im Zeitraum bis 1793 gesammelt sind.¹⁴ Sodann befindet sich darin die Korrespondenz ab dem Jahre 1782 zur kaiserlichen Bestätigung der städtischen Rechte, unter anderem mit dem schwäbisch-österreichischen Oberamt Rottenburg und der vorderösterreichischen Regierung Freiburg. In diesem Aktenbündel ist die Abschrift der Urkunde mit der Verleihung des Oberndorfer Stadtrechts an Binsdorf überliefert.

Beide Städte Oberndorf und Binsdorf waren 1381 durch den Verkauf der Grafschaft Hohenberg an Habsburg österreichisch geworden. Allerdings war Oberndorf die meiste Zeit an unterschiedliche Pfandherren verpfändet und stand nur in den Jahren 1594 bis 1609, 1618 bis 1657 und dann von 1782 bis zum Ende Vorderösterreichs 1805 unter unmittelbarer österreichischer Herrschaft.¹⁵ Dass die Verbindungen zwischen den beiden Städten Binsdorf und Oberndorf auch in Zeiten, als Oberndorf verpfändet war, nicht verloren gingen, belegt eine Aktennotiz in dem besagten Ak-

tenbündel, dass der Stadt Binsdorf am 5. September 1715 drei spezielle Privilegien vom Kaiser bestätigt wurden, nämlich das Recht aus dem Jahre 1394 zusammen mit den Klosterfrauen den Binsdorfer Pfarrer zu benennen (jus nominandi), dann die Bestätigung der 1708 in Binsdorf eingerichteten Handwerkszunft sowie des Privilegs aus dem Jahre 1711, mit dem Binsdorf „gleich anderen groß(en) und kleinen Städten“ in Kriegszeiten von allen Quartiers- und anderen Militärleistungen, beispielsweise Vorspann- oder Verpflegungsleistungen, befreit wurde.¹⁶ Möglicherweise schaute man damals, 1715, in Oberndorf mit Neid auf die Vorteile des unter direkter österreichischer Herrschaft stehenden Binsdorfs und trachtete danach, ebenfalls derartige Rechte zu erhalten.

1782 gelangte Oberndorf wieder unter direkte österreichische Herrschaft. Bereits Ende Januar dieses Jahres übergab die Stadt Oberndorf mehrere „Freyheits Briefe“ an zwei Personen zur Abschrift: Wunibald Roggenburger und Joseph Ruggaber. In einem kurzen Übergabeverzeichnis notierte der Oberndorfer Bürgermeister, welcher von beiden Schreibern die jeweilige Urkunde zur Abschrift erhielt, sodann die Urkundennummer, das Jahr aus dem das Schriftstück datierte und dass die Abschrift „geliefert“ wurde. Die beiden ältesten Privilegien datierten angeblich aus den Jahren 1300 und 1316 (!), wie in der Liste vermerkt ist. Insgesamt wurden 32 Dokumente aus dem Zeitraum 1300 bis 1652 kopiert. Beide Schreiber Roggenburger und Ruggaber lieferten ihre Abschriften offenbar bis etwa Mitte März, denn bereits am 18. März erfolgte der Versand von kopierten Freiheitsbriefen und die Schreiber erhielten am 30. März ihren Lohn.¹⁷ Einer dieser beiden Schreiber dürfte damals die Abschrift der Stadt-

rechtsurkunde von 1315 angefertigt haben, wofür auch die Handschrift spricht, die in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts passt.

Die Stadt Oberndorf suchte nun unmittelbar um die kaiserliche Bestätigung ihrer Privilegien nach und schaltete dabei unter anderem Oberamtsrat von Vicari in Rottenburg ein, wo sich das für die Grafschaft Hohenberg zuständige Oberamt befand. Am 18. März übersandte Oberndorf 27 „getreulichst decopierte Freyheitsbriefe“ an Vicari.¹⁸ Dieser dankte kurz darauf am 23. März 1782 der Stadt für das in ihn gesetzte Vertrauen und schrieb, dass er die „mitgeteilten Urkunden, weil diese zu viel Postgeld erfordern, auch nicht nöthig seyn dürften, ... bis auf weitere Nachricht von Wien“ zurückbehalten würde. Am 5. April dieses Jahres unterrichtete Vicari Oberndorf darüber, dass er bereits eine entsprechende Bittschrift an den Hofagenten von Egg in Wien eingeschickt hätte und bemerkte am Ende des Schreibens: „Die Urkunden hab ich noch beyhanden.“¹⁹ Die Wiener Hofkanzlei bestätigte denn auch in der Folgezeit die städtischen Privilegien auf dem Dienstweg, der über die vorderösterreichische Regierung in Freiburg und das Oberamt in Rottenburg an die Stadt Oberndorf verlief.²⁰

Ob im Rahmen dieser und späterer Privilegienbestätigungen auch einmal die Originalurkunden das städtische Archiv verließen oder ob sie anderweitig verlustig gingen, bedürfte weiterer Nachforschungen. Vielleicht finden sich sogar weitere Abschriften der Oberndorfer Urkunden noch in den Beständen des Oberamts Rottenburg oder der vorderösterreichischen Regierung Freiburg. Auszuschließen ist aber, dass sich die Originale in einem Aktenbüschel im Hauptstaatsarchiv Stuttgart mit dem Titel „Gesuch der Stadt Oberndorf um Bestätigung ihrer Privilegien (1786 – 1792) befinden.“²¹

Auf jeden Fall arbeitete August Friedrich Köhler für sein 1836 erschienenes Werk „Oberndorf am Neckar: Beschreibung und Geschichte der Stadt und ihres Oberamts-Bezirks“ bereits nur noch mit einer Kopie der besagten Stadtrechtsurkunde von 1315. Diese fehlerhafte Abschrift der Urkunde von 1301/1315 scheint auf die Kopieraktion Anfang des Jahres 1782 zurückzugehen. Aufgrund mangelhafter Lateinkenntnisse und mangelnden Vermögens, mittelalterliche Urkunden zu entziffern, mögen sich bei den Abschriften Fehler eingeschlichen haben.

Fazit

Die fehlerhafte und widersprüchliche Datierung in der Urkundenabschrift kann mit Lesefehlern erklärt werden. Das Ausstellungsjahr 1315 wird wahrscheinlich durch die Angabe des entsprechenden Regierungsjahrs König Friedrichs. Gleichermäßen spricht das politische Umfeld dafür, dass Friedrich seinem Oheim und Gefolgsmann Graf Rudolf von Hohenberg die Rechte der Stadt Oberndorf auf Binsdorf übertrug. Angesichts des Überlieferungszusammenhangs der Urkundenabschrift ist anzunehmen, dass dem Kopisten eine Originalurkunde vorlag und dass es sich bei der Abschrift um keine Fälschung, sondern um die fehlerhafte Kopie einer Vorlage aus dem Jahre 1315 handelt.

Fußnoten

- 1) Gerhard Mozer gab 1998 mit einer Anfrage an das Kreisarchiv Zollernalbkreis den Anstoß, der Überlieferung der Urkunde nachzugehen. – Für die Durchsicht des Manuskripts danke ich Dr. Edwin Ernst Weber, Kreisarchiv Sigmaringen.
- 2) Andreas Zekorn, Das Dominikanerinnenkloster Binsdorf und seine Chronik der Jahre 1685 bis 1776, in: Zeitschr. für Hohenz. Geschichte 47/48 (2011/2012), S. 1-56, S. 7, 10f.
- 3) Zu Binsdorf und Schömberg: Andreas Zekorn, Die Verfassung der Stadt Schömberg von 1454 bis 1806. Gericht, Rat und Bürgerschaft einer schwäbisch-österreichischen Kleinstadt, in: Geschichte der Stadt Schömberg, hg. im Auftrag der Stadt Schömberg anlässlich der 750-Jahr-Feier 2005 v. Casimir Bumiller. Schömberg 2005, 79-119, S. 100-107. – Allgemein: Franz Quarthal, Die Verfassungsänderungen in den Städten Vorderösterreichs im Rahmen der Staatsreformen Maria Theresias. In: Franz Quarthal, Wilfried Setzler (Hgg.): Stadtverfassung, Verfassungsstaat, Pressepolitik. Festschrift für Eberhard Naujoks zum 65. Geburtstag.

- Sigmaringen 1980, S. 121-138. – Zu Binsdorf in österrösterreichischer Zeit allgemein: Karlheinz Geppert. Die vorderösterreichischen Städte Schömberg und Binsdorf. In: Andreas Zekorn, Bernhard Rüdth, Hans-Joachim Schuster und Edwin Ernst Weber (Hgg.): Vorderösterreich an oberem Neckar und oberer Donau. Konstanz 2002, S. 125-139.
- 4) August Friedrich Köhler, Oberndorf am Neckar: Beschreibung und Geschichte der Stadt und ihres Oberamts-Bezirks. Sulz a.N. 1836, S. 143.
- 5) Köhler, Oberndorf (wie Anm. 4), S. 143.
- 6) Ludwig Schmid, Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg und ihrer Grafschaft nach meist ungedruckten Quellen. Stuttgart 1862, Bd. 1, S. 163 – 165.
- 7) [Regesta Habsburgica 3] n. 356, in: Regesta Imperii Online, URI: http://www.regesta-imperii.de/id/1315-11-29_1_0_7_0_0_356_356 (Abgerufen am 13.02.2015).
- 8) Der Landkreis Balingen. Amtliche Kreisbeschreibung. Bd. 2. Balingen 1961, S. 101-103, S.950.
- 9) Hans Peter Müller, Regesta Hohenbergica. Urkunden zur Geschichte der Grafschaft Hohenberg bis 1381. In: Der Sülchgau 26 (1982), S. 14-30, S. 16: Müller gibt hier als richtige Fundstelle die Signatur „Stadtarchiv Oberndorf A 124“ an.
- 10) [Regesta Habsburgica 3] n. 356, in: Regesta Imperii Online, URI: http://www.regesta-imperii.de/id/1315-11-29_1_0_7_0_0_356_356 (Abgerufen am 13.02.2015).
- 11) Heinrich Günter (Bearb.). Urkundenbuch der Stadt Rottweil, Band 1, Stuttgart 1896, S. 38-43 (= Württembergische Geschichtsquellen Band 3). – Zum Spital Rottweil: Ludwig Ohngemach, Stadt und Spital, Das Rottweiler Heilig-Geist-Spital bis 1802. Rottweil 1994, hierzu bes. S. 73f. Für die freundliche Bestätigung der Begriffsdeutungen danke ich Dr. Ludwig Ohngemach, Stadtarchiv Ehingen. – Der Landkreis Rottweil, hrsg. v. der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg. Stuttgart 2004 (2. Aufl.), Bd. II, S. 84f.
- 12) Ludwig Schmid (Hrsg.), Monumenta Hohenbergica. Urkundenbuch zur Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg und ihrer Grafschaft, Stuttgart 1862, Bd. 1, S. 202f.
- 13) Schmid, Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg (wie Anm. 12), S. 163 – 165.
- 14) Hier danke ich Andreas Kussmann-Hochhalter, Stadtarchiv Oberndorf, der unbürokratische Hilfestellung leistete.
- 15) Hans Peter Müller, Oberndorf als vorderösterreichische Stadt, in: Zekorn/Rüdth/Schuster/Weber, Vorderösterreich (wie Anm. 3), S. 75- 109, S.75.
- 16) Stadtarchiv Oberndorf, A 124, Aktennotiz vom 19.5.1718.
- 17) Stadtarchiv Oberndorf, A 124, Übergabeliste vom 30.1.1782; Schreiben vom 18.3.1782.
- 18) Stadtarchiv Oberndorf, A 124, Schreiben vom 18.3.1782.
- 19) Stadtarchiv Oberndorf, A 124, Schreiben vom 5.4.1782.
- 20) Stadtarchiv Oberndorf, A 124, Schreiben vom 15.3.1784.
- 21) Hauptstaatsarchiv Stuttgart B 38 Bü 1416: Gesuch der Stadt Oberndorf um Bestätigung ihrer Privilegien (1786 – 1792). – Für die Überprüfung des Büschels danke ich Prof. Dr. Peter Rückert, Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

Termine und Exkursionen

Die Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung von August bis Oktober

AUGUST

Sonntag, 2. August 2015: Halbtagesexkursion: Ortsrundgang Oberdigisheim mit Jörg Berbalk.

Oberdigisheim zählt zu den ältesten Gemeinden des Zollernalbkreises und ist vom Gommelsberg, dem Michelfeld und dem Geyerbad umschlossen. Anfänglich als oberhohenbergisch-östereichisches Lehen verwaltet, kam der Ort nach wechselhaften Eigentumsverhältnissen unter die zollerische Herrschaft der Schalksburg und wurde 1403 an Württemberg verkauft. Bis 1975 gehörte die selbstständige Gemeinde zum Oberamt Balingen und wurde dann, im Zuge der Verwaltungsreform, nach Meßstetten eingemeindet. Zum Stadtteil Oberdigisheim gehören die beiden Weiler Geyerbad und Michelfeld. Zu den Themen, die während des Ortsrundgangs angesprochen werden, gehören unter anderem die Vor- und Frühgeschichte, Fragen des Ortsnamens und des Siedlungsursprungs, die mittelalterliche Burg und der Ortsadel, die Orthserrschaft und Grundbesitz im Spätmittelalter und in der Zeit des Bauernaufstands sowie die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse.

14 Uhr, Treffpunkt: Kirche. Die Teilnahme ist frei.

Samstag, 22. August 2015: Tagesexkursion: Neuenbürg – Das Städtle, St. Georgskapelle, Schloss, Besucherbergwerk mit Erich Mahler.

Im Rahmen dieser Tagesexkursion nach Neuenbürg im Schwarzwald wird Exkursionsleiter Erich Mahler seine Heimatstadt vorstellen. Die Fahrt ins Enztal unterbrechen wir erstmals in Hirsau im Nagoldtal, um dort die Aureliuskirche zu besichtigen, in die im 9. Jahrhundert die Reliquie des Heiligen Aurelius gebracht wurde. Die Gebeine des Heiligen wechselten mehrmals ihren Aufbewahrungsort (Reliquientranslation), bis sie schließlich 1956 wieder in der ihm einst geweihten Aureliuskirche die „ewige“ Ruhestätte fanden. Über die hochgelegene Enz-Nagold-Platte gelangen wir dann ins Enztal nach Neuenbürg, Wir kommen in eine Kleinstadt, deren Geschichte um das Jahr 1200 mit der „Neue“ Burg und dem „Dritten Waldgang“ im nördlichen Schwarzwald begann. Am Fuße des Schlossbergs, „im Schatten der Burg“, wuchs eine kleine Siedlung heran, die sich über wechselvolle Zeiten hinweg zum heutigen Neuenbürg entwickelte. Im

beengten Tal der Enz konnte sie nicht groß werden, aber zur Oberamtsstadt hatte sie es dennoch gebracht. Nach einem kleinen Streifzug durchs Städtle, steigen wir die Schlosssteige hinauf zur St.-Georg-Kirche, in der noch schöne Fresken, insbesondere „das Jüngste Gericht“ zu sehen sind. Dann steigen wir weiter bergauf zum Schloss mit dem fast übermächtigen Renaissancerator. Dort haben wir Gelegenheit für eine Mittagspause. Am Nachmittag besuchen wir noch das Frischglück-Bergwerk in dem im Mittelalter bis 1869 Eisenerz gefördert wurde. Schon die Kelten haben im 5./4. Jahrhundert v. Chr. dort das „Bonerz“ geborgen, sofern es nahe unter der Oberfläche lagerte. In sogenannten Rennöfen wurde es an Ort und Stelle auch verhüttet. Auf dem Rückweg steuern wir im Nagoldtal noch die St. Candidus geweihte Kirche bei Kentheim an. Sie ist vorromanischen Ursprungs und wurde vermutlich von Reichenauern Mönchen um 1000 gebaut. Hinweis: Der Aufstieg zur St.-Georg-Kirche und zum Schloss ist steil, und jeweils etwa 500 Meter lang. Busfahrt: Abfahrt in Albstadt-Ebingen, Busbahnhof 7 Uhr; Balingen, Stadthalle 7.30 Uhr. Umlage 35 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

SEPTEMBER

Mittwoch, 9. September 2015: Werksbesichtigung der Waagenfirma Kern & Sohn mit Dr. Michael Walther.

Im Jahr 1770 baut der Onstmettinger Dorfschmied Johann Jakob Sauter eine von Philipp Matthäus Hahn entwickelte Waage für den regionalen Markt. Das ist der Einstieg der Familie Sauter in den Waagenbau. Im Jahr 1867 wurden schon 2.000 Waagen gefertigt. Im Zuge der Anbindung Ebingens an das württembergische Schienennetz zieht Kern Ende des 19. Jahrhunderts in die Nachbargemeinde. Im Jahr 2000 folgt schließlich der Umzug in die Waagenstadt Balingen. Nach einer Vorstellung des Unternehmens und ihrer Produkte werden die Teilnehmer die Gelegenheit der Besichtigung des Neubaus bekommen. Anschließend wird Herr Martin Sauter einen Vortrag zur Geschichte der Firma und der industriellen Entwicklung unserer Region halten.

16 Uhr, Treffpunkt: Balingen-Frommern, Ziegelei 1. Anmeldung erforderlich. Teilnahme frei.

Sonntag, 13. September 2015: Halbtagesexkursion: Das Unternehmen „Wüste“ in Dormettingen mit Immo Opfermann.

14 Uhr, Treffpunkt: Dormettingen, Parkplatz Schiefererlebnis. Teilnahme frei.

Samstag, 19. September 2015: Tagesexkursion: Die Ammer – der einzige Abfluss des Herrenberger Beckens.

Busfahrt (Abfahrtszeiten werden noch bekannt gegeben). Umlage 35 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

Sonntag, 27. September 2015: Halbtagesexkursion: Ortsrundgang und Kirchenführung mit Dr. Peter Thaddäus Lang und Heiko-Peter Melle.

14 Uhr, Treffpunkt: Parkplatz am Stauffenberg Schloss, Albstadt-Lautlingen. Teilnahme frei.

OKTOBER

Samstag, 3. Oktober – Donnerstag 8. Oktober 2015: 6-tägige Studienfahrt: Der Schweizer Jura – La Suisse Romande mit Wolfgang Willig.

Vom 3. bis 8. Oktober geht eine sechstägige Studienfahrt unter Leitung von Wolfgang Willig in den französischsprachigen Teil der Schweiz. Dabei werden die Kantone Waadt, Freiburg, Neuenburg und Jura besucht. Der Schwerpunkt liegt wie immer auf der Besichtigung von Klöstern (u.a. Romainmotier und Payerne) und historischen Städten (Solothurn, Murten, Fribourg, Neuchatel). Aber auch Abstecher zu landschaftlichen Besonderheiten sind vorgesehen. Busfahrt (siehe separate Ausschreibung und Homepage). 640 Euro.

STAMMTISCHE

Jeweils am 1. Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebinger Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstraße 67, 72458 Albstadt-Ebingen, Telefon (0 74 31) 41 88.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07. Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Der Autor dieser Ausgabe

Dr. Andreas Zekorn
Landratsamt Zollernalbkreis
72336 Balingen



Merian-Stich von Balingen.

Quelle: Kreisarchiv

Die Frauen auf der Schalksburg

Untersuchungen zu einer Ballade von Rudolf Magenau – Von Jiri Hönes

Rudolf Magenau: Die Frauen auf der Schalksburg

Wer seid ihr, holde Frauen?
Wie weilt ihr so allein
In dieser Wildniß Grauen,
Um Trümmer und Gestein?
Habt ihr vielleicht verloren
Den Pfad aus Unbedacht?
Ihr seid nicht hier geboren
Nach eurer fremden Tracht;

„Ihr Jungen! Wohl hienieden
Ist unsres Wesens nicht,
Längst sind wir abgeschieden
Von dieser Erde Licht,
Die Körper sind vor langen
In Grüften schon verweßt,
Die Geister sind gefangen,
Bis einer sie erlöst,

Denn wißt, in tiefen Gründen,
Der Menschen Aug versteckt
Ist hier ein Schatz zu finden,
Wohl dem, der ihn entdeckt!
Den Schatz sind wir zu hüten
Auf diesen Plaz gebannt,
Wollt ihr uns Lösung bieten,
Es steht in eurer Hand,

Tief, wo des Berges Rücken
Sich senkt, da werdet bald
Einen Ahorn ihr erblicken,
Den einz'gen hier im Wald,
Ihn flink gefällt, und säget
Zu einer Wiege Schrein
Den hohen Stamm und leget
Ein schuldlos Kindlein drein!

Habt ihr mit reinen Händen

Das Werk sodann vollbracht,
Wird unser Bann sich enden,
Nach langer Quaal Nacht;“
Und als sie dies mit Wimmern
Gesprochen, war'n die Frau'n
Verschwunden von den Trümmern
Und nirgends mehr zu schau'n;

Die Jungen floh'n mit Grausen;
Der Geister kläglich Fleh'n
Schien ihnen noch im Sausen
Der Tannen nachzuweh'n,
Rauscht nur ein Blättchen nieder,
Sah'n sie im Fieber-Wahn
Die Geister-Frauen wieder
Vom Berg herab sich nah'n,

Doch mählich schwand den Sinnen
Die Furcht, es zog zum Wald,
Das junge Volk von hinnen
Und fand den Ahorn bald,
Daß Bret an Bret sich füge,
Ward flink der Stamm zersägt,
Gezimmert ward die Wiege,
Die Unschuld drein gelegt,

Und als es so geschehen,
Als es die Frau'n begehrt,
Sah man der Schalksburg Höhen
Des Abends hell verklärt,
Der grauen Thürme Bogen
Mit ihrem düstern Grün
Sah man von Glanz umzogen
In Purpur-Roth erglüh'n,

Und in dem Purpur wallten
Die Geisterfrau'n darauf
In hehren Licht-Gestalten
Erlöst zum Himmel auf,
Sie barg in hohen Lüften
Des Aethers blauer Flor,

Die Burg mit ihren Klüften
Lag öde, wie zuvor.

Die Ballade von den Geisterfrauen auf der Schalksburg stammt aus dem 1825 herausgegebenen Band „Poetische Volks'-Sagen und Legenden größtentheils aus Schwaben“ von Rudolf Magenau, dem ersten expliziten Sagenbuch in Württemberg.¹⁾ Der Verfasser ist in erster Linie als ein Jugendfreund Friedrich Hölderlins bekannt, mit ihm und Christian Ludwig Neuffer gründete er zu Tübinger Stiftszeiten einen Dichterbund. Doch während Hölderlin in die deutsche Literaturgeschichte einging, ist von Magenau Wirken heute nur mehr wenig bekannt. Auch verlief sein Leben in weitaus geordneteren Bahnen als das seines berühmten Studienfreunds. Sein bedeutendstes lyrisches Werk ist sicherlich das besagte Sagenbuch, er betätigte sich jedoch auch als Verfasser von lokalhistorischer und pädagogischer Fachliteratur.

Rudolf Friedrich Heinrich Magenau wurde am 7. Dezember 1767 als Sohn des Amts- und Stadtschreibers Jakob Friedrich Magenau in der Oberamtsstadt Markgröningen geboren. Seine Mutter Eberhardine Rosine, geborene Andler, war die Tochter des Ebinger Oberamtmanns Johann Rudolf Andler. Zunächst besuchte er die Lateinschule in seiner Vaterstadt. Da sich diese jedoch offenbar in einem schlechten Zustand befand, wechselte er 1777 auf Wunsch des Vaters nach Ebingen, wo die Großeltern mütterlicherseits lebten. Von 1782 bis 1784 besuchte er die Klosterschule in Denkendorf und bis 1786 schließlich das berühmte theologische Seminar in Maulbronn, die letzte Station vor seinem Studium am Tübinger Stift.²⁾

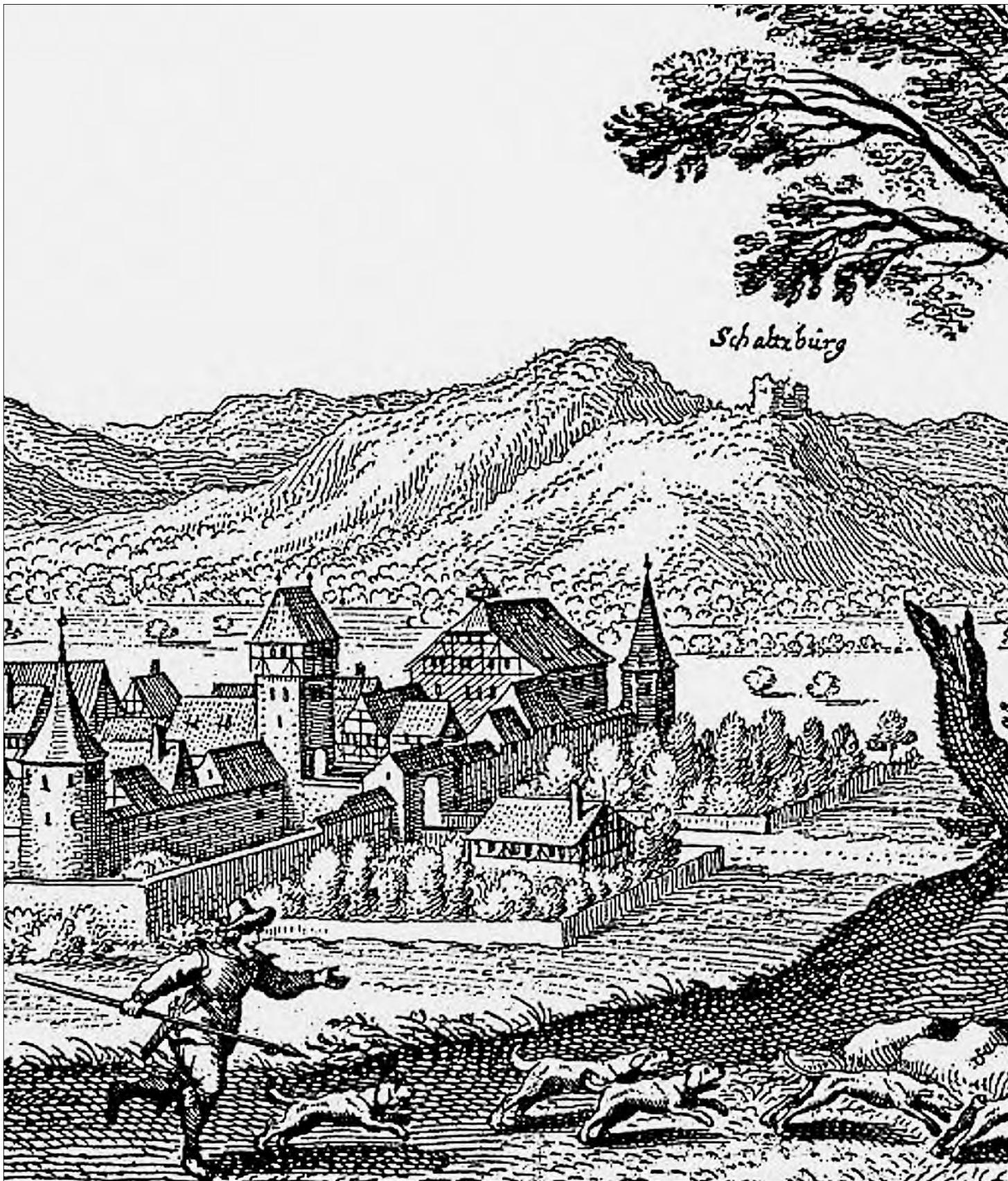
Weder dieses noch die Schulen in Denkendorf und Maulbronn hinterließen bei Magenau einen guten Eindruck. Wie so viele Zeitgenossen berichtete er von Demütigung und Willkür am Stift: „Überall Unordnung und Planlosigkeit. Tausend Demütigungen für den guten Kopf, alte mönchische Etikette, ein Regiment nach keinem festen Maßstabe.“³⁾ Hinzu kamen Geldsorgen. Diese brachten ihn offenbar auf den jugendlich-

naiven Gedanken, sich mit der Herausgabe eines Lyrikbands ein Zubrot zu verdienen. Er holte sich dazu Rat von Christian Friedrich Daniel Schubart, der soeben aus der Haft auf dem Hohensperg entlassen worden war. Ihn hatte Magenau bereits zu seiner Maulbronner Zeit kennen gelernt.

Missratene „Poetische Versuche“

Dieser riet ihm offenbar zur Veröffentlichung und versprach der Sammlung „seinen Schutz“. Allerdings hielt er sein Wort nicht und das Vorhaben, unter dem Titel „Poetische Versuche“ bei Hartmann in Rottenburg herausgegeben, geriet für Magenau zum finanziellen Fiasko. Dass die Literaturkritik keine Notiz von dem Band nahm, war ihm später nicht ganz unrecht, offenbar handelte es sich nicht gerade um ausgesprochene Perlen der Lyrikgeschichte. Beurteilen lässt sich dies heute nicht mehr, denn das Werk gilt als verschollen.⁴⁾ Es bewirkte jedoch, dass Magenau sich mit Schubart überwarf.

Am Stift machte er 1788 Bekanntschaft mit zwei Gleichgesinnten, den je etwa zwei Jahre jüngeren Mitstudenten Hölderlin und Neuffer. Die drei Freunde gründeten einen Dichterbund und trafen sich wöchentlich „bei einem Becher Weins oder Bier“ und trugen einander ihre Werke vor. Sie stellten sich im Wechsel verschiedene Themen, zu denen ge-



Vergrößerter Ausschnitt aus dem Merianstich mit der Schalksburg.

Quelle: Kreisarchiv

gedichtet wurde, und sie legten ein gemeinsames Buch an, in welches sie die Gedichte eintrugen.⁵⁾ In schwärmerischem Ton berichtete Magenau in seinen autobiografischen Notizen von diesen Tübinger Studientagen.

Diese dauerten bis 1791, das Jahr in dem Magenau seinen Magistertitel erhielt. Er kehrte zurück nach Markgröningen und wirkte dort zunächst als Privatlehrer für seinen jüngsten Bruder. 1792 war er kurze Zeit als Vikar im benachbarten Tamm angestellt und zum Ende des Jahres dann in Vaihingen an der Enz, wo er eineinhalb Jahr blieb. Schon 1794 schließlich erhielt er seine erste feste Pfarrstelle im mehrheitlich katholischen Niederstotzingen im Brenztal. Noch im selben Jahr heiratete er hier die Tochter seines verstorbenen Amtsvorgängers, Henriette Hagmaier.⁶⁾

Die äußeren Umstände der Amtszeit in Niederstotzingen waren offenbar nicht einfach. Die kleine Pfarrei scheint kein gutes Einkommen beschert zu haben, hinzu kamen die Unruhen infolge der Koalitionskriege. Allen Umständen zum Trotz war er der Gemeinde

offenbar stets ein beliebter und vorbildlicher Pfarrer: „Hier in einem äußerlich nicht sehr begünstigten und besonders durch die Kriegsunruhen an der Donau vielfach beunruhigten und beängstigten Amts- und Familienleben zeigte sich Magenau als musterhafter Mann und Christ.“⁷⁾ – So ist es in einem Nachruf zu lesen, der am 27. Mai 1846 in der „Schwäbischen Kronik“ erschien.

Lyrische, pädagogische und landeskundliche Veröffentlichungen

Neben dem eigentlichen Beruf blieb ihm offenbar genügend Zeit zu schriftstellerischen Tätigkeiten: 1795 erschien ein weiterer Gedichtband und bald folgten pädagogische Schriften sowie Kinder- und Jugendliteratur wie etwa „Hundert und zwanzig kurze Geschichten für Kinder von 3 bis 8 Jahren“, 1807 in Stuttgart erschienen. Von manchem seiner Werke ist heute kein

einziges Exemplar mehr bekannt, so Erhard Lenk, der sich eingehend mit Magenau beschäftigt hat.⁸⁾

In Niederstotzingen entstand 1819 auch sein erstes lokalhistorisches Werk, die „Kleine Chronik von Niederstotzingen“, welche jedoch unveröffentlicht blieb. Im Dezember desselben Jahres wechselte er nach 25 Jahren auf die Pfarrstelle im benachbarten Hermingen. Hier sollten noch zahlreiche weitere geschichtliche Werke entstehen, die dann auch veröffentlicht wurden und ihm die Aufnahme in den Kgl. Württemb. Verein für Vaterlandskunde bescherten. Den Anfang machte 1823 der Band „Der Güssenberg und die Güssen. Ein Beitrag zur Kenntniß des Brenzthals und seiner Umgebung“, in den auch Sagenballaden aufgenommen wurden: „Die Zerstörung der Güssenburg“, „Die Erscheinung in der Johannis-Nacht auf dem Güssenberge“, „Die Mädchen-Felsen im Brenzthale, bei Eselsburg“ und „Des Glöckleins Mahnung zu Königsbronn“. Die Ballade von den „Mädchen-Felsen“ war bereits zwei Jahre zuvor, am 18. Januar 1821, in Cottas

„Morgenblatt für gebildete Stände“ unter dem Titel „Die Felsen im Brenz-Thale“ erschienen.

1825 veröffentlichte er schließlich die „Poetischen Volks'-Sagen und Legenden größtentheils aus Schwaben“, in denen die Ballade „Die Frauen auf der Schalksburg“ abgedruckt war. Dieses bei Löflund und Sohn in Stuttgart herausgegebene Werk gilt als das erste Sagenbuch in Württemberg und stellt gleichzeitig Magenaus bekannteste lyrische Veröffentlichung dar. Es folgten die 1830 beim selben Verlag erschienene „Historisch topographische Beschreibung der Stadt Giengen an der Brenz“ sowie mehrere Beiträge in den „Württembergischen Jahrbüchern für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie“ in den Jahren 1836 und 1838.

Mit seinem 50. Dienstjubiläum im Jahr 1844 erhielt Magenaus das Ritterkreuz des Kronenordens. Die Auszeichnung erhob ihn in den persönlichen Adelsstand. Von da an überließ er altersbedingt die Predigten seinem Vikar, doch erledigte er weiterhin die Buchführung, bis er am 23. April 1846 im Alter von 78 Jahren verstarb.⁹⁾

„Romantische Anklänge“

Unter all den verschiedenen schriftstellerischen Tätigkeiten Magenaus ragen die landeskundlichen Werke deutlich heraus. Seine unveröffentlichte Chronik von Niederstotzingen diene beispielweise Jahre später als Vorlage bei der Erstellung der „Beschreibung des Oberamts Ulm“: „Bei der Bearbeitung dieses Ortes kam dem Herausgeber eine sehr schätzbare ‚Kleine Chronik von Niederstotzingen‘ zu statten, welche ihr Verfasser, der würdige und auch um die vaterländische Topographie sehr verdiente Herr Pfarrer Magenaus, schon vor längerer Zeit dem statistisch-topographischen Bureau in Handschrift mitzuteilen die Güte hatte.“¹⁰⁾ Das bedeutendste lokalhistorische Werk, die Beschreibung der Stadt Giengen, wurden zudem 1959 und 1981 neu aufgelegt.

Demgegenüber ist Magenaus als Lyriker allenfalls wegen seiner Freundschaft mit Hölderlin bekannt geblieben. Nicht gerade schmeichelhaft klingt das Urteil Rudolf Krauß' in dessen „Schwäbischer Litteraturgeschichte“: „Seine dichterische Begabung ist sehr bescheiden und eng begrenzt.“¹¹⁾ Positiv hebt Krauß die Dichtungen Magenaus hervor, in denen er „den Preis der heimatlichen Fluren“ besingt. Den „Poetischen Volks'-Sagen und Legenden“ attestiert er „romantische Anklänge“ und bemerkt, der „vaterländische Hintergrund“ verleihe „einzelnen dieser Gedichte Reiz und Wärme“.¹²⁾ Ein Formkünstler wie sein Freund Neuffer sei er jedoch nicht. Dabei hob er hervor, dass Magenaus sich „über die Tragweite seines Talenten keinen Täuschungen hingegeben“ habe.¹³⁾

Das lässt sich etwa aus folgenden Versen ablesen, der ersten Strophe des Gedichts „Mein Saitenspiel“, das seiner 1795 erschienenen Lyriksammlung entstammt:

Mein Saitenspiel glänzt nicht von Gold,
Rauscht nicht von stolzen Lorbeerkränzen,
Es ist der stillen Einfalt hold,
Und wünscht, wie diese, nie zu glänzen;¹⁴⁾

Die Vorrede zu selbigem Buch stammt von einem Herausgeber namens M., bei dem es sich, wie schon Lenk vermutete, wohl um Magenaus selbst handelt.¹⁵⁾ Bezogen auf die enthaltenen Dichtungen schrieb er hier: „Sie sind die freundlichen Kinder einer heiteren, unschuldigen Laune, und müssen als solche Anspruch auf das Urtheil der Kritik machen dürfen. Der Dichter übergiebt sie nicht in der Absicht dem Publikum, um zu glänzen, oder seinen Namen durch sie in die Zahl seiner vaterländischen Dichter zu bringen, sondern er legt sie mit der bescheidenen Bitte dar, sich durch seinen fröhlichen Gesang zum süßen und reinen Genuß des Lebens aufstimmen zu lassen.“¹⁶⁾

Doch die Bescheidenheit, die aus diesen Worten spricht, hielt ihn nicht davon ab, weiter zu publizieren. Mit den „Poetischen Volks'-Sagen und Legenden“ hat er schließlich doch noch ein Werk geschaffen, das sich einen Platz in der südwestdeutschen Literaturgeschichte verdient hat, wenngleich es bis heute nicht wieder aufgelegt wurde. Viele der Balladen erschienen später nochmals in den 1834 und 1835 bei Rübling in Ulm herausgegebenen „Schwäbischen Sagen und Geschichten“, gemeinsam mit Werken von Gustav Schwab und anderen.

Gustav Schwabs Prosavorlage

Von eben jenem hatte Magenaus so manchen Sagenstoff, aus dem er seine Balladen geformt hat, so auch die Sage von den Frauen auf der Schalksburg.¹⁷⁾ Sie war in Schwabs gern gelesenen Reiseführer „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb“ enthalten, der 1823 bei J. B. Metzler in Stuttgart erschienen war. Schwab gab an, die Sage sei ihm „vom Wirthe zu Lautlingen mündlich mitgetheilt worden“:

„Einst giengen junge Leute auf die Schalksburg lustwandeln, die sahen da zwei schöne Jungfrauen, die sich auf den Trümmern der Burg ergiengen. Weil sie nun meinten, daß es lebendige Menschen wären, so scheuten sie sich nicht, mit Fragen an sie zu gehen und zu erkunden, wer sie denn wären, und wie so schöne Fräulein in die wilde Einöde kämen. Da antworteten jene: wir sind nicht mehr am Leben, wie ihr glaubet; wir sind gebannte Geister und geschworene Jungfrauen; zur Strafe für unsre Sünden müssen wir die Schätze hüten, die in den Gewölben der Burg verborgen liegen, bis einer kommt und uns erlöst. Wollt ihr uns erlösen, so thut also: drunten am Fuße der Burg, mitten im Tannenwald, findet ihr einen Ahornbaum, er ist der einzige im Walde, den haut um und schneidet ihn zu Brettern und machet eine Kinderwiege daraus. Dann nehmet ein unschuldiges Kindlein und leget es drein. So werden wir erlöst werden. Als sie dieses gesprochen, verschwanden sie in dem Gestrüpp. Die jungen Leute aber kam ein Schauer an, und sie giengen hinab in ihr Dorf. Doch suchten sie und fanden den Ahorn; thaten in Allem, wie ihnen die Jungfrauen gesagt. Und als es geschehen war des Abends, da sah man aus der hohen Schalksburg eine Helle sich erheben, wie vom Schein eines Feuers, und alsbald flogen die erlösten Jungfrauen herrlich von Gestalt und mit feurigen Leibern gen Himmel.“

Diese Sage hat noch neuerdings Leute vom Dorfe Lautlingen verführt, Schätze in den Gewölben zu suchen. Mehrere Männer ließen sich an Seilen in die unterirdischen Löcher hinab. Einer davon verirrte, und schrie, daß man ihn herauf lassen sollte; die droben aber zogen am falschen Seil, und so ward er nur immer tiefer hinunter gelassen. Endlich gerettet, sagte er aus, daß er eine große Kiste drunten habe stehen sehen, und dabei einen feurigen Hund, als Wächter der Schätze.“¹⁸⁾

Klaus Graf, der die Sage in seine Sammlung Sagen der Schwäbischen Alb aufgenommen hat, nannte sie eine „eher untypische Erlösungs-Sage“.¹⁹⁾ Untypisch ist sie deshalb, weil die Erlösung von Geistern in der Sage im Allgemeinen eher selten gelingt: „Sehr häufig mißlingt die E[rlösung] in der Sage. Vor allem Schatzhüter oder auch niesende Geister müssen ergebnislose Bemühungen um ihre E[rlösung] oft in Kauf nehmen“, so der Volkskundler Lutz Röhrich in der „Enzyklopädie des Märchens“.²⁰⁾ Häufig scheitern die Erlösungen durch Fehlverhalten der Menschen, gerade bei Schatzhütersagen, wie sie auf der Schwäbischen Alb häufig vorkommen. Die Schätze bleiben dann verborgen und warten weiterhin auf ihre Hebung, die Geister müssen weiter umgehen. Hier fällt eine weitere Besonderheit der Schalksburgsage auf: Es wird zwar ein zu hütender Schatz erwähnt, doch wird er nicht als Lohn für die Erlösung angeboten, wie dies sonst meist der Fall ist. Die Jungen befolgen die Anweisungen der Geisterfrauen eher aus Angst, denn aus Interesse an den Schätzen.

Magenaus Ballade hält sich bis ins Detail an die Vorlage von Schwab. So war Schwab auch einer der ersten, der die „Poetischen Volks'-Sagen und Legenden“ gedruckt in der Hand hielt. Magenaus schrieb ihm diesbezüglich am 21. November 1825: „Da mehrere Sagen aus der Quelle genommen sind, die Sie eröffneten, so hielt ich es für Pflicht der Dankbarkeit, Sie, Verehrtester Herr Professor! vor allen in den Besitz meiner Bearbeitung zu setzen, ohne alle, Sie in irgend eine Verlegenheit setzende Neben Absicht, den erlaubten Wunsch abgerechnet, daß jene Ihnen, dem unparteiischen Richter, nicht ganz mißfallen möchten.“²¹⁾

Auch hier ist wieder eine Bescheidenheit, die beinahe an Furcht vor der Literaturkritik grenzt, zu lesen: „Ich kenne die großen Forderungen, welche die Kritik an Producte dieser Art zu machen pflegt“, schrieb er. Doch tröste ihn Uhlands Ausspruch:

„Singe, wem Gesang gegeben,
in dem deutschen Dichtwald,
Das ist Freude, das ist Leben,
wenns von allen Zweigen schallt;“²²⁾

Das Antwortschreiben ist leider nicht erhalten, doch blieben die beiden weiter in Kontakt. Einige Jahre später erschien denn auch die oben bereits erwähnte Sammlung „Schwäbische Sagen und Geschichten. In Dichtungen von verschiedenen Verfassern“, in der Magenaus Balladen neben denen von Gustav Schwab und Justinus Kerner standen. Auch Uhlands „Schwäbische Kunde“ wurde aufgenommen, ebenso einige Werke weniger bekannter Autoren wie Gustav Hohnbach. Den Großteil der zweibändigen Sammlung machen jedoch die Dichtungen Schwabs und Magenaus aus.

Die „Poetischen Volks'-Sagen und Legenden“ waren Magenaus letzte lyrische Veröffentlichung. Danach erschienen nur noch lokalgeschichtliche Werke. Für diese ist Magenaus in erster Linie bekannt geblieben, insbesondere im Brenztal. Überregional kennt ihn dagegen die Literaturwissenschaft als den Freund Hölderlins. In Giengen an der Brenz, Hermaringen und Niederstotzingen sowie in seiner Geburtsstadt Markgröningen halten Straßennamen die Erinnerung an ihn wach, in Hermaringen trägt zudem die örtliche Grundschule seinen Namen.

Anmerkungen

- 1) Rudolf Magenaus: Poetische Volks'-Sagen und Legenden größtentheils aus Schwaben. Stuttgart 1825, S. 59–62. Verfügbar über Google Books.
- 2) Vgl. Erhard Lenk: Rudolf Friedrich Heinrich Magenaus. Pfarrer, Dichter, Schriftsteller, Heimatforscher und Pädagoge. 1767–1846. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von Max Miller und Robert Uhland. 10. Band der als Schwäbische Lebensbilder eröffneten Reihe. Mit 20 Bildtafeln. Stuttgart 1966, S. 233–254, hier S. 234.
- 3) Ebd.
- 4) Vgl. ebd., S. 235.
- 5) Vgl. ebd., S. 236.
- 6) Vgl. ebd., S. 239f.
- 7) Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abteilung vom 27. Mai 1846. S. 539.
- 8) Wie Anmerkung 2, S. 252.
- 9) Vgl. ebd., S. 242.
- 10) Johann Daniel Georg von Memminger: Beschreibung des Oberamts Ulm. Stuttgart und Tübingen 1836, S. 210. Verfügbar über Wikisource.
- 11) Rudolf Krauß: Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden. Freiburg i. B. 1899, Bd. 1, S. 369. Verfügbar über Internet Archive.
- 12) Ebd.
- 13) Ebd.
- 14) Rudolf Magenaus: Gedichte. Stuttgart 1795, S. 20.
- 15) Wie Anmerkung 2, S. 243.
- 16) Wie Anmerkung 14, S. 3.
- 17) Die Schalksburg in der Nähe von Balingen ist zudem Schauplatz der weitaus bekannteren „Sage von den drei Brüdern“, die Schwab ebenfalls erwähnt hat, und die Wilhelm Hauff unter dem Namen „Die Sage vom Hirschgulden“ literarisch verarbeitet hat. Sie beschreibt, wie die Burg und die zugehörige Herrschaft samt der Stadt Balingen von den Zollern für einen Hirschgulden an Württemberg verkauft wurde. Näheres hierzu in Dieter Mertens: Die Schalksburgsage. Die erzählerische Verarbeitung des Übergangs der Herrschaft Schalksburg an Württemberg. In: Andreas Zekorn (Hrsg.): Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg. Ependorf 2005, S. 17–42 und in Klaus Grafs Blog „Archivalia“ (<http://archiv.today.net/stories/5984813/>).
- 18) Gustav Schwab: Die Neckarseite der schwäbischen Alb, mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen und andern Zugaben. Stuttgart 1823, S. 31f. Verfügbar über Internet Archive.
- 19) Klaus Graf: Sagen der Schwäbischen Alb. Leinfelden-Echterdingen 2008, S. 87.
- 20) Lutz Röhrich: Erlösung. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Herausgegeben von Kurt Ranke et. al. Band 4. Berlin und New York 1984, Sp. 195–222, hier Sp. 211.
- 21) Brief Rudolf Magenaus an Gustav Schwab vom 21. November 1825. Universitätsbibliothek Tübingen. Md 755 379.
- 22) Ebd.

Neue Konzeption für Sammlung Dursch

Die Sammlung Dursch im Rottweiler Dominikanermuseum erhält eine neue Konzeption. Oberbürgermeister Ralf Broß, Kulturamtsleiter Marco Schaffert und Martina Meyr, Leiterin des Dominikanermuseums, haben Vertreterinnen des Landes einen Eindruck der derzeitigen Ausstellung „sakrale Kunst des Mittelalters – Sammlung Dursch“ vermittelt. Dr. Ingrid-Sybille Hoffmann vom Landesmuseum Würt-

temberg stellte der Direktorin des Landesmuseums, Prof. Cornelia Ewigleben und Ministerialrätin Jutta Ulmer-Straub vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg Ideen für eine Neukonzeption vor. Ziel ist es, die seit vor 23 Jahren unverändert präsentierte Ausstellung zeitgemäßer zu präsentieren. So könnten die hochwertigen Bildwerke und Skulpturen künftig etwa nach Themen und

in der Gewichtung von Highlights der Sammlung gezeigt werden. Die Sammlung Dursch ist nach der Sammlung des Württembergischen Landesmuseums die bedeutendste Sammlung gotischer Sakralwerke in Baden-Württemberg. Sie wurde 1851 durch König Wilhelm I. von Württemberg von Dr. Martin Dursch, der in Rottweil als Dekan tätig war, erworben und der Stadt Rottweil geschenkt.

Termine und Exkursionen

Die Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung im September und Oktober

SEPTEMBER

Mittwoch, 9. September: Werksbesichtigung der Waagenfirma Kern & Sohn mit Dr. Michael Walther.

Im Jahr 1770 baute der Onstmettinger Dorfschmied Johann Jakob Sauter eine von Philipp Matthäus Hahn entwickelte Waage für den regionalen Markt. Das war der Einstieg der Familie Sauter in den Waagenbau. Nach dem frühen Tod der Söhne des ebenfalls bereits verstorbenen Simon Sauter heiratete dessen Witwe den Onstmettinger Mechaniker Gottlieb Kern. Er wird zum Namensgeber der Waagenwerkstätte. Im Jahr 1867 wurden schon 2000 Waagen gefertigt. Im Zuge der Anbindung Ebingens an das württembergische Schienennetz zog Kern Ende des 19. Jahrhunderts in die Nachbargemeinde. Im Jahr 2000 folgt schließlich der Umzug in die Waagenstadt Balingen, auf das Gelände der ehemaligen Frommerner Ziegelei. Und die Expansion eines der ältesten Unternehmen im Zollernalbkreis geht weiter.

Nach einer Vorstellung des Unternehmens und ihrer Produkte werden die Teilnehmer die Gelegenheit der Besichtigung des Neubaus bekommen. Anschließend wird Herr Martin Sauter einen Vortrag zur Geschichte der Firma und der industriellen Entwicklung unserer Region halten.

16 Uhr. Treffpunkt: Balingen-Frommern, Ziegelei 1. Anmeldung erforderlich. Teilnahme frei.

Sonntag, 13. September: Halbtagesexkursion: Das Unternehmen „Wüste“ in Dormettingen mit Immo Opfermann.

Im Sommer des Jahres 1944 wurde im Rahmen des sogenannten Geilenberg-Programms das Unternehmen „Wüste“ ins Leben gerufen. In 10 bzw. 14 Werken sollte aus dem hiesigen Posidonienschiefer Öl für die Kriegsindustrie gewonnen werden. In den Werken arbeiteten vor allem KZ-Häftlinge aus sieben Außenlagern des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof, aber auch Kriegsgefangene. Zwei dieser Werke, „Wüste“ 7 und 8, sollten entlang der Schlichem entstehen. Der „Wüste“-Experte und Historiker Immo Opfermann wird die Teilnehmergruppe durch den im letzten Jahr eröffneten Erinnerungspfad Unternehmen „Wüste“ sowie durch die Ausstellung in der ehemaligen Umspannstation des „Wüste“-Werks 7 führen, in der u.a. das Schicksal der KZ-Häftlinge in den „Wüste“-Lagern thematisiert wird. Beim anschließenden

Spaziergang entlang der alten Bahntrasse vom Standort des ehemaligen Werks 7 nach Werk 8 gibt es noch einige sichtbare Überreste der „Wüste“-Werke zu entdecken.

14 Uhr. Treffpunkt: Dormettingen, Parkplatz Schiefererlebnis. Teilnahme frei.

Samstag, 19. September: Tagesexkursion: Die Ammer – der einzige Abfluss des Herrenberger Beckens mit Margarete Bühler-Weber.

Da die Quelltöpfe der Ammer schwer zu erreichen sind, wird zuerst Herrenberg mit seinem Marktplatz besichtigt, um auf der Aussichtsplattform der Stiftskirche einen Überblick über das Herrenberger Becken und das Gebiet der Quelltöpfe zu bekommen. Anschließend geht die Fahrt nach Gültstein. Der Ort ist vor allem durch seinen Ehrenbürger Otto Kapp von Gültstein bekannt. Ab 1880 arbeitete dieser als Zeichner in Belgrad und ging dann nach Konstantinopel zum deutschen Planungsbüro der Bagdadbahn. 1887 leitete er die Arbeiten am Kanal von Korinth. In den folgenden 10 Jahren baute er für die anatolische Eisenbahn das Teilstück der Bagdadbahn von Imit nach Ankara. Als er 1914 nach 32 Jahren entlassen wurde (als Deutscher war er nun zum Feind geworden), zog er sich auf das von ihm errichtete Schloss Gültstein zurück, wo er 1920 verstarb und in seiner ottomanischen Grabkapelle, in unmittelbarer Nähe zu „seiner Eisenbahn“ beigesetzt wurde. Nach der Mittagspause wird die barocke Pfarrkirche St. Stephanus in Poltringen besichtigt. Der Ammerhof, ursprünglich ein Weiler, der schon im Mittelalter an einer alten Ost-West-Straßenverbindung lag, ist die nächste Station. Anschließend geht es nach Tübingen zur Ammergasse wo durch den Ammerkanal früher Wassermühlen angetrieben wurden und schließlich zur Mündung der Ammer, die in den Neckar bei Lustnau fließt.

Busfahrt: Abfahrt in Albstadt-Ebingen, Busbahnhof 7.30 Uhr; Balingen, Stadthalle 8.00 Uhr. Umlage 35 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

Sonntag, 27. September: Halbtagesexkursion: Ortsrundgang Lautlingen und Kirchenführung mit Dr. Peter Thaddäus Lang und Heiko-Peter Melle.

Die Teilnehmer der Führung werden zunächst etwas über das alte Schulhaus und den früheren Pfarrer Ignaz Anton Demeter (später Erzbischof in Freiburg) erfahren um dann die katholische Pfarrkirche mit dem Stauffenberg-Ehrenmal zu besichtigen. Im Garten des Lautlinger Schlosses geht es dann um den Lautlinger Ortsadel, die Deutschritter Konrad d.Ä. und Konrad d.J. von Thierberg und natürlich um die Schenken von Stauffenberg und deren berühmtesten Vertreter Claus Schenk Graf von Stauffenberg und deren Beziehung zu Lautlingen.

14 Uhr. Treffpunkt: Parkplatz am Stauffenberg Schloss, Albstadt-Lautlingen. Teilnahme frei.

OKTOBER

Samstag, 3. Oktober – Donnerstag 8. Oktober 2015: 6-tägige Studienfahrt: Der Schweizer Jura – La Suisse Romande mit Wolfgang Willig.

Vom 3. bis 8. Oktober geht eine sechstägige Studienfahrt unter Leitung von Wolfgang Willig in den französischsprachigen Teil der Schweiz. Dabei werden die Kantone Waadt, Freiburg, Neuenburg und Jura be-

sucht. Der Schwerpunkt liegt wie immer auf der Besichtigung von Klöstern (u.a. Romainmotier und Payerne) und historischen Städten (Solothurn, Murten, Fribourg, Neuchatel). Aber auch Abstecher zu landschaftlichen Besonderheiten sind vorgesehen.

Busfahrt (siehe separate Ausschreibung und Homepage); 640 Euro

Mittwoch, 14. Oktober 2015: Filmabend: „Die NS-Zeit in bewegten Bildern“. Seltene Filmaufnahmen aus dem Zollernalbkreis mit Dorothea Reuter.

Das Dritte Reich war neben dem Ersten Weltkrieg der folgenschwerste Zeitabschnitt der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert. Im Zollernalbkreis haben sich Filmaufnahmen aus den Jahren 1933 bis 1939 erhalten, die eindrucksvoll dokumentieren, in welchem Maße der Nationalsozialismus in alle Lebensbereiche Eingang gefunden hatte. In Ebingen wurde der Kreisparteitag im Juni 1939 im Film festgehalten, ebenso die Aufmärsche am 1. Mai 1935 in Onstmettingen und am 1. Mai 1939 in Winterlingen. Private Aufnahmen aus dem Jahr 1933 belegen ebenfalls die Allgegenwärtigkeit des Nationalsozialismus und seiner Symbole. Die Aufnahmen werden zum Teil erstmals in der Öffentlichkeit präsentiert.

19.30 Uhr. Stadtbücherei Albstadt-Ebingen, Johannesstraße 5. Teilnahme frei.

STAMMTISCHE

Jeweils am ersten Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebingener Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstr. 67, 72458 Albstadt-Ebingen, Telefon (0 74 31) 41 88.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Str. 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07.

Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Bei allen Veranstaltungen sind Gäste jederzeit willkommen.

Der Autor dieser Ausgabe

Jiri Hönes
Augsburger Straße 343
70327 Stuttgart

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Großer Gelehrter, kleiner Reformator

Im Blickpunkt: Simon Grynaeus (1492-1541) - Von Walter Rominger, Teil 1

(A) Zur Einführung: Kurze Erinnerung an die Rezeption

(a) Kaum im Bewusstsein gegenwärtiger Zeitgenossen, auch nicht der durchaus kirchlich/theologisch aufgeschlossenen

Am 1. August 1991 weihte in Veringenstadt die evangelische Kirchengemeinde ihr Gemeindehaus ein, dem sie zur Erinnerung an den aus ihr kommenden größten Gelehrten, Simon Grynaeus, den Namen „Simon-Grynaeus-Haus“ gab (1) und ihm damit ein seiner würdiges Denkmal setzte. Dieser wurde 450 Jahre zuvor (am 1. August 1541) im fernen schweizerischen Basel im Alter von erst 48 Jahren von der Pest hinweggerafft. Auch wenn der langjährige Münsteraner Kirchenhistoriker Robert Stupperich (1904-2003) Simon Grynaeus als den „größte[n] Gelehrte[n] seit Erasmus, seinem Vorgänger“ (2) bezeichnet, so dürfte dennoch immer noch - und leider steht zu befürchten - auch zukünftig, die Feststellung Herbert Rädles zutreffen, dass Grynaeus, auch „in seiner Heimat“ „der weitgehenden Vergessenheit“ „anheimgefallen ist“. (3) Zudem bleibt Rädles Wunsch, auch nach der Benennung des evangelischen Gemeindehauses in Veringenstadt nach Simon Grynaeus bestehen, da Namen von Gebäuden nicht unbedingt schon (verschüttete, ja nicht mehr vorhandene) Erinnerungen wachzurufen vermögen und ein neues Nachfragen und Interesse in Gang zu setzen vermögen. Deshalb mag es ein frommer, unterstützenswerter, aber eventuell unerfüllt bleibender Wunsch bleiben, wenn Rädle zu Recht meint, Grynaeus habe es „ohne Zweifel“ „verdient“, „der weitgehenden Vergessenheit ... entrissen zu werden“. (4) Die Gegend, in der Simon Grynaeus geboren wurde, gelangte 1535 als österreichisches Lehen an die Grafen von Zollern und gehörte dann zu „Hohenzollern-Sigmaringen“, von dem genau genommen erst ab 1576 gesprochen werden kann. Hohenzollern-Sigmaringen führte die Reformation nicht ein und so ist denn auch sicher kein Interesse daran vorhanden gewesen, die Erinnerung an Simon Grynaeus wach zu halten. Dieser verließ zudem bereits im fortgeschrittenen Kindesalter seine Heimat Veringendorf und verstarb mehr als 30 Jahre später nach Aufhalten an ganz unterschiedlichen Orten schließlich 1541 in Basel. Sind Erinnerung und Tradition erst einmal abhandengekommen, dann wird sich auch einer Persönlichkeit, die es ohne Zweifel verdient hat, dass sich ihrer erinnert wird, kaum noch jemand erinnern, weil ja schließlich nichts vermisst wird. Im Falle des Simon Grynaeus ist solches allem Anschein nach zumindest bei einer breiteren Öffentlichkeit erfolgt - und so ist ein Wissen um ihn auch bei kirchlich und theologisch aufgeschlossenen Zeitgenossen - leider - nicht mehr vorhanden; zu viel Zeit ist seit seiner Zeit und der unsrigen ins Land gegangen. Mit dadurch bedingt und damit zusammenhängend ist ein „Traditionsabbruch“ erfolgt: Simon Grynaeus ist aus dem (allgemeinen) Bewusstsein verschwunden; das soll eine erste Feststellung sein. Bei „Spezialisten“ ist er freilich präsent.

Wenn im Folgenden Hinweise auf die Rezeption Simon Grynaeus' erfolgen, so handelt es sich dabei ganz bewusst um eine Auswahl, um die Beschränkung auf etliches aus dem Gedruckten; Beiträge im Internet sind nicht verwertet. Ein umfangreicher Literaturbericht ist zum einen wegen des Umfangs in den „Heimatkundlichen Blättern“ kaum möglich; zum andern soll eine (kurze) Biographie des Humanisten und (evan-

gelischen) Theologen Simon Grynaeus im Mittelpunkt stehen, zu der eine überblicksartige Literaturschau lediglich die Einführung bilden soll. Es soll eine Tendenz aufgezeigt werden, wobei in gängige (hauptsächlich theologische) Fachliteratur und in landesgeschichtliche Fachorgane unterschieden wird.

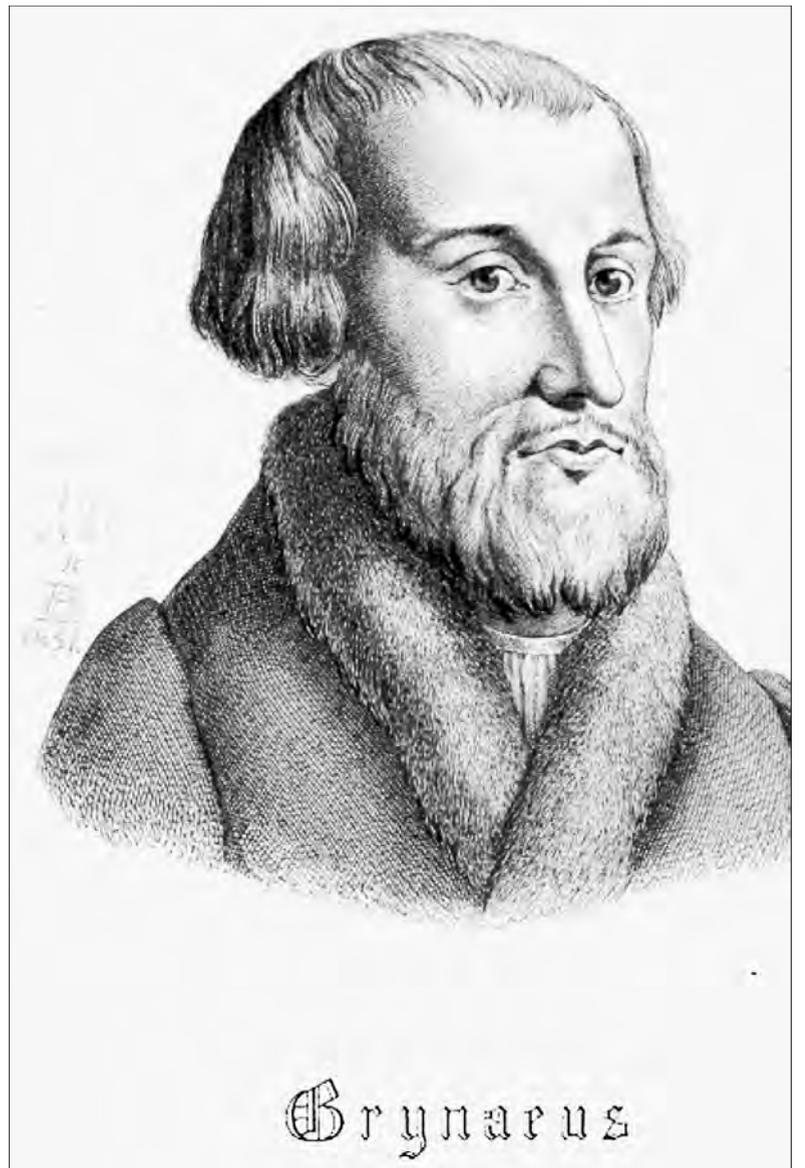
(b) In gängiger, verbreiteter (hauptsächlich theologischer) Fachliteratur - eine Auswahl

Neben dem bereits erwähnten „Reformatorenlexikon“ von Robert Stupperich findet sich ein gesonderter Artikel über Simon Grynaeus im bekannten „Handwörterbuch für Theologie und Religionsgeschichte“ „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“. (5) Zudem ist auf einige (theologische) Fachlexika und Überblickswerke zu verweisen, die Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden sind: Die „Allgemeine deutsche Biographie“ behandelt Simon Grynaeus kurz (6), ebenso die „Neue Deutsche Biographie“ (7), sowie die „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“ (8).

In der neueren theologischen Fachliteratur findet Simon Grynaeus in Wolf-Dieter Hauschildts sehr umfangreichem „Lehrbuch der Kirchen- und Dogmengeschichte“ mehrfach Erwähnung, aber eben nicht mehr als innerhalb der Aufzählung von Namen für die Reformation wichtiger Persönlichkeiten. (9)

In der von Thommen verfassten, inzwischen auch schon recht alten „Geschichte der Universität Basel (1532-1632)“, wird Simon Grynaeus freilich behandelt (10), war er doch in der fraglichen Zeit einer ihrer angesehensten Gelehrten; aber Thommens Werk ist dann doch auch ein eher lokal begrenztes und interessierendes, wie auch der im folgenden erwähnte Aufsatz von G. Gauss, der, verglichen mit den vorigen Abhandlungen, umfangreich ausfällt: „Die Berufung des Simon Grynaeus nach Tübingen 1534/35“. (11) In dieser Zeit war es dessen Aufgabe, zusammen mit andern (Ambrosius Blarer, Johannes Brenz, Philipp Melancthon) die Universität Tübingen anders, nämlich im reformatorischen Sinne zu ordnen.

Mit der Erwähnung der beiden letzten (literarisch-)wissenschaftlichen Beschäftigungen mit Grynaeus ist an sich bereits der Übergang zum nächsten kurzen Abschnitt des gerafften, lediglich nur beispielhaften Literaturüberblicks gegeben. Doch soll davor noch erwähnt sein, dass im ausführlichen 26-bändigen Brockhaus Universallexikon (12) Simon Grynaeus keine Erwähnung findet.



(c) In landesgeschichtlichen Fachorganen - eine Auswahl

Vor allem der bereits erwähnte Herbert Rädle hat sich in landesgeschichtlichen Organen mit Simon Grynaeus beschäftigt und in den 1980er- und 1990er-Jahren über diesen publiziert, etwa in der „Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte“ den Aufsatz: „Lernen aus der Geschichte? Der Humanist Grynaeus aus Veringendorf über den Nutzen historischer Lektüre“ (13), der in einem ersten Teil eine gute Kurzbiographie über Simon Grynaeus enthält, sowie in derselben Zeitschrift: „Ein bisher unbeachteter Lebenslauf des Veringendorfer Humanisten Simon Grynaeus aus dem Jahr 1587. Übersetzung und Kommentar“ (14). Zudem ist die kurze Abhandlung Herbert Rädles zu Grynaeus zu erwähnen, „Zum Gedenken an den vor 450 Jahren gestorbenen Simon Grynaeus (1483-1541)“ (15), da auch diese biographische Angaben enthält, findet sie in der folgenden (Kurz)Biographie Verwendung. Weitere, teils ganz spezielle publizistische Beschäftigungen Herbert Rädles und auch anderer Autoren ließen sich nennen, denen aber für seine Biographie keine allzu

große Bedeutung zukommt. Deshalb soll es damit genügen.

(d) Ergebnis der überblicksartigen und ausgewählten Rezeptionsgeschichte:

Simon Grynaeus ist im allgemeinen Bewusstsein kaum präsent und selbst in seiner Heimat weitgehend dem Vergessen anheimgefallen.

Als Ergebnis dieser Einführung, die ja zu einem guten Teil ein sehr geraffter Literaturüberblick war, lässt sich festhalten: In der Fachwelt und -literatur hat eine Beschäftigung mit Grynaeus stattgefunden, wenn auch teils lediglich in landesgeschichtlichen Organen und damit in solchen, die dem „normalen“ Bürger und Kirchengemeindeglied nicht ohne weiteres zugänglich sind. Aus dem allgemeinen Bewusstsein ist Simon Grynaeus verschwunden, was auch auf einen guten Teil der Bewohner seiner Heimat und seiner Wirkungsstätten zutreffen dürfte. Es scheint also nicht verkehrt, sich dieses „großen Gelehrten“ und „kleinen Reformators“ zu erinnern, gerade auch im Hinblick auf das 2017 anstehende Reformationsjubiläum (500 Jahre Thesenanschlag), wobei zur Klärung sogleich hinzuzufügen ist: „kleiner Reformator“ soll indes nichts über dessen Verdienste und tatsächliche Bedeutung aussagen – diese können bedeutend sein, und waren es im Falle des Simon Grynaeus auch -, sondern über deren Wahrnehmung; und diese ist trotz allem Respekt und aller Beschäftigung mit Grynaeus nicht die, die er verdient hätte.

(B) Lebenslauf des „großen Gelehrten“ und „kleinen Reformators“

(a) Herkunft und frühe Jahre (1493-1511)

Simon Grynaeus, eine der interessantesten Persönlichkeiten, die dem späteren hohenzollerischen Gebiet (und wohl darüber hinaus) geschenkt worden ist, erblickte 1493 (oder aber erst 1494/95) in Veringendorf das Licht der Welt. Dieser ging nicht allein in den Zeitströmungen des 16. Jahrhunderts auf, sondern gestaltete diese auch wesentlich mit und erlangte in der Gelehrten- und Humanistenwelt vor allem als (Alt)Philologe Bedeutung, wobei seine Tätigkeiten und Verdienste für die Reformation nicht übersehen werden dürfen. Sein Vater, Thomas Griener, war ein einfacher Bauer und auch der Schultheiß dieses Albdorfes, das zwischen der Universitätsstadt Tübingen am Neckar und (der späteren hohenzollerischen Residenzstadt) Sigmaringen an der noch jungen Donau, am Flüsschen Lauchert gelegen ist und neben den Ortschaften Veringendorf, Harthausen und Benzingen zur Grafschaft Veringen gehörte, die bis 1534 werdenbergisches war und erst 1535 als Lehen an die Grafen von Zollern kam. Thomas Griener erkannte die ungewöhnliche Begabung seines Sohnes Simon und ließ ihn zunächst die Schule in Veringen besuchen, welche 1487 bezeugt ist, um ihn dann im frühen Jugendalter 1508 auf die bedeutende Stadtschule (Lateinschule) von Pforzheim zu schicken, wo der spätere Lutheraner Nikolaus Gerbel und Georg Simler seine Lehrer waren, der etwas jüngere Philipp Melanchthon (1497-1560) sein Mitschüler; mit diesem hatte Grynaeus dann Verbindung bis ans sein Lebensende.

Es war im Zeitalter des Humanismus nicht einmal so ganz selten, dass Söhne bäuerlich-handwerklicher Herkunft zu „Intellektuellen“ aufstiegen (16), wobei an zwei aus unserer Gegend stammende besonders zu denken ist: zum einen an einen älteren Zeitgenossen des Simon Grynaeus, Heinrich Bebel von der Schwäbischen Alb kommend, aus Justingen bei Ehingen an der Donau und dann an den aus dem heutigen Zollernalbkreis stammenden jüngeren Zeitgenossen, Nikodemus Frischlin aus Erzingen, das heute ein Ortsteil der Kreisstadt Balingen ist; beides waren Bauernsöhne und Dichter des Humanismus.

(b) Studium, „Lehr- und Wanderjahre“ und erste Lehrtätigkeiten (1511-1529)

Nach drei Jahren an der Stadtschule (Lateinschule) in Pforzheim kam Grynaeus 1511 als Baccalaureus (mittelalterlicher Titel für Kandidaten, die zum Halten von Vorlesungen berechtigt waren) an die Universität Wien. Seine Matrikel verrät, dass er in Wien Latein, Griechisch und Hebräisch studierte. Simon Grynaeus erwarb in Wien den Magistergrad (Magister artium), lernte den Humanisten Vadian kennen, wurde, nachdem er Magister geworden war, eine Zeit lang Lehrer

in Ofen (ungarisch Buda, Budapest), wobei ihn ganz besonders die Bibliotheca Corviniana, die 150 Handschriften besaß, anzog; Handschriften, das wird auch der weitere Verlauf dieses Aufsatzes immer wieder zeigen, haben stets großes Interesse bei Grynaeus gefunden. Doch dann wurde er aufgrund von Streitigkeiten mit den Dominikanern ins Gefängnis gesteckt und anschließend aus Ungarn ausgewiesen. Er kam nach Wittenberg, wo inzwischen sein einstiger Pforzheimer Mitschüler Philipp Melanchthon als junger Professor für Griechisch tätig war; außer mit dem ihm bekannten Gräzisten traf er daselbst auch mit Martin Luther (1483-1546) zusammen. Etliche seiner Lebensjahre, in welchen Grynaeus auch einige Zeit in seinem Heimatdorf Veringendorf verbrachte, liegen im Dunkeln. Erst 1523 wird Simon Grynaeus wieder besser greifbar und zwar aufgrund einer Schrift, die ihm sein einstiger Mitschüler und jahrelanger (Gelehrten)Freund Philipp Melanchthon widmete: „Necessarias esse ... artes dicendi“ (Über die Notwendigkeit, die [sieben freien] Künste zu lehren, bzw.: Es ist notwendig, die [sieben freien] Künste zu lehren). (17) Daran wird jedenfalls auch deutlich, dass die Leistung und Bedeutung des Simon Grynaeus für den Humanismus, dessen Pädagogik und Bildungsideale in der damaligen Gelehrtenwelt anerkannt waren. Noch mehr mag dies seine Berufung als Professor für die griechische Sprache an die Universität Heidelberg im Frühjahr 1524 belegen, wobei er ab 1526 zudem noch Professor für Lateinisch wurde. Zu der Zeit stand er bereits mit dem Züricher und Schweizer Reformator Ulrich Zwingli (1484-1531) und Johannes Oekolampad (1482-1531), dem Reformator Basels, in Verbindung, weshalb ihm, da Heidelberg zu der Zeit noch eine katholische Universität war, dort Feindschaft entgegengebracht wurde. Zudem musste Simon Grynaeus während seiner Zeit in Heidelberg, die fünf Jahre währte, recht bescheiden leben. Aus diesen ärmlichen Verhältnissen und wirtschaftlichen Not wollte Johannes Oekolampad dem gelehrten Simon Grynaeus heraus helfen und ihm gelang es, für Simon Grynaeus eine Berufung nach Budapest zu vermitteln, welche allem Anschein nach dann doch nicht zustande kam, so dass, doch über die näheren Umstände dazu im folgenden (c), Johannes Oekolampad Simon Grynaeus im Frühjahr 1529 für den Griechischlehrstuhl in dem soeben reformierten Basel gewinnen wollte.

Doch davor ist noch auf einen nicht zu unterschätzenden Fund des Simon Grynaeus einzugehen. Der, wie dies bereits Erwähnung fand, war an (alten) Handschriften interessiert, war davon fast magisch angezogen und hatte einen guten „Spürsinn“ dafür. 1527, damals Professor in Heidelberg, entdeckte er im Kloster Lorsch (bei Darmstadt, das heute zum Weltkulturerbe der UNESCO zählt) eine Handschrift des bedeutenden römischen Historikers Titus Livius (59 v. Chr. – 17 n. Chr.) mit fünf bis dahin unbekanntem Büchern (41-45), ein für die Philologie unschätzbare Wert, was ihm allein schon einen beachtenswerten Rang unter den großen Philologen sichern sollte.

(c) Die Jahre in Basel (1529-1541)

Die zwölfjährige Wirkungszeit, die allerdings von zwei längeren Abwesenheiten, zum einen durch eine mehrere Monate währende Studienreise nach England und zum andern durch seine fast einjährige Tätigkeit bei der Reform der Universität Tübingen und zudem durch Teilnahme an Religionsgesprächen unterbrochen ein sollte, waren die Zeit, die für Simon Grynaeus als auch durch ihn die meiste Frucht brachte.

Johannes Oekolampad, der erste evangelische Pfarrer am Basler Münster (18) und Leiter der Basler Kirche, wollte Grynaeus auf den Griechischlehrstuhl der Universität Basel gewinnen. Ein dem bisherigen Lehrstuhlinhaber würdiger und möglichst auch ebenbürtiger Nachfolger sollte es sein, und der bisherige war über Jahre kein Geringerer als der damalige „Gelehrtenpapst“ Desiderius Erasmus von Rotterdam (1467-1536). Erasmus von Rotterdam, der berühmte Humanist, Professor in Leiden (Niederlande), Basel (1521-1529) und schließlich in Freiburg (im Breisgau, 1529-1535), der durchaus Kritik an der damaligen Kirche, vor allem an deren Erscheinungsbild und „Bodenpersonal Gottes“ (Karl Barth) geübt hatte, wenn letztlich auch keine Fundamentalkritik, und der sich dann doch als treuer Sohn seiner (römisch-katholischen) Kirche erwies und bis in unsere Tage in ihr großes Ansehen genießt, was sich unter anderem an seinem im folgenden genannten Verhalten zeigte: Er hatte nämlich zusammen mit anderen Gelehrten Basel verlassen

und war 1529 nach Freiburg (im Breisgau) ausgewichen. Der Anlass dafür war, dass in Basel auf Betreiben des Rates der Stadt die Reformation eingeführt worden war, was allerdings nicht so friedlich von staten ging; vielmehr ging dem ein Volksaufstand voraus. Seit dem Februar 1529 war in Basel die alte Gottesdienstordnung verboten; wie in der auf Zwingli und seine Anhänger zurückgehende (Züricher) Reformation wurden in den Kirchen die Bilder entfernt, zudem die Klöster aufgehoben. Die Universität sollte im reformatorischen Sinn umgestaltet und wieder hergestellt werden.

Für Erasmus musste, um diesen Faden wieder aufzunehmen, ein Nachfolger als Gräzist gefunden und dann berufen werden. Johannes Oekolampad wollte dafür Grynaeus gewinnen; beide standen ja seit einigen Jahren miteinander in Verbindung. Im Mai 1529 trat Johannes Oekolampad denn auch an Simon Grynaeus mit seinem Wunsch heran. Nur zögernd nahm Grynaeus die Berufung an. Es war ja auch nicht einfach, in die Fußstapfen des Erasmus treten zu sollen.

Doch die Wiederherstellung der Basler Universität (in reformatorischer [reformierter] Ausrichtung) zog sich hin – bis 1531. Grynaeus ließ diese zwei Jahre freilich nicht ungenutzt verstreichen, sondern nutzte sie für philologische Forschungen: 1531 gab er auf Griechisch die Lebensbeschreibungen des Plutarch (46-120 n. Chr.) heraus, denen er später noch eine lateinische Ausgabe folgen ließ. Erasmus war ja gerade wegen der Einführung der Reformation in Basel aus der Stadt ins katholische Freiburg ausgewichen, und Grynaeus als Anhänger der Reformation war als Nachfolger des Erasmus nach Basel berufen worden. Diesen konnte Erasmus leicht als seinen „Verdränger“ betrachten, tat dies aber offensichtlich nicht, sondern betrachtete Simon Grynaeus zumindest als seinen „Humanisten-Kollegen“. Denn er brachte zusammen mit Grynaeus die Liviusausgabe heraus und 1531 eine Aristotelesausgabe. Zu beiden hatte Erasmus die Prefatio (lat., auch Prä- vatio[n], Vorrede, auch Danksagung, Einleitung des liturgischen Hochgebets in der römisch-katholischen Messe) verfasst.

Außer dass Grynaeus 1531 nun nach einer zwei-jährigen, aber gut genutzten Wartezeit (etwa Herausgabe des Plutarch 1531) mit seiner eigentlichen Universitätstätigkeit beginnen konnte, brachte dieses Jahr für ihn auch eine längere Abwesenheit von Basel. Im Sommer 1531 unternahm er, ausgestattet mit Empfehlungsschreiben von Erasmus, eine drei Monate währende Studienreise nach England. Aufgenommen war er bei Thomas Morus (1478-1535), dem Kanzler und Verfasser der berühmten „Utopia“ (1516 lat.), der zu jener Zeit zu den gebildetsten Zeitgenossen zählte. Morus wiederum vermittelte bereits zu Beginn des Englandsaufenthaltes von Simon Grynaeus ein Treffen mit dem damaligen englischen König Heinrich VIII. (1491-1547) am 6. Juni 1531, bei welchem auch die Ehescheidung Heinrichs VIII. von Johanna von Aragon zur Sprache kam. Heinrich VIII. war zunächst wegen seiner ablehnenden Haltung von Luthers Schrift „De captivitate babilonica“ (Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche von 1520) als „Defensor fidei“ (Verteidiger des Glaubens) 1521 ausgezeichnet worden, fiel dann aber wegen seiner Ehescheidung, die die römisch-katholische Kirche nicht anerkannte, in Ungnade, worauf sich Heinrich VIII. von Rom lossagte, was die Entstehung der Anglikanischen Kirche mit sich brachte, die zu den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen gehört, jedoch – vor allem was ihre Liturgie betrifft – von diesen am nächsten der römisch-katholischen Kirche steht. Heinrich VIII., der bis zu seinem Lebensende im Ganzen sechs Mal verheiratet war, hatte Interesse daran, eine Einschätzung der reformierten Theologen der Schweiz zu erfahren, weswegen Grynaeus von ihnen Gutachten einholen sollte. Nach seiner Rückkehr aus England nach Basel kam er diesem Anliegen nach.

Freilich, mehr Interesse als an den persönlichen Belangen Heinrich VIII., wiewohl diese (kirchen)politische Folgen mit ungeheurem Ausmaß zeitigten (sie brachten die Entstehung der Anglikanischen Kirche), brachte Grynaeus für das Aufspüren alter Handschriften auf. Dabei zog ihn das neu gegründete Corpus-Christi-College der altherwürdigen Universitätsstadt Oxford an, das erste Collegium trilingue Englands. Dem Basler Humanisten mit den Empfehlungsschreiben von Erasmus muss vonseiten der Universität Oxford großes Vertrauen entgegengebracht worden sein, wurde Grynaeus doch erlaubt, einige mittelalterliche Handschriften nach Basel mitnehmen zu

dürfen. Das hatte jedoch eine ganz positive Folge: Simon Grynaeus entriss nämlich diese in Archiven schlummernden Handschriften dem Vergessen oder bestenfalls dem Interesse einiger Oxford-Universitätsangehöriger, indem er diese Handschriften edierte, womit dieser „Schatz“ den interessierten Zeitgenossen (und späteren) zugänglich wurde.

Doch außer für Grynaeus bekam das Jahr 1531 für die reformierte Schweizer Tradition eine besondere Bedeutung. War es für Simon Grynaeus ein eher erfolgreiches Jahr, so bedeutete es für die Schweizer Reformation einen herben Rückschlag; denn innerhalb von nur sechs Wochen fielen zwei ihrer führenden Leute aus: Am 11. Oktober 1531 fiel Ulrich Zwingli als Feldgeistlicher in der Schlacht von Kappel, und am 24. November starb Johannes Oekolampad an einer Krankheit. Grynaeus war Augenzeuge beim Sterben Johannes Oekolampads. Recht sonderbar mutet indes der Kommentar von Erasmus anlässlich des Ablebens beider Schweizer Reformatoren an. Er zeigt, wie distanziert Erasmus zu der Zeit der Reformation gegenüberstand und welch treuer Sohn seiner Kirche er doch geblieben war. Der zweite Satz könnte überdies nahelegen, der große Humanist sei abergläubisch gewesen: „Es ist gut, dass diese beiden Führer umgekommen sind. Wäre ihnen Mars günstig gewesen, so wäre es um uns geschehen.“ (19)

Neben Simon Grynaeus Abwesenheit von Basel aufgrund seiner drei Monate dauernden Studienreise nach England ist noch an eine zweite zu erinnern, und gleichzeitig darauf zu verweisen, dass er dann vor allem in seiner Rolle als Kirchenpolitiker auch an etlichen Religionsgesprächen teilnahm. Im Jahre 1534 erhielt Grynaeus von Herzog Ulrich von Württemberg (1487-1550), der nach seinem 15-jährigen Exil im südfranzösischen Mömpelgard (1519-1534) nach Württemberg mit dem Versprechen zurückkehren konnte, im Herzogtum die Reformation einzuführen, den Auftrag, zusammen mit dem Konstanzer Ambrosius Blarer (1492-1542), der mit seinem Bruder Thomas Blarer (1499-1570) und dem ebenfalls aus Konstanz stammenden Johannes Zwick (1496-1542) in dieser Stadt am Bodensee 1526 die Reformation einführt, die Universität Tübingen im reformatorischen Geist zu ordnen. Das dauerte 1534/35 fast ein ganzes Jahr. Ein halbes Jahrhundert später, 1584/86, war es dann Simon Grynaeus Großneffe Johann Jakob Grynaeus (1540-1617), dem eine vergleichbare Aufgabe zufiel: Er ordnete die Universität Heidelberg auf reformierter Grundlage.

Nach seiner Rückkehr vom Religionsgespräch in Worms, das im Oktober 1540 stattfand, nach Basel, wurde Grynaeus in das Amt des Basler Universitätsrektors gewählt. Doch noch während seiner Amtszeit wurde Simon Grynaeus am 1. August 1541 im Alter von 48 Jahren von der Pest hinweggerafft; er hinterließ seine zweite Ehefrau Katharina geb. Lombard sowie seinen erst zweijährigen Sohn Samuel. Theodor Beza (1519-1605), wichtiger Mitarbeiter Johannes Calvins in Genf und nach dessen Tod als Haupt des Calvinismus in ganz Europa anzusehen, hat anlässlich des Abscheidens von Grynaeus ein eindrückliches Trauergedicht – ursprünglich in Latein – verfasst, das abschließend zitiert sein soll: „Wer immer dich, Simon Grynaeus, sah, wurde dir alsbald Freund, solche Güte und Freundlichkeit strahltest du aus. Wer immer dich, Simon Grynaeus hörte, war gefangen von der Klugheit und Anmut deiner Rede. Nun aber ist es keinem mehr vergönnt, dich zu sehen, noch dich zu hören, da der Tod dich uns entrissen hat. Aber wir besitzen zum Glück noch die Vermächtnisse deines Geistes in Gestalt deiner – freilich allzu wenigen – Schriften. In ihnen können wir dich noch sehen und bewundern, und du bleibst ewiger Liebe würdig, Simon.“ (20) Im Budapest Museum für Reformationsgeschichte am Deak-Ter ist Simon Grynaeus unter den Vätern der Reformation in Ungarn ein Ehrenplatz eingeräumt. (21)

(d) Vielfältige und gute Verbindungen und (Brief)Freundschaften

Freilich wurde bereits eine Anzahl der für Grynaeus wichtigen Begegnungen, Bekanntschaften und (Brief)Freundschaften erwähnt, etwa mit Erasmus, dem „König der Humanisten“, der dem noch jungen Gelehrten bereits 1525 einen diesen ehrenden Brief schrieb; mit Philipp Melanchthon seit seinen Schultagen in Pforzheim, aber auch mit Martin Luther, mit Ambrosius Blarer, mit den Schweizer Reformatoren Ulrich Zwingli, Johannes Oekolampad, Johannes Calvin und Heinrich Bullinger (1504-1575), Nachfolger Zwinglis am Großmünster in Zürich arbeitete er zusammen.

Doch noch einige weitere derer, mit denen Simon Grynaeus, der zu vielen Gelehrten seiner Zeit Verbindung hielt, sollen genannt sein: Er unterhielt Beziehungen zu Joachim Camerarius (1500-1574), dem Humanisten und engen Freund Philipp Melanchthons, der Professor in Tübingen (1535) und Leipzig (1541) war und zu Martin Bucer (1491-1551), der unter anderem als Pfarrer in Straßburg wirkte.

Grynaeus hatte unter anderen Briefverbindungen zu Guillaume Budé (Budaeus, 1468-1540), dem bedeutenden Gräzisten in Frankreich und Begründer des Collège de France, das während der Herrschaft Franz I. von Frankreich (1494-1547) entstand. Mit dem spanischen Pädagogen und Psychologen Juan Luis Vives unterhielt er nicht allein einen Briefwechsel, sondern traf mit diesem 1531 im niederländischen Brügge sogar zusammen. Und es sei abschließend, aber bei weitem nicht erschöpfend, an Grynaeus Verbindung mit dem Humanisten Johannes Sturm (1507-1589) erinnert, den Straßburger Professor, Rektor des dortigen Gymnasiums und Organisator desselben im reformatorischen Sinn.

(C) Der Philologe: Herausgeber und Übersetzer – und humanistischer Schriftsteller

Die philologische Arbeit des Humanisten Simon Grynaeus, deren Ergebnisse und Bedeutung wurde bereits angesprochen. Es war von der für die Philologie so wichtigen Entdeckung der bis dahin unbekanntesten fünf Bücher des Livius (41-45) im Kloster Lorsch durch Grynaeus im Jahre 1527 die Rede, ebenso von seiner Suche und Aufspüren spätmittelalterlicher Handschriften und anschließenden Edition von Handschriften, auf die er während seiner drei Monate währenden England-Studien-Reise 1531 im erst kurz zuvor gegründeten Corpus-Christi-College der Universität Oxford stieß. Von den wichtigen Editionen, die Grynaeus in den folgenden Jahren herausgab, sind zu einem nicht unerheblichen Teil auf diese Studienreisen zurückzuführen. Aus der Zeit seiner Lehrtätigkeit in Basel stammen die im folgenden genannten Editionen: Aristoteles, griechisch (1531), Plutarch, Vitae, griechisch (1531), Proklos, griechisch (1531), Platon, lateinisch (1532), griechisch (1534), Aristophanes, griechisch (1532), Euklid, griechisch (1533), Claudius Ptolemaeus, griechisch (1538), Hippokratia, griechisch (1538), Geoponika, griechisch (1539), Justinus, lateinisch (1539). (22) Außerdem erschien die Ausgabe eines griechisch-lateinischen Lexikons durch Grynaeus. (23)

Als Philologe trat Simon Grynaeus, da er ja vom Humanismus herkam, denn auch mehr und über längere Zeit hervor denn als evangelischer Theologe, der trotz seiner langjährigen Freundschaft mit Philipp Melanchthon und seiner Begegnung mit Martin Luther in Wittenberg, der reformierten Richtung der Reformation zuneigte. Aber Philologie und Theologie gingen in der Reformation ja auch eine fruchtbare Symbiose ein. Und es war kein Geringerer als Martin Luther, der die (alten) Sprachen in den höchsten Tönen loben konnte, weil er ihre Bedeutung zum Erhalt des Evangeliums erkannt hatte. (24) Grynaeus, der der griechischen Sprache „mächtig [war] wie wenige“ (25) wurde vor allem als Textforscher, Textkritiker und Herausgeber griechischer und lateinischer Autoren, sowie als Übersetzer vom Griechischen ins Lateinische bekannt und bedeutend. Aber er war auch humanistischer Schriftsteller, wobei solches sich in gewisser Weise bedingt. Von daher erklärt es sich auch, dass sich Grynaeus über Wirkung und Nutzen der Betrachtung antiker Literatur und Geschichte für Spätere Gedanken machte. (26) In guter humanistischer Tradition stehend ging Grynaeus, Verfechter philologisch-textkritischer Methode davon aus, wie aus seinen Vorworten zu den von ihm besorgten Editionen hervorgeht, den alten (vorchristlichen) antiken Autoren komme erzieherische Kraft zu. Durch die Arbeit an und mit Texten antiker Autoren komme antike Weisheit zum Zuge, was humanistischer Denkweise entspricht. Damit zusammenhängend zeigt sich die Geistesverwandtschaft zu seinem Lehrstuhlvorgänger und auch Förderer Erasmus von Rotterdam, wenn Grynaeus die Ansicht vertrat, der Mensch allgemein sei groß bildungsfähig, weshalb es dann auch nicht verwundern darf, dass Simon Grynaeus die „sieben freien Künste“ (septem artes liberales) des Mittelalters so hoch einschätzte. Zwar hat auch Martin Luther dem natürlichen Menschen und dessen Vernunft, wenn es um Dinge des alltäglichen Le-

bens und dieser Welt ging, viel zugetraut, aber es entsteht dennoch der Eindruck, Grynaeus habe aufgrund seiner humanistischen Herkunft, ein wesentlich optimistischeres Menschenbild vertreten als Luther. Deshalb kann er die von ihm so geschätzten septem artes liberales denn auch, was ihre Bedeutung anlangt, recht nahe an die Heilige Schrift heranrücken, wiewohl er in der Wichtigkeit dann doch noch zu unterscheiden weiß. Die septem artes liberales sind Grynaeus zufolge nicht allein ein Geschenk Gottes (soweit hätte Luther, soweit sie das allgemeine [Zusammen]Leben der Menschen betreffen, mitgehen können); sie seien zudem ein, wenn auch kein primärer und direkter, so doch ein sekundärer Weg, um die ewige Wahrheit zu erkennen (was Luther freilich bestritten hätte, da es hier um das Heil des Menschen geht, wozu die Erkenntnis allein aus der in sich klaren und dafür ausreichenden Heiligen Schrift kommen kann und muss, was er in seiner gegen Erasmus gerichteten Schrift „De servo arbitrio“ [Vom unfreien Willen] von 1525 in aller Deutlichkeit als Antwort auf Erasmus' Schrift „De libero arbitrio“ [Vom freien Willen] zum Ausdruck gebracht hat).

In der dem [natürlichen] Menschen viel zutrauenden optimistischen Sicht des Menschen stehen der Humanist Erasmus von Rotterdam und der Humanist Grynaeus nahe beieinander, wobei eine solche Einschätzung des Menschen im Humanismus im Großen und Ganzen vorherrschende Lehrmeinung gewesen sein dürfte und geradezu das Wesen des Humanismus ausmachte. Trotz dieser Übereinstimmung unterschied sich Simon Grynaeus dann aber auch von seinem Lehrstuhlvorgänger in Basel wie auch von der überwiegenden Mehrzahl der Humanisten seiner Zeit. Betrachteten diese nämlich die sprachlich-verbale Bildung als vorrangig, so räumte Grynaeus den mathematischen Wissenschaften, als da sind Arithmetik, Geometrie, Astronomie und auch die Musik wurde ihnen zugerechnet, als grundlegend, wie aus seiner Euklid-Ausgabe von 1533 hervorgeht (27) fast überraschend klingen mag. Betrachtet man indes den Gang der Wissenschaftsgeschichte, so scheint diese Simon Grynaeus recht zu geben, denn zumindest seit Wilhelm von Humboldt (1767-1835) ist eine Vorordnung mathematisch-naturwissenschaftlicher Disziplinen zu bemerken und heute sind diese beherrschend geworden. Für Grynaeus kommt es allein dann zur rechten Erkenntnis, wenn die beiden – für alle wissenschaftlichen Disziplinen maßgeblichen – zusammen betrieben werden: Mathematik und Dialektik (Logik): „Die Dialektik (Logik) entwickelt die denkerischen und sprachlichen Fähigkeiten, aber sie bleibt solange matt, als sie nicht vom Glanz der mathematischen Disziplinen unterstützt wird.“ (28) Das Universum hat, so Grynaeus, einen einfachen und logischen Aufbau, der mit Hilfe des mathematisch geschulten Geistes durchdrungen werden kann; deshalb die Vorordnung der mathematischen Wissenschaften vor den sprachlich-verbale. Grynaeus war der Ansicht, der mathematisch geschulte Geist vermöge Gott und dessen Weisheit zu erkennen, woraus ein recht optimistisches Menschenbild spricht, das damaligem Humanismus wohl eigen war, aber doch mit dem sola scriptura (allein die [Heilige] Schrift) der Reformation nur schwerlich kommensurabel erscheint, wonach Gott, zumindest Gott für mich, und nicht ein diffuser, letztlich unscharf bleibender, „allein [durch] die [Heilige] Schrift“ zu erkennen ist, da diese ihn klar bezeugt, anderes aber immer ambivalent bleibt. Die Frage bleibt auch, ob dahinter nicht die Vorstellung steht, die Existenz Gottes beweisen zu können, wie dies im Mittelalter etwa von Thomas von Aquin (1225-1274) und Anselm von Canterbury (1033-1109) versucht wurde, was letztlich jedoch immer ein frommer Wunsch blieb. Wie dem auch sei; Simon Grynaeus, der mit seiner Vorordnung der mathematischen Disziplinen vor der sprachlich-verbale Bildung der damals vorherrschenden Lehrmeinung der Gelehrtenwelt widersprach, hat mehrere mathematisch-naturwissenschaftliche Schriften veröffentlicht: Euklid, Claudius Ptolemaeus, Proklos Diadochos. Er war also ein guter Kenner dieser Autoren. Und stand er auch nicht in Einklang mit den Gelehrten seiner Zeit, so konnte er sich doch auf Platon (427-347 v. Chr.) berufen, für welchen, wie für Grynaeus, Mathematik und Geometrie Mittel zur Erkenntnis waren. (29)

(D) Der Theologe

Nun wurde, vor allem im vorangehenden Teil, der dem Humanisten Simon Grynaeus galt, auch schon so

manches an kritischer Würdigung des Theologen Grynaeus deutlich. Zudem entsteht und mag der Eindruck bestehen, Grynaeus habe fast mehr kirchenpolitisch gewirkt (was allerdings ohne theologisch-wissenschaftliche Vergewisserung kaum sinnvoll möglich ist) denn als wissenschaftlicher Theologe, was freilich vor allem den damaligen Zeitumständen und der Kürze seines Lebens geschuldet war. Deshalb vermag das Kapitel über den Theologen gerafft ausfallen. Zudem waren es mehr seine philologischen Arbeiten, die ihm internationales Ansehen einbrachten. Zwar hatte sich Simon Grynaeus bereits 1521 während seiner Tätigkeit in Buda (Budapest, Ofen) dem Luthertum angenähert, bald aber sich weitaus mehr dem Zwinglianismus zugehörig gewusst. 1525 disputierte er mit Johannes Brenz (1499-1570), einem überzeugten Anhänger Luthers aus Württemberg, auf dem Schloss der Herren von Gemmingen zu Guttenberg am Neckar über das Abendmahl, welches das zeitlich früheste Abendmahlsgespräch war. Simon Grynaeus hat, was sein Abendmahlsverständnis anlangt, immer mehr einer symbolischen Deutung zugeneigt und nicht einem Sakramentsrealismus. Im Kern geht es bei dieser Kontroverse um die Frage, ob Christus im Abendmahl substantiell gegenwärtig ist oder lediglich geistlich anwesend. Bedeutet das „ist“ (lateinisch „est“) in den Einsetzungsworten („das ist mein Leib, das ist mein Blut“) tatsächlich ein „ist“ (lateinisch „est“), was eine Realpräsenz Christi in den Elementen Brot und Wein mit sich bringt, so die lutherische, aber auch die römisch-katholische Auffassung (substanzielle Gegenwart) oder lediglich ein „bedeutet“ (lateinisch: „significat“), so die Auffassung der Schweizer Reformation (Ulrich Zwingli, spirituelle Gegenwart Christi). Zu einer Einigung ist es darüber nicht gekommen. (Erst die Leuenberger Konkordie von 1973 meint darin Einigung erzielt zu haben, so dass nach dieser Lehrübereinkunft gegenseitige Kanzel- und Abendmahls-gemeinschaft zwischen den lutherischen und reformierten Kirchen Europas möglich ist.) In Basel hatte Si-

mon Grynaeus neben einer Professur für Griechisch später auch eine theologische inne, für Neues Testament. Damit waren ihm, spätestens ab 1536, vermehrt auch kirchlich-theologische Aufgaben gestellt. Zusammen mit Heinrich Bullinger (1504-1575), Oswald Myconius (+ 14.10.1552) und anderen verfasste Grynaeus 1536 das Erste Helvetische Bekenntnis (Confessio Helvetica Prior), was allerdings eine eminent theologische Aufgabe und Herausforderung darstellte; dieses wurde von den zur Reformation übergegangenen deutschschweizerischen Orten angenommen. Ist dies auch ein reformiertes Bekenntnis, so war Simon Grynaeus dennoch bestrebt, die Schweizer zur Annahme der Wittenberger Konkordie von 1536 zu bewegen. Die Wittenberger Konkordie war das Ergebnis von Einigungsverhandlungen in der Abendmahlsfrage. Nach etlichen Verhandlungen, die, von Martin Bucer angestoßen, bereits auf dem Reichstag zu Augsburg (1530) begannen, kam es dann 1536 zur endgültigen Formulierung der Wittenberger Konkordie. In der Abendmahlsfrage blieb diese indes, weil sie aufgrund von Kompromissen formuliert wurde, ambivalent, auch wenn sie in ihrer Grundhaltung die lutherische Abendmahlsauffassung enthält, weshalb „die ganze Konkordie ein Schein war“ (Walther Köhler). (Kirchen)Politisch gesehen ermöglichte sie jedoch oberdeutschen Städten den Anschluss an den Schmalkaldischen Bund, in welchem Landgraf Philipp von Hessen (1504-1568) eine starke Stellung einnahm, der jedoch im Schmalkaldischen Krieg (1546/47) dem kaiserlichen Heer unterlag. Simon Grynaeus hatte, das geht daraus hervor und das entspricht durchaus süddeutschem Naturell, einen eher ausgleichenden, vielleicht sogar zusammenführenden Charakter. Beim süddeutschen Philipp Melanchthon lässt sich Vergleichbares anhand der Verhandlungen zum Augsburger Bekenntnis (1530) beobachten, der damit ein Auseinanderfallen der Kirche an sich verhindern wollte, dies aber nicht konnte. Um der Einheit willen konnte Grynaeus seine gewonnene eher reformier-

te/zwinglianische denn lutherische Überzeugung auch zurückstellen. Als „Vermittlungstheologe“ konnte er freilich für Religionsgespräche zwischen den sich ausbildenden reformatorischen Kirchen als geeignet gelten. Zusammen mit Martin Bucer (Straßburg, 1491-1551) war er an den Verhandlungen zu deren Annahme 1536 beteiligt. In den Jahren 1536 bis 1538 setzte er sich, unterstützt von Melanchthon, seinem Freund seit der Schulzeit in Pforzheim, für die Einigung zwischen den zwinglianischen Schweizern und „Oberdeutschen“ auf der einen und den lutherisch orientierten auf der anderen Seite ein, wozu es jedoch nicht kam, wiewohl dafür Grynaeus nicht verantwortlich zu machen ist. Im Oktober 1540 war Simon Grynaeus als Abgeordneter Basels am Wormser Religionsgespräch beteiligt, das, wie auch andere, der kirchlichen Einheit dienen sollte.

Das Wormser Religionsgespräch fand vom 25. November 1540 bis 17. Januar 1541 statt. Kaiser Karl V. schickte seinen Minister Nicolas de Granvelle nach Worms, der zwischen katholischen und protestantischen Theologen vermitteln sollte. Während der Konvent über Verfahrensfragen diskutierte, beauftragte Granvelle eine kleine Theologengruppe, in Geheimverhandlungen gemeinsame Lehrartikel zu verfassen, die auf dem im Juni 1541 stattfindenden Regensburger Reichstag als kaiserlicher Konsentext vorgestellt werden sollten. Die auf einen Ausgleich zwischen Katholiken und Protestanten bedachten Theologen Martin Bucer, der als Berater Philipps von Hessen großen Einfluss hatte, sowie der von Erasmus von Rotterdam geprägte katholische Reformator Johannes Gropper erarbeiteten 27 lateinische Artikel, das so genannte Wormser Buch, in dem ein weitreichender Konsens über zentrale Lehrfragen (Sünde und Rechtfertigung, Kirche, Sakramente und Zeremonien) formuliert wurde. Das Wormser Buch wurde 1541 auf dem Regensburger Reichstag dann in einer im Sinne der römisch-katholischen Kirchenlehre redigierten Fassung vorgelegt. (Fortsetzung folgt)

Termine und Exkursionen

Die Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung im Oktober und November

OKTOBER

Mittwoch, 14. Oktober 2015: Filmabend: „Die NS-Zeit in bewegten Bildern“. Seltene Filmaufnahmen aus dem Zollernalbkreis mit Dorothea Reuter.

Das Dritte Reich war neben dem Ersten Weltkrieg der folgenschwerste Zeitabschnitt der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert. Im Zollernalbkreis haben sich Filmaufnahmen aus den Jahren 1933 bis 1939 erhalten, die eindrucksvoll dokumentieren, in welchem Maße der Nationalsozialismus in alle Lebensbereiche Eingang gefunden hatte. In Ebingen wurde der Kreisparteitag im Juni 1939 im Film festgehalten, ebenso die Aufmärsche am 1. Mai 1935 in Onstmettingen und am 1. Mai 1939 in Winterlingen. Private Aufnahmen aus dem Jahr 1933 belegen ebenfalls die Allgegenwärtigkeit des Nationalsozialismus und seiner Symbole. Die Aufnahmen werden zum Teil erstmals in der Öffentlichkeit präsentiert.

19.30 Uhr. Stadtbücherei Albstadt-Ebingen, Johannesstr. 5. Teilnahme frei.

NOVEMBER

Mittwoch, 11. November 2015: Häftlingsschicksale: Das Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am kalten Markt im Jahr 1933 mit Dr. Michael Walther.

Eines der ersten deutschen Konzentrationslager, beschönigend wurde es auch „Schutzhaftlager“ genannt, entstand Mitte März 1933 auf dem Truppenübungsplatz Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Bis zu seiner Schließung im Dezember desselben Jahres wurden dort mehrere tausend Gegner der Nationalsozialisten eingesperrt, gedemütigt und gefoltert. Darunter befanden sich auch viele Männer aus dem heutigen Zollernalbkreis, vor allem aus Tailfingen und Ebingen, aber auch aus Balingen, Heselwangen und Engstlatt. Auch aus dem damaligen Hohenzollern waren mehr Personen im Konzentrationslager auf dem Heuberg eingesperrt, wie wohl bisher angenommen. Weshalb wurden diese Menschen verhaftet und wer waren die Verantwortlichen? Gibt es Gründe weshalb die Verhaftungswellen im damaligen Oberamt Balingen schon im März 1933 stattgefunden haben? Ein interessanter Teilaspekt ist, dass viele der späteren Heuberghäftlinge zunächst in Orts- und Bezirksgefängnissen eingesperrt waren. So saßen viele Tailfinger und Ebingener Häftlinge im Balingener Oberamtsgefängnis – ein noch heute existierendes Gebäude in der Balingener Innenstadt, das aber aus dem öffentlichen Gedächtnis weitgehend verschwunden ist. Anhand von Quellenfunden aus dem Kreisarchiv, den Stadtarchiven Albstadt und Balingen sowie dem Sigmaringer Staatsarchiv soll diesen Fragen nachgegangen werden. Im zweiten Teil des Vortrags wird auf den Leidensweg einzelner „Schutzhäftlinge“ eingegangen: den Tailfingern Reinhold Gonser und August Bitzer, dem Ebingener Karl Lang, dem Balingener Max Schuster sowie Bürgern aus Engstlatt, Heselwangen und den hohenzollerischen Gemeinden Steinhofen und Thanheim. 20.00 Uhr, Balingen, Landratsamt Zollernalbkreis (Sitzungs-saal), Hirschbergstr. 29, Eintritt frei.

STAMMTISCHE

Jeweils am ersten Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Thaddäus Lang der Ebingener Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstr. 67, 72458 Albstadt-Ebingen, Telefon (0 74 31) 4188.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Str. 4, 72461 Albstadt, Telefon 07432-6807. Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Bei allen Veranstaltungen und Vorträgen der Heimatkundlichen Vereinigung sind Gäste jederzeit herzlich willkommen.

Der Autor dieser Ausgabe

Walter Rominger
Mehlbaumstraße 148
72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Apolda und die Wende

Von Herbert Friedrich

Anlässlich 25 Jahren deutscher Einheit veröffentlichen wir einen Ausschnitt aus der Dokumentation „Partnerschaften-Partnerschaften-Freundschaften“ von Herbert Friedrich.

Im Jahr 1988 fing es in den Satellitenstaaten der UdSSR da und dort plötzlich an zu rumoren. Einzelne Gruppierungen lehnten sich gegen die Unterdrückung der Bevölkerung auf. Die Menschen sehnten sich nach freien, demokratischen Wahlen. Sie wollten Reisefreiheit. Zunächst fing es in Polen mit einem Besetzungstreik auf der Danziger Schiffswerft an. Diese Ereignisse sind mit dem Begriff der Gewerkschaft Solidarnosc und mit dem Namen Lech Walesa, dem Gewerkschaftsführer, Friedensnobelpreisträger und späteren Präsidenten Polens verbunden. Zum ersten Mal wurde am 6. Februar 1989 ein Runder Tisch eingeführt, einer Gesprächsbasis des Gewerkschaftsführers mit der Regierung.

Auch in Ungarn gärte es. Am 2. Mai 1989 beseitigten ungarische Grenzsoldaten den Stacheldraht an der ungarisch-österreichischen Grenze. Der Eiserne Vorhang öffnete sich ein kleines Stück. Die Bilder jener Aktion gingen um die Welt.

DDR-Bürger nutzten ihre Urlaubsreisen in die Ostblockländer, um zu versuchen, über eine Flucht in die dortigen Bonner Botschaften in die Bundesrepublik ausreisen zu können. Am 13. August 1989 musste die Botschaft in Budapest wegen Überfüllung geschlossen werden. Von dort wollten 181 DDR-Bürger ausreisen.

Zur gleichen Zeit nutzten etwa 600 Urlauber aus der DDR das Fest der „Panneuropa-Union“ bei Sopron zur Flucht aus Ungarn. Tausende flohen seit Wochen über die grüne Grenze nach Österreich.

Die Bilder aus der Botschaft der Bundesrepublik in Prag stehen uns noch vor Augen. Sie musste am 22. August 1989 geschlossen werden, weil 140 DDR-Bürger darin Zuflucht gesucht hatten. Hunderte von Flüchtlingen kletterten über den Zaun in den Garten der Botschaft. Unvergessen ist die Nacht, als Außenminister Hans-Dietrich Genscher vom Balkon der Botschaft verkündete, dass die in die Botschaft Geflüchteten in die Bundesrepublik ausreisen dürften.

Dann schienen die Dämme nach und nach zu brechen. Am 11. September 1989 öffnete die ungarische Regierung ungeachtet der Verträge mit Ostberlin die Grenze. Innerhalb von drei Tagen reisten 15000 Deutsche aus der DDR über Ungarn und Österreich in die Bundesrepublik. Und am 1. Oktober trafen 6000 DDR-Flüchtlinge aus Prag und 8000 aus Warschau in der Bundesrepublik ein.

Drei Tage später fand das Gespräch zwischen Michail Gorbatschow und Erich Honecker statt, bei dem der berühmte Satz fiel: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“. Dies war das Aufbruchsignal für die Opposition in der DDR. In Ostberlin, Leipzig, Dresden und anderen Städten demonstrierten Zehntausende für Freiheit und Reformen. Dabei wurden Hunderte verhaftet und verprügelt.

Am 9. Oktober zogen in Leipzig nach den Montagsfriedensgebeten in den Kirchen 70 000 Menschen über den Karl-Marx-Ring. Es war die größte Demonstration seit dem 17. Juni 1953. „Wir sind das Volk – keine Gewalt“ riefen die Menschen tausendfach in Sprechchören. (Diese Daten sind dem Band von Christian Zentner (Hrsg.) „Der Tag der Einheit – Deutschland am 3. Oktober 1990“, Lingen Verlag, Köln 1990 entnommen).

Dieses aufregende Geschehen verfolgten wir da-



Pastorin Beate Stöckigt (links) aus Apolda mit Hannelore Stöckigt, der „Mutter Stöckigt“

Foto: Privat

mals jeden Abend am Fernsehen. Wir bekamen glänzende Augen, als wir die Züge mit den Flüchtlingen durch die DDR fahren sahen. Hatten wir doch selbst durch die vielfältigen Kontakte nach Dresden, Apolda und Hildburghausen die Zustände in der DDR mit erlebt. Niemand glaubte daran, dass sich der Eiserne Vorhang je einmal heben könnte.

Mitten hinein in diese aufregende Zeit fiel wieder einmal eine Gemeindebegegnung in der Partnergemeinde. Am Wochenende vom 1. bis 3. September 1989 reiste eine Gruppe nach Apolda. Dort trafen wir Betroffenheit und Aufregung an. Ein junges Gemeindeglied, Bläser im Posaunenchor, war von seiner Urlaubsreise nach Ungarn nicht wieder nach Hause zurückgekehrt. Man nahm an, dass er wie die vielen anderen über die österreichische Grenze in die Bundesrepublik ausgereist war. Der junge Mann sollte als Solist bei der bevorstehenden Posaunen-Feierstunde auftreten. Sein Name stand auf den Plakaten, die zum Konzert einluden.

Inzwischen hatten die Eltern des nicht wieder heimgekehrten Ungarn-Urlaubers Kleidung und Wäsche zusammen gepackt, die wir mitnehmen sollten. Es wurde vermutet, dass er bei Freunden des CVJM in Esslingen auftauchen würde (was dann auch so war). Auch seine Trompete sollte den Weg in die Bundesrepublik antreten. Das Instrument konnte aber nur mitnehmen, wer auch verstand darauf zu spielen. Man wusste ja nie, ob man an der Grenze aufgefordert würde, darauf einige Töne hervor zu bringen. Wir bekamen ein Paket mit Bekleidung und Wäsche.

Es kam der 9. November. An jenem Tag, abends um 18.15 Uhr, gab Günter Schabowski, der ZK-Sekretär für Information, vor fragenden Journalisten bekannt, alle DDR-Bewohner könnten über sämtliche Grenzübergänge nach Westberlin und in die Bundesrepublik reisen. Noch in der Nacht eilten Zehntausende nach Westberlin und feierten Wiedersehen. Die Menschen stiegen auf die Mauer vor dem Brandenburger Tor. Auch wir saßen vor dem Fernsehgerät und verfolgten das Ge-

schehen, die übergelücklichen DDR-Bürger, die in ihren Trabis über die bisher für sie hermetisch abriegelten Grenzstationen „in den Westen“ fuhren.

Nicht nur für die Politiker war es eine aufregende und hektische Zeit. Auch wir, die wir über Jahrzehnte hinweg die Partnerschaften gepflegt hatten, waren plötzlich gefragte Leute sowohl bei benachbarten Gemeinden als auch bei der Albstädter Stadtverwaltung. So finde ich zum Beispiel in meinem Terminkalender von 1990 unter dem Datum vom 12. Januar die Eintragung: „20.00 Uhr Stiegel – Gespräch Apolda“. Ich erinnere mich, der damalige Gemeindepfarrer in Tailfingen auf Stiegel, Dr. Johannes Fischer, und ich hatten zu dieser Runde eingeladen. Es ging sowohl um die Vorbereitung der für das Wochenende vom 14. bis 17. Juni geplanten Gemeindebegegnung Chambéry – Apolda – Albstadt, als auch um eine kommunale Partnerschaft, die sich damals anbahnte. Wenige Tage später, am 17. Januar, hatte ich nämlich am Spätnachmittag im Rathaus Ebingen eine Unterredung mit Oberbürgermeister Hans Pfarr. Die Spitze der Stadtverwaltung und die Vorsitzenden der Gemeinderatsfraktionen wollten in Kürze nach Apolda reisen um dort Hilfestellung im Aufbau einer Gemeindeverwaltung leisten. Die Delegation wollte im bekannten Hotel Elefant in Weimar nächtigen. Doch dies war nicht

möglich. Ich wurde daher gebeten, bei unseren Partnern in Apolda um Quartiere für die Herren zu bitten.

Zwei Tage später, am 19. Januar, brachen meine Frau und ich zusammen mit dem Ehepaar Hans und Melanie Retter zu einem privaten Wochenendbesuch nach Thüringen auf. Wir wollten gerade in dieser Zeit, die man später „Wende“ nennen sollte, uns ein Bild von der Situation im Umbruch vom SED-Staat zur Demokratie westdeutscher Prägung machen. Zwei Dinge fielen uns damals besonders auf: Zum einen, da und dort waren schwarz-rot-goldene Fahnen aufgesteckt. Sie wiesen in der Mitte ein rundes Loch auf. Das Emblem des in den letzten Zügen liegenden Arbeiter- und Bauernstaates, Hammer, Zirkel und Ährenkranz, war he-

rausgeschnitten. Zum anderen, die Menschen äußerten sich freier, und wir meinten, auch die Fenster in den Häusern wären jetzt offener als früher.

Wir besuchten unsere Bekannten. Wir nahmen, wie üblich, am Sonntag am Gottesdienst in der Martinskirche teil. Ganz privat lief unser Besuch jedoch nicht ab. Wir hatten ja den Auftrag, Quartiere für die Delegation aus Albstadt zu besorgen und den Weg zu ebnen für die geplanten Gespräche. Pfarrer Eisenhut war der Vorsitzende des „Runden Tisches“ in Apolda.

Nach dem Vorbild aus Polen wurde in der DDR auf Initiative der Gruppe „Demokratie Jetzt“ im Zuge der friedlichen Revolution ein „Runder Tisch“ auf höchster politischer Ebene eingerichtet. In der Folge wurden nach seinem Vorbild eine Vielzahl Runder Tische auf unterschiedlichen Ebenen bis hin zur kommunalen Ebene eingerichtet, die in der Regel bis zu den Kommunalwahlen am 6. Mai 1990 arbeiteten. Die Vorsitzenden waren weitgehend evangelische Geistliche (Quelle: Wikipedia).

Mit Pfarrer Eisenhut hatten wir den kompetenten Ansprechpartner. Wir fuhren nach Hause mit der Zusage, dass die Albstädter Kommunalpolitiker bei unseren Freunden und Bekannten unterkommen könnten. Bei einem zweiten Gespräch auf dem Rathaus habe ich Oberbürgermeister Hans Pfarr gleich nach unserer Rückkehr am 23. Januar entsprechend unterrichtet.

Nur wenige Tage dauerte es, da weilte eine kleine Gruppe von der Apoldaer Stadtverwaltung unter der Leitung des damaligen Bürgermeisters Goller in Albstadt (es war jener Herr Goller, der im gleichen Haus wie die Sporns, unsere jahrzehntelangen persönlichen Partner, in der Rudolf-Breitscheid-Straße wohnte und dessentwegen wir unser Gepäck immer erst in der Nacht ausladen durften. Ich gab ihm Grüße an seine Mitbewohner mit. Am 8. Februar fand abends im Hotel Post in Tailfingen ein Gespräch mit diesen Herren statt. Es wird wohl wieder um den geplanten Besuch gegangen sein, vor allen Dingen um die Inhalte der Hilfestellung für den Aufbau der Verwaltung. Am Nachmittag des darauf folgenden Tages wurde die Öffentlichkeit in einem Pressegespräch über den Besuch der Delegation und den Inhalt der Gespräche unterrichtet.

Der Besuch in Apolda ist zustande gekommen. Eine handschriftliche Notiz ist erhalten aus der hervorgeht, wo die sechs Mitglieder der Delegation in Apolda untergekommen sind. Hannelore Stöckigt, die Mutter von Pastorin Stöckigt, wollte den Fahrer ins Quartier nehmen. „Von den Chauffeuren erfährt man am meisten“, meinte sie. Es war der Fahrer des Oberbürgermeisters Strauß. Ob er ihr wohl viel Interessantes erzählt hat? Auf jeden Fall hat sie stets ein gastliches Haus geführt. Oft sind wir bei ihr und Ihrer Tochter in der Heynestraße eingekehrt. Oft hat sie einen oder mehrere Gäste im Quartier gehabt. Wir nannten sie „Mutter Stöckigt“.

Oberbürgermeister Hans Pfarrer und seine Beamten vom Ebingen Verwaltungsrathaus und vom Tailfinger Baurathaus müssen die kommunalen Bediensteten in Apolda sehr intensiv geschult haben. Paul Richter, der langjährige Baudezernent von Apolda, erzählt heute noch sehr begeistert von jener Zeit. Er bekommt glänzende Augen, wenn er davon berichtet. Dabei hebt er vor allen Dingen die Verdienste von Hans Pfarr hervor.

Die Albstadt-Straße im Neubaugebiet von Apolda erinnert an die kurze Zeit in der zwischen den beiden Stadtverwaltungen enge Verbindungen bestanden. Umgekehrt ist in Albstadt niemand auf die Idee gekommen, eine Straße nach der Partnergemeinde in Thüringen zu benennen.

Im Mai 1990 würde Pfarrer Eberhard Blum 63 Jahre alt werden, Zeit nach den sieben Dienstjahren als 1. Pfarrer der Martinskirche in Ebingen an den Ruhestand zu denken. Auf dem Ferienwaldheim war die alte Baracke mit Küche, Büro und Waschanlagen verschwunden. Ein neues Haus mit großem Saal, geräumiger Küche und Schlafgelegenheiten im Dachgeschoss war entstanden. Am Palmsonntag 1989 war als letztes Glied im Ensemble des Gemeindezentrums an der Danneckerstraße die Emmauskirche eingeweiht worden. Sogar einen Glockenträger und einen offenen Kamin im Gemeindeforum hatte der Bau bekommen, obwohl beides anfangs von der Oberkirchenbehörde nicht genehmigt war. Dies waren die markanten Bauaufgaben, die der geschäftsführende Pfarrer neben seiner theologischen und seelsorgerlichen Tätigkeit in diesen Jahren hier zu bewältigen hatte.

Auf Sonntag, 17. Juni 1990 war der Abschiedsgot-

tesdienst festgesetzt. Bei dieser Gelegenheit sollte ein Traum von Eberhard Blum Wirklichkeit werden. Er hatte sich vorgestellt, dass eines Tages je ein Bus mit Gemeindegliedern aus Osten und aus Westen, aus Apolda und aus Chambéry, hier ankommen würden. Die politische Situation rückte diesen Wunsch nun in die Nähe des Machbaren. Beim Januar-Besuch in Apolda hatten wir dort die Einladung zu einem Gemeindebesuch in Ebingen persönlich ausgesprochen. Die Gemeindeglieder samt ihren Ehepartnern, die Pfarrer, die kirchlichen Mitarbeiter und die Sängerinnen und Sänger des Kirchenchors sollten an der Reise teilnehmen. Auch das Programm für die Tage stand im wesentlichen schon fest.

Eine intensive Zeit der Vorbereitung begann. Wie würde die Gemeindegruppe aus Apolda hierher kommen? Wer würde die Fahrt finanzieren? Wo würden die Gäste alle unterkommen? Noch gab es in Deutschland zwei Währungen, die Deutsche Mark und die Ostmark. Man müsste ein Omnibus-Unternehmen in Oberfranken, nahe der einstigen Zonengrenze finden, mit dem die Gruppe nach Albstadt reisen konnte. Ich wandte mich an die Stadtverwaltungen von Selbitz, Münchberg und Hof. „So wie die Gespräche bisher laufen, wird mit einer Delegation von etwa 60 Personen gerechnet. Wir halten es nicht für angebracht, wenn sich die Leute in einem Trabi-Konvoi zu uns auf den Weg machen. Wir könnten uns vielmehr vorstellen, daß sich ein Busunternehmen in Ihrer Stadt oder deren Umgebung finden läßt, das die Reisenden am Donnerstag, 14.06.90 vormittags in Apolda abholt und hierher nach Albstadt bringt. . . . Wäre es Ihnen möglich diese Beschreibung unserer Planung an die in . . . und Umgebung ansässigen Busunternehmen weiterzuleiten, mit der Bitte mir ein Angebot für diese Fahrt zu unterbreiten“, heißt es in Briefen, die am 27. Januar 1990, also kurze Zeit nach dem Gespräch im Gemeindezentrum Auf Stiegel in Tailfingen und nach unserem Apolda-Besuch abgeschickt wurden. Vom Omnibusunternehmen Frankwald-Vogel in Selbitz erhielten wir dann Anfang Februar ein Angebot für einen „29 Sitzer Bus“ und einen „50 oder 54/55 Sitzer Bus“ zum Gesamtpreis von 5280 DM. Nachdem der Engerer Rat des Gesamtkirchengemeinderates den Beschluss gefasst hatte, dieses Unternehmen mit dem Transport der Gäste zu beauftragen, und auch die Evangelische Kirchengemeinde Tailfingen dieser Lösung zugestimmt hatte, wurde der Auftrag erteilt. „Mit gleicher Post senden wir die schriftliche Bestellung ab. Die beiden Kirchengemeinden teilen sich die Kosten. Die Stadt Albstadt hat sich bereit erklärt, den im Programm für Freitag, 15.06.90 vorgesehenen Ausflug zu finanzieren“, teilte Pfarrer Blum der „Evangelischen Kirchengemeinde Apolda z.Hd. von Frau Pastorin Beate Stöckigt“ am 13. März 1990 mit.

Schon am 31. Januar waren die „lieben Schwestern und Brüder in der Kirchengemeinde Apolda“ und die „lieben Schwestern und Brüder der Eglise Réformée in Chambéry“ zur Gemeindebegegnung im Juni eingeladen worden. In den Briefen war bereits das ausführliche Programm für die Tage aufgeführt. Absender der Schreiben waren das IV. Evang. Pfarramt Tailfingen und die Evangelische Gesamtkirchengemeinde Ebingen.

Ein historisches politisches Ereignis fiel in jene Wochen, in denen wir intensiv mit der Vorbereitung der Gemeindebegegnung beschäftigt waren: Die Volkskammerwahlen am 18. März 1990. Die ersten wirklich freien Wahlen. In den Tagen zuvor, am 12. März, richtete Pfarrer Blum das folgende Schreiben an Superintendent Zierold in Apolda:

„Verehrter, lieber Herr Zierold!

In diesen Tagen sind unsere Gedanken oft „drüben“. Wie gerne wollten wir zum Telefon greifen, nachfragen, teilnehmen. . . . Weil das noch immer kaum möglich ist, bitten wir Sie auf diesem Weg recht herzlich, am kommenden Sonntag Ihre Gemeinde in Apolda von uns zu grüßen:

„Liebe Schwestern und Brüder, liebe Freunde in Apolda! Wir wünschen Ihnen zu diesem bedeutungsvollen Tag einen klaren Blick, ein mutiges Herz und die Kraft des Heiligen Geistes. In unseren Gedanken und Gebeten begleiten wir Sie an die Wahlurnen und hoffen mit Ihnen auf eine gute, sinnvolle Zukunft. Daß auf diesem Wege die Liebe Gottes mehr und mehr Gestalt gewinne, dazu wollen wir an unserem Teil auch künftig gerne beitragen. Im Namen der evangelischen Gemeinden in Ebingen grüßt Sie und freut sich herzlich auf ein Wiedersehen in der neugewonnenen Freiheit. Ihr Pfarrer Blum“

Wir freuen uns in der Tat auf die Möglichkeit eines ersten „Gegenbesuchs“, von dem wir so lang geträumt haben. Ihnen und Ihrer Familie, allen Kollegen und Mitarbeitern in der Gemeinde viel Kraft zum Durchhalten, und einen herzlichen Gruß, auch von meiner Frau und allen Ebinger Freunden, die Sie kennen und mich um diesen Gruß gebeten haben!

Ihr E. Blum“

Als am Abend des 18. März bekannt wurde, dass die „Allianz für Deutschland“ - so hieß das Wahlbündnis der Ost-CDU und ihr nahestehender Ostparteien - die Wahl mit 47,79 Prozent der Stimmen gewonnen hatte, erklärte Bundeskanzler Helmut Kohl damals: „Diese erste wirklich freie und direkte Wahl in der DDR ist ein historisches Ereignis. . . . Es ist die erste wirklich freie Wahl seit 58 Jahren. Die Ereignisse in der DDR - die wohl friedlichste Revolution in der Geschichte der Deutschen - hat es möglich gemacht, daß es zu dieser freien Wahl kam“. Im Wahlkampf sind ihm am 20. Februar 1990 auf dem Erfurter Domplatz auch diese Sätze über die Lippen gekommen: „Ich habe heute früh in einer dreistündigen Konferenz mit mehr als 50 der wichtigsten Repräsentanten der deutschen Wirtschaft aus der Bundesrepublik gesprochen. Wir haben gemeinsam überlegt, was wir tun können. Was ich jetzt sage, ist nicht nur meine Botschaft: Wenn die Rahmenbedingungen gesetzt sind, wenn die notwendigen gesetzgeberischen Maßnahmen getroffen sind, dann werden nicht nur Hunderte, sondern Tausende von investitionsbereiten Unternehmern - von Großunternehmen bis hin zum Handwerk - aus der Bundesrepublik hierher kommen, und gemeinsam mit Ihnen werden wir hier in kurzer Zeit ein blühendes Land schaffen“ (Quelle: Ralph Hartmann: „Die erste wirklich freie Wahl“, veröffentlicht in Ossietzky Zweiwochenschrift für Politik / Kultur / Wirtschaft 5/2005). Es ist etwas anders gekommen. Heute, zwanzig Jahre danach, liegt die Arbeitslosenquote in den neuen Bundesländern immer noch um einiges höher als in den alten Bundesländern.

Aber nun zurück zur Gemeindebegegnung. In Apolda hatte Kantor Armin Unger und Pastorin Beate Stöckigt die Organisation des Unternehmens übernommen. Es ging eine erste Liste mit den Namen und Anschriften der Teilnehmerinnen und Teilnehmer hier ein. Darauf wurde erwähnt, wer bereits Kontakte zu Familien in Ebingen oder Tailfingen hatte. Diese erste Aufstellung enthielt 81 Personen, die in Privatquartieren untergebracht werden mussten, zuzüglich zwei Busfahrer. Wenig später kam eine zweite Liste, begleitet von einem Brief von Armin Unger, in dem er Erläuterungen zur Gästeliste gab. Sie umfasste bereits 98 Namen. „Wir hoffen, daß Sie nicht einen Schlag bekommen, wenn Sie die 98 Apoldaer unterbringen müssen“, meinte Unger in seinem Schreiben. Wenn ich mir diese Aufstellung heute ansehe, so stehen mir viele Gemeindeglieder aus Apolda vor Augen, mit denen wir jahrelange Bekanntschaften und Freundschaften pflegten. Viele davon sind inzwischen verstorben. Die Kinder sind erwachsen und haben wahrscheinlich längst wieder eine Familie gegründet.

Colas Geissert, die Kontaktperson zwischen der Eglise Réformée in Chambéry

- 7 -

und den Kirchengemeinden in Ebingen und Tailfingen, übermittelte mir telefonisch die Namen der Teilnehmer aus der französischen Partnerstadt. Insgesamt 22 Personen wollten sich auf den Weg zu uns machen in zwei Gruppen.

So war also mit zusammen 120 Gästen zu rechnen. Wir waren eifrig damit

beschäftigt, Quartiere für alle zu finden. Im Gemeindebrief und in den Abkündigungen der Gottesdienste wurde um Gastgeber geworben. Unzählige Telefonate wurden geführt. Es wurden in Tailfingen und Ebingen genügend Gastgeber gefunden. Manche Bewerber gingen sogar leer aus.

Und dann waren sie plötzlich da, die Busse mit den Gästen aus Apolda und die Autos mit den Gästen aus Chambéry. Viele waren zum ersten Mal in Albstadt. Freudige Begrüßung. Bei anderen war es ein Wiedersehen. Manche sahen sich in jenen Nachmittagsstunden des Fronleichnamstages 1990 zum ersten Mal. Schwäbische, thüringische und französische Laute vermischten sich miteinander. Den Abend verbrachten die Angekommenen in den Gastfamilien.

Es kam der Höhepunkt dieser bewegenden Tage: Der

Festgottesdienst mit der Abschiedspredigt von Pfarrer Eberhard Blum. Die Orgelempore konnte die Sängerinnen und Sänger der Chöre aus Apolda, Chambéry, Tailfingen und Ebingen und die Musizierenden kaum fassen. Als das Glockengeläut verstummt war, setzte die Sinfonia für Orgel solo und Orchester aus der Ratswahlkantate von Johann Sebastian Bach ein. An der Orgel saß Armin Unger, dessen Finger hurtig über die Tasten glitten, um die Bach'schen Achtel- und Sechzehntelläufe im großen Kirchenschiff der Martinskirche zum Klingen zu bringen. Dann setzte der mächtige Chor, begleitet von den Instrumenten ein: „Wir danken dir, Gott, wir danken dir und verkündigen deine

Wunder“. Als diese wunderbare Musik verklungen war, trat ich an den Altar und begrüßte die große Gemeinde:

„Liebe festliche Gottesdienstgemeinde, liebe Gäste aus Nordost und Südwest, aus Thüringen und Savoyen, liebe Gäste aus Tailfingen, liebe Ebinger Gemeinde, könnte ein Gottesdienst wie dieser heute morgen noch treffender begonnen werden als mit den jubelnden Klängen eines J.S. Bach: „Wir danken dir, Gott, wir danken dir und verkündigen deine Wunder“? An diesem Tag und in dieser Stunde geht unser Dank an den lebendigen Gott. Er hat es möglich gemacht, daß wir hier beisammen sind, die Jungen und die Alten, die Gäste und die Gastgeber, Prediger, Liturgen, Beter, Sänger und Musiker. In diesen Wochen und Monaten stehen wir vor dem großen Wunder, daß Grenzmauern, Stacheldrahtzäune und Wachttürme gefallen sind. Wir stehen vor dem großen Wunder, daß Menschen, die jahrzehntelang getrennt voneinander gelebt haben, ungehindert zusammenkommen können. Wir stehen vor dem Wunder, daß Christen, die französisch sprechen und Christen, die deutsch sprechen, sich umarmen und sich freuen, daß sie sich begegnen.

In diesen Dank, daß wir hier beisammen sind durch Gottes große Güte, stimmen wir nun gemeinsam ein. Es ist das auf dem Programmblatt abgedruckte Lied der Thüringer Liederdichterin aus dem 17. Jh. Amalie Juliane Reichsgräfin von Schwarzburg-Rudolstadt.

Pfarrer Blum predigte über die Verse aus 5. Mose 6,4+5: „Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR allein. Und du sollst den HERRN, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“ Dazu hatten die Gottesdienstbesucher die Reproduktion einer Baumscheibe mit Lebensringen vor Augen, in die der Reutlinger Künstler K.A. Pfänder die Konturen des Bootes hineingeritzt hatte, in dem Jesus mit seinen Jüngern auf dem vom Sturm bewegten See Genezareth schläft.

Nach dem Segen, den der scheidende Pfarrer auf seine Gemeinde und die Gäste aus Nah und Fern gelegt hatte, erhob Kirchenmusikdirektorin Brigitte Wendeborg noch einmal den Taktstock. Ein zweites Mal erklang der Eingangschor der Ratswahlkantate, diesmal aber unterlegt mit den Worten „Dona nobis pacem“, der Bitte um den Frieden. Was in dieser Weise noch nie stattgefunden hatte: Zum Abschiedsempfang von Pfarrer Blum und seiner Frau war die große Festhalle ausgewählt worden.

Dies war dann auch der Endpunkt dieser ersten Begegnung der Gemeinden Chambéry, Apolda und Albstadt nach der Wende. Vor der Festhalle standen die Busse bereit zur Abfahrt. Wie noch mehrmals in der Zukunft, konnten sich Gäste und Gastgeber kaum trennen. Sie lagen sich in den Armen. Die Letzten stiegen nach mehrmaliger Aufforderung ein. Die Türen der Busse schlossen sich. Weiße Taschentücher wurden gezückt, um den Abfahrenden noch zu winken. Manche Träne im Augenwinkel wurde wohl auch verstohlen abgewischt. Die Busse waren endgültig unseren Blicken entschwunden. Wir räumten in der Festhalle auf. Zu

Hause kamen wir in aufgekratzter Stimmung an. Jedes erzählte von seinen Eindrücken dieser unvergesslichen Tage. Diese erste Gemeindebegegnung fand großen Widerhall sowohl in der örtlichen Presse als auch in der kirchlichen Presse. Im „Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg“ vom 22. Juli 1990 erschien ein Bericht aus meiner Feder.

Im „Zollern-Alb-Kurier vom 25. Juli 1990 erschien eine Spalte:

„Nach dem Besuch Dank aus Apolda

Dieser Tage erreichte die Stadtverwaltung ein Schreiben der Evangelischen Kirche Apolda, in dem die Apoldaer den Bürgern Albstadts für die Gastfreundschaft beim Besuch der Kirchengemeinde Apolda in Albstadt dankte: „Nachdem wir nun alle wieder wohlbehalten nach Apolda zurückgekehrt sind, möchte ich Ihnen im Namen der Kirchengemeinde Apolda, der Pfarrer und Mitarbeiter herzlich danken für die erwiesene Gastfreundschaft in Albstadt. Es war für alle ein großes Ereignis und die Verwirklichung eines Traumes, von dem wir nie zu hoffen gewagt haben, daß er jemals wahr werden wird. Wir bedanken uns für die interessanten Informationsmappen über die Stadt, den Ausflug zur Burg Hohenzollern – einem bedeutenden Ort gemeinsamer deutscher Geschichte – und für den Empfang im Rathaus.

Lassen Sie mich als „Apoldaerin“ Ihnen auch einmal danken für alle Hilfe, die Sie der Stadt Apolda gewähren. Ich denke, am wichtigsten sind für uns Sachkenntnisse und Erfahrungen, die Sie in Albstadt beim Aufbau Ihrer Verwaltungsstrukturen gewonnen haben. Unsere Kommunalpolitiker haben jetzt alle Hände voll zu tun, denn es liegt so vieles im Argen. Da bleibt keine Zeit, um neue Dinge selbst zu entwickeln, und wir sind dankbar, wenn wir „Bewährtes“ von Ihnen übernehmen können. In herzlicher und dankbarer Verbundenheit, Ihre Beate Stöckigt.“

Großer Gelehrter, kleiner Reformator

Im Blickpunkt: Simon Grynaeus (1492-1541) – Von Walter Rominger, Teil 2

(E) Zur Ergänzung: Zwei weitere wichtige Persönlichkeiten aus der nahen Verwandtschaft des Simon Grynaeus: dessen Neffe Thomas Grynaeus und Großneffe Johann Jakob Grynaeus

Aus Simon Grynaeus' naher Verwandtschaft kamen zwei bedeutende Gelehrte und Kirchenmänner: Vater und Sohn, Simon Grynaeus Neffe und Großneffe: Thomas Grynaeus und Johann Jakob Grynaeus. Diese beiden Gelehrten und Männer der Kirche erreichten unbeschadet all ihre theologischen, auch philologischen/pädagogischen und kirchlichen/kirchenpolitischen Bedeutung nicht mehr diejenige von Simon Grynaeus. Von daher ist es keineswegs verwunderlich, dass sie in (gängiger) theologischer Fachliteratur, die im Folgenden in Auswahl vorgestellt wird, nicht mehr die Beachtung finden, wie ihr Onkel bzw. Großonkel, ob schon selbst dieser in bekannten und überregionalen (theologischen) Fachorganen zu wenig berücksichtigt wird.

(a) Kurzer Überblick zu beiden in ausgewählter theologischer Fachliteratur

Im „Reformatorenlexikon“ von Robert Stupperich werden beide nicht aufgeführt. Das mag unter anderem damit zusammenhängen, dass sie erst späteren Generationen angehörten. Johann Jakob Grynaeus (1540-1617) ist bereits der frühen altprotestantischen Orthodoxie zuzurechnen. In „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ werden beide nur kurz behandelt (wie übrigens Simon Grynaeus auch). (30) Innerhalb einer sehr alten Monographie von 1842 hat C. B. Hundeshagen Thomas Grynaeus abgehandelt: „Die Konflikte des Zwinglianismus, Luthertums und Calvinismus in der Bernischen Landeskirche von 1532-1558“. Zu dessen Sohn Johann Jakob Grynaeus liegt außer dessen Behandlung in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (31) eine Behandlung innerhalb der von den beiden Basler Kirchenhistorikern Max Geiger und Ernst Steahelin verfassten Monographien aus den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts vor: Max Geiger, „Die Basler Kirche und Theologie im Zeitalter der Hochorthodoxie“, 1952; Ernst Steahelin, „Amandus Polanus von Polansdorf“, 1955.

Daran, dass es zwei Basler Kirchenhistoriker waren, die Johann Jakob Grynaeus behandelt haben, erhellt, dass diesem vor allem lokale Bedeutung zugeschrieben wird, die zudem – so könnte man weiter daraus folgern – in der Vergangenheit liegt und für die Gegenwart als scheinbar so gut wie unerheblich betrachtet wird, was genauso für dessen Vater Thomas Grynaeus zutreffen dürfte.

(b) Thomas Grynaeus

Thomas Grynaeus (1512-1564) war der Neffe von Simon Grynaeus, den dieser aus Veringen nach Basel zur Ausbildung holen ließ. 1536 wurde er als Lehrer für Griechisch Nachfolger von Simon Sulzer (1508-1585) an der hohen Schule in Bern. Infolge des Berner Sakramentsstreits kam er Ende 1546 um seine Stelle, obwohl er sich in der reformierten Schweiz nur heimlich der lutherischen Richtung anschloss, und ging ans Pädagogium in Basel. An der Durchführung der Reformation in Baden unter Markgraf Karl von Baden hatte Simon Sulzer den größten Anteil, der, ohne seinen Posten am Pädagogium in Basel aufzugeben, als Superintendent in Baden wirkte und 1556 die Kirchenvisitation durchführte. Mit der Einführung der Reformation in Baden wurde Thomas Grynaeus Schlossprediger und Superintendent zu Röteln im Wiesental.

(c) Johann Jakob Grynaeus

Johann Jakob Grynaeus (1540-1617), der Sohn des Thomas Grynaeus, erblickte in Bern das Licht der Welt, besuchte Schule und Universität Bern, bevor er dann 1559 Vikar und 1565 Nachfolger seines Vaters in Röteln wurde. 1563/1564 hatte er in Tübingen den Doktorgrad erworben. War er auch ursprünglich Schüler und Anhänger Simon Sulzers und Jakob Andreaes (1528-1590) und als solcher Vertreter der Ubiquitätslehre (32), so brachten ihn patristische Studien dazu, der lutherischen Abendmahlslehre sowie der Konkordienformel (1577), der abschließenden Bekenntnisformel des Luthertums der Reformation, abzusagen. In den Jahren 1584 bis 1586 oblag ihm die Restauration der Universität Heidelberg, allerdings auf reformierter Grundlage. Auch konnte er zur Festigung der Reformation in der Pfalz beitragen. Als er 1586 Nachfolger Simon Sulzers und Professor für Neues Testament in Basel

wurde, beendete er die durch diesen angestrebte Annäherung an das Luthertum. Der Basler Kirche drückte er den calvinistischen Charakter auf und gab deshalb die von Simon Sulzer noch unterdrückte Erste Basler Konfession von 1534 heraus. Vor allem förderte er den Zusammenschluss des schweizerischen Protestantismus.

Hauptsächlich benutzte Literatur:

- Herbert Rädle, Lernen aus der Geschichte? Der Humanist Simon Grynaeus aus Veringendorf über den Nutzen historischer Lektüre, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte, hg. v. Hohezollerischen Geschichtsvereine Sigmaringen, 20. Band – der ganze Reihe 107. Band, 1984, S. 9-15, zitiert: Rädle I. - Diesem Aufsatz verdankt der Autor wesentliche Informationen und Einsichten.
- Herbert Rädle, Zum Gedenken an den vor 450 Jahren gestorbenen Simon Grynaeus (1493-1541), in: Hohenzollerische Heimat, 1991, S. 46, zitiert: Rädle II.
- RGG³, Tübingen 1957ff., Bd. 2 (1958), Sp. 1898.
- Robert Stupperich, Reformatorenlexikon, Gütersloh 1984, S. 91.
- Fachwörterbuch Theologie, hg. v. Johannes Hanselmann, Samuel Rothenberg, Uwe Swarat, Wuppertal 1987.

Abkürzungen:

- ADB: Allgemeine deutsche Biographie
- NDB: Neue Deutsche Biographie
- RE: Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (3. Aufl., Leipzig 1896-1913)
- RGG: Die Religion in Geschichte und Gegenwart (3. Aufl., Tübingen 1957-1965)
- ZHohenzollG.: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte, hg. v. Hohenzollerischen Geschichtsvereine Sigmaringen

Endnoten:

- (1) Herbert Rädle, Zum Gedenken an den vor 450

Jahren gestorbenen Simon Grynaeus (1493-1541), in: Hohenzollerische Heimat, 1991, S. 46; im Folgenden zitiert: Rädle II.

- (2) Reformatorenlexikon, S. 31.
- (3) Herbert Rädle, Lernen aus der Geschichte? Der Humanist Simon Grynaeus aus Veringendorf über den Nutzen historischer Lektüre, in: ZHohenzollG., Bd. 20, 1984, S. 9; im Folgenden zitiert: Rädle I.
- (4) Rädle I, S. 9.
- (5) RGG³, Bd. 2, Sp. 1898.
- (6) ADB, Bd. 10 (1879), S. 72f.
- (7) NDB, Bd. 7 (1906), S. 241f.
- (8) RE, Bd. 7 (1899), S. 281f.
- (9) Wolf-Dieter Hauschild, Lehrbuch der Kirchen- und Dogmengeschichte, Bd. 2: Reformation und Neuzeit, 3. Aufl. Gütersloh 1999, S. 130, 265, 381.
- (10) Thommen, Geschichte der Universität Basel (1532-1632), Basel 1889, S. 109-113.
- (11) G. Gauss, Basler Jahrbuch, 1911, S. 88-130.
- (12) Brockhaus Universallexikon A-Z, in 26 Bänden, Leipzig 2003, hg. u. bearb. von der Brockhaus-Lexikonredaktion.
- (13) Rädle I, S. 9-16.
- (14) ZHohenzollG 22. Bd., (1986), S. 41-44.
- (15) Rädle II, S. 46.
- (16) Herbert Rädle nennt davon eine ganze Anzahl. Rädle I, S. 10: Als vergleichbare Beispiel seien, speziell aus dem süddeutschen Raum, angeführt: der deutsche Erzhumanist Konrad Celtis, Sohn eines fränkischen Weinbauern; der Hauptvertreter des

- Elsässer Humanismus Jakob Wimpfeling, Sohn eines Sattlermeisters; der Gastwirtssohn Sebastian Brant (seit 1500 Stadtschreiber in Straßburg); der zum Heidelberger Humanistenkreis gehörige Winzersohn Johannes Trithemius; ferner der aus den Vogesen stammende Matthias Ringmann Philesius, Dichter und Bauernsohn ebenso wie die zum Erfurter Humanistenkreis gehörigen Eobanus Hessus und Euricius Cordus.
- (17) Artes liberales (lat.), die sieben freien Künste (Trivium, Quadrivium). „Trivium“ (lat.) „Dreiweg“; im Universitätswesen des Mittelalters die drei unteren Fächer: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, denen sich das „Quadrivium“ anschloss: Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie.
- (18) Am Basler Münster waren immer wieder bedeutende (reformierte) Theologen als Prediger tätig. Für das 20. Jahrhundert ist an den unvergessenen Karl Barth (1886-1968) und dessen langjährigen (theologischen) Freund und Weggefährten Eduard Thurneysen (1888-1974), sowie an Walter Lüthi zu erinnern.
- (19) Zitiert nach Rädle I, S. 11.
- (20) Zitiert nach Herbert Rädle, Zum Gedenken an den vor 450 Jahren gestorbenen Simon Grynaeus (1493-1541), in: Hohenzollerische Heimat, 1991, im Folgenden zitiert Rädle II; lateinischer Text ebd., Anm. 2.
- (21) Rädle II, S. 46, Anm. 1.
- (22) Rädle I, S. 11, Anm. 4.
- (23) Ebd.

- (24) „Denn die Sprachen sind die Scheide, darinnen das Schwert des Geistes steckt.“ „So kann auch die griechische Sprache wohl ‚heilig‘ heißen, weil sie vor andern dazu erwählt ist, dass das Neue Testament darin geschrieben wurde. ... Und lasst uns gesagt sein, dass wir das Evangelium ohne die Sprachen nicht gut behalten werden ...“, in: „An die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes, dass man Kinder zur Schule halten soll“, 1524.
- (25) RE, Bd. 7, Leipzig 1890, S. 219.
- (26) Siehe hierzu: Über den Nutzen der Historienlektüre. Simon Grynaeus an den Leser, Rädle I, S. 12-15. Textvorlage dafür war das Exemplar der fürstlich Hohenzollerischen Hofbibliothek Sigmaringer von 1573.
- (27) Vgl. Rädle I, S. 12.
- (28) Disserendi vis penes dialecticam est quidem, sed obscura tantisper, donec mathematicarum disciplinarum claritate iuventur. Fol. A 4r, zitiert nach Rädle I, S. 12.
- (29) Platon, Politeia 526 a-e; siehe Rädle I, S. 12.
- (30) RGG³, Bd. 2, Sp. 1898.
- (31) RE³, Leipzig 1896-1913, Bd. 7 (1899), S. 219f.
- (32) Ubiquitätslehre: Allgegenwart Gottes, speziell die Anschauung Luthers: Da Jesus Christus nach seiner Erhöhung teilhat an der Allgegenwart Gottes, kann er auch im Heiligen Abendmahl gegenwärtig sein, können also „der wahre Leib und das wahre Blut unseres Herrn Jesu Christi“ überall genossen werden.

Veranstaltungen und Exkursionen

Die Termine der Heimatkundlichen Vereinigung im November und Dezember

NOVEMBER

Mittwoch, 11. November 2015: Häftlingsschicksale: Das Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am kalten Markt im Jahr 1933 mit Dr. Michael Walther.

Eines der ersten deutschen Konzentrationslager, beschönigend wurde es auch „Schutzhaftlager“ genannt, entstand Mitte März 1933 auf dem Truppenübungsplatz Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Bis zu seiner Schließung im Dezember desselben Jahres wurden dort mehrere tausend Gegner der Nationalsozialisten eingesperrt, gedemütigt und gefoltert. Darunter befanden sich auch viele Männer aus dem heutigen Zollernalbkreis, vor allem aus Tailfingen und Ebingen, aber auch aus Balingen, Heselwangen und Engstlatt und Geislingen. Auch aus dem damaligen Hohenzollern waren mehr Personen im Konzentrationslager auf dem Heuberg eingesperrt, wie wohl bisher angenommen. Weshalb wurden diese Menschen verhaftet und wer waren die Verantwortlichen? Gibt es Gründe weshalb die Verhaftungswellen im damaligen Oberamt Balingen schon im März 1933 stattgefunden haben? Ein interessanter Teilaspekt ist, dass viele der späteren Heuberghäftlinge zunächst in Orts- und Bezirksgefängnissen eingesperrt waren. So saßen viele Tailfinger und Ebinger Häftlinge im Balingen Oberamtsgefängnis – ein noch heute existierendes Gebäude in der Balingen Innenstadt, das aber aus dem öffentlichen Gedächtnis weitgehend verschwunden ist. Anhand von Quellenfunden aus dem Kreisarchiv, den Stadtarchiven Albstadt und Balingen sowie dem Sigmaringer

Staatsarchiv soll diesen Fragen nachgegangen werden. Im zweiten Teil des Vortrags wird auf den Leidensweg einzelner „Schutzhäftlinge“ eingegangen: den Tailfingern Reinhold Gonser und August Bitzer, dem Ebinger Karl Lang, dem Balingen Max Schuster sowie Bürgern aus Engstlatt, Heselwangen, Geislingen und den hohenzollerischen Gemeinden Steinhofen und Thanheim.

20 Uhr, Balingen, Landratsamt Zollernalbkreis (Sitzungssaal), Hirschbergstr. 29, Eintritt frei.

DEZEMBER

Donnerstag, 10. Dezember 2015: Jahresrückblick 2015 und Ausblick 2016 – Vortrag: 70 Jahre Frieden – Kriegsende und Nachkriegszeit im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises 1945 – 1949 von Dr. Andreas Zekorn.

Zum Jahresende gibt der Vorsitzende der Heimatkundlichen Vereinigung Dr. Andreas Zekorn zunächst einen Rückblick auf die Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung im laufenden Jahr und stellt kurz das neue Programm für das Jahr 2016 vor. Dieses Programm besitzt das Schwerpunktthema „Migration“, das aus unterschiedlichen historischen und insbesondere auch aktuellen Perspektiven behandelt werden wird.

Der nachfolgende Vortrag von Dr. Zekorn nimmt Bezug auf das Schwerpunktthema der Heimatkundlichen Vereinigung 2015: „70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs“. Das mittlere und westliche Europa darf sich einer 70-jährigen Friedensperiode in Dankbarkeit erfreuen. Dies bietet Anlass, die Anfänge dieser Periode in unserer Region ins Auge zu fassen. Mit dem Einmarsch französischer Truppen im April 1945 endete der vom nationalsozialistischen Unrechtsregime begonnene Zweite Weltkrieg in den Landkreisen Balingen und Hechingen. Die Situation war anfänglich chaotisch und der Kriegszustand ging erst allmählich in den Besatzungszustand über. Einer Phase der totalen Kontrolle durch die örtliche französische Militärregierung folgte im Juli 1947 eine Phase der überwachten Emanzipation, die bis September 1949 währte. In diesem Gesamtzeitraum sahen sich Deutsche und Franzosen vor einer Unzahl an Problemen gestellt: Ernährung, Entnazifizierung, Demilitarisierung, Versorgung der durch den Krieg versprengten Menschen, wie ehemalige KZ-Häftlinge, Zwangsarbeiter oder auch evakuierte deutsche Zivilpersonen, der all-

mähliche demokratische Wiederaufbau von unten, Wiederaufbau der Wirtschaft und nicht zuletzt die Versorgung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen – diese und zahlreiche andere Aufgaben waren in der Nachkriegszeit zu bewältigen. Wie diese Probleme erfolgreich gelöst wurden, steht im Zentrum des Vortrags, der damit auch hinsichtlich der akuten Flüchtlingsproblematik eine gewisse Aktualität erlangt.

18Uhr, Balingen, Landratsamt Zollernalbkreis (Sitzungssaal), Hirschbergstr. 29, Eintritt frei

STAMMTISCHE

Jeweils am 1. Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebinger Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstr. 67, 72458 Albstadt-Ebingen; Tel.: (0 74 31) 41 88.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Str. 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07. Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Bei allen Veranstaltungen sind Gäste willkommen.

Die Autoren dieser Ausgabe

Herbert Friederich
Schloßbergstraße 23,
72458 Albstadt-Ebingen

Walter Rominger,
Mehlbaumstr. 148,
72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 1145

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Wirkungsorte Hartmann von Aues ?

Waren die Hohenberger Mäzene des Dichter? – Von Hans Harter (Teil 1)

Dass der Oberhohenberg einst ein politisches Machtzentrum war, ist bis heute nachvollziehbar. Die exponierte Lage der Burg auf dem zweithöchsten Gipfel der Schwäbischen Alb (1011 m ü. NN) beeindruckt ebenso wie ihre noch sichtbaren Reste: Zwei tief in den Bergrücken eingeschnittene Halsgräben, der Achteckgrundriss eines repräsentativen Turms der Zeit um 1200 sowie die beachtliche Grundfläche von 40 x 80 m der Kernburg, wo verschüttete Keller auf palastartige Steinbauten schließen lassen.

Die ersten Grafen von Hohenberg

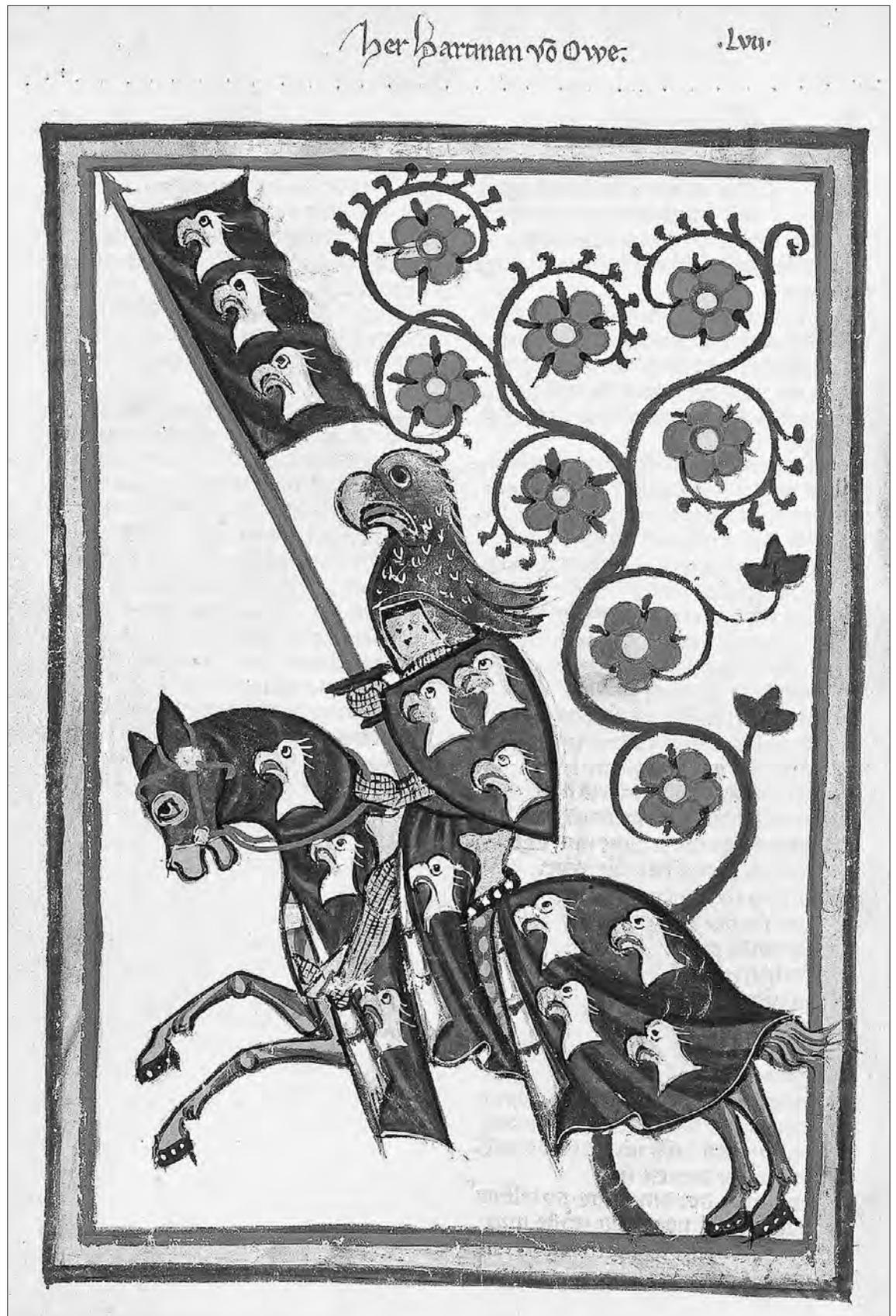
Die Aussage, dass hier eine „größere Grafenburg der Stauferzeit“ bestand,⁽¹⁾ findet ihre Bestätigung im Auftreten zweier hochadliger Brüder, die sich nach ihr benannten. Sie sind 1179 erstmals belegt, als „comes Burkardus de Hohenberg et frater suus comes Fridericus“ und Zeugen einer in Konstanz ausgestellten Urkunde Kaiser Friedrichs I. Barbarossa.⁽²⁾ Dort trafen sie sich 1183 nochmals mit dem Stauferherrscher,⁽³⁾ dem sie ihre Machtstellung verdankten: Durch das Aussterben der Grafen von Haigerloch fand am oberen Neckar eine territorialpolitische Neuordnung statt, bei der sie die dortigen Reichslehen erhielten, mit dem Auftrag, dieses Kerngebiet Schwabens im Interesse der Staufer zu wahren.⁽⁴⁾

Dafür trennten sich die beiden Brüder um 1179 familiär von ihren Vettern, den Grafen Bertold und Friedrich von Zollern, und begründeten unter dem Namen „von Hohenberg“ ein eigenes Geschlecht sowie eine kühn gelegene, neue Stammburg. Ihr Selbstverständnis spricht auch aus dem Bild des Siegels, das Graf Burkard 1190 führte: Es zeigt einen gewappneten Reiter, der eine Fahnenlanze trägt. Sie symbolisiert ein Reichslehen, das seinen Inhaber zum Fürstenstand gehören ließ. Dies unterstreicht die Umschrift „BURCHARDUS COMES DE ZOLLRE GRA(t)A D(e)I“, die den Reichsfürsten vorbehalten war.⁽⁵⁾

Als solche verkehrten die Hohenberger am Hof des Herrschers, wo ihr „Rat und Hilfe“ gefragt war, nicht zuletzt beim großen Kreuzzugsunternehmen, zu dem Friedrich I. Barbarossa 1189 aufbrach. Explizit nicht belegt, ist es aber doch wahrscheinlich, dass auch der Hohenberger Burkard mitzog: Für ihn fehlen genau im Zeitraum 1189/90 die Belege, während sein Bruder ohne ihn auftrat.⁽⁶⁾ Außerdem gab es wohl eine Familienüberlieferung für die Kreuzzugsteilnahme, die ein Jahrhundert später der in hohenbergischen Diensten stehende Dichter Johann von Würzburg in sein Epos ‚Wilhelm von Österreich‘ einbrachte: Hier trägt der „grave Tolrr“, dessen Geschlecht man „von Hohenberch“ nennt, bei der Belagerung von Akkon die Reichsfahne und bewährt sich als Held.⁽⁷⁾ Im Juli 1191 war Graf Burkard wieder zurück und privilegierte das Kloster Bebenhausen.⁽⁸⁾

Graf Friedrich von Hohenberg mit König Heinrich VI. in Italien

Gute Beziehungen hatten die beiden Hohenberger auch zu König Heinrich VI., dem schon als Kind zum Nachfolger gekürten Sohn Barbarossas. Ihn kannten sie seit ihrem Aufenthalt in Konstanz 1183, und wohl war Graf Friedrich zu der 1186 in Mailand gefeierten Hochzeit Heinrichs mit Konstanze, der Erbin des Königreichs Sizilien, geladen. Dies erschließt sich aus dem Zug des Königs durch Mittelitalien, der auf das prunkvolle Fest folgte und den der Hohenberger in seinem



Hartmann von Aue im Codex Manesse.

Gefolge mitmachte. Er scheint zu den Vertrauten Heinrichs VI. gehört zu haben, dessen Italienzug nicht nur herrscherlichen Aufgaben galt: Im Gefolge des jungen Königs finden sich mit Ulrich von Gutenburg und Friedrich von Hausen zwei bekannte Minnesänger, so dass in der animierenden Lebenskultur Italiens wohl auch Musik und Dichtung gepflegt wurden. Mit Markgraf Bonifaz von Montferrat stieß außerdem ein Fürst zur königlichen Gesellschaft, der ein Förderer der provenzalischen Dichtkunst und ihrer Troubadoure war.⁽⁹⁾

So erhält die Italienreise Heinrichs VI. 1186/87 auch eine literaturgeschichtliche Dimension: Der König war ja selber dichterisch tätig, wobei sein „Lied I“ von romanischen Traditionen geprägt ist, wie sie Friedrich von Hausen vertrat.⁽¹⁰⁾ Somit bieten sich für die Entstehung seiner Strophen jene Monate in Italien an, als die Sänger von Hausen und von Gutenburg am Königshof weilten. Auch Friedrich von Hohenberg scheint in die Gesellschaft gepasst zu haben, wiewohl von ihm literarische Ambitionen, anders als von seinem Nachkommen Albrecht (II.),⁽¹¹⁾ nicht bekannt sind.

Dafür, dass auch den ersten Hohenbergern Dichtung und Gesang nicht fremd waren, sprechen familiäre Prägungen: Ihr Vater, der Zollerngraf Burkhard (II.), heiratete Ita von Schala aus einer österreichischen Grafenfamilie. Durch ihre Mutter Sophia, eine Babenbergerin, brachte sie die Verwandtschaft zu den Herzögen von Österreich mit. Väterlicherseits stammte sie aus dem Familienverband der bayerischen „Sieghardinger“ bzw. „Tengelinger“,⁽¹²⁾ die ihrerseits als „literaturhaltig“ gelten: Von ihnen wurde in den 1160er-Jahren der Dichter des Epos ‚König Rother‘ gefördert, und der ‚Kürenberger‘, Verfasser von um 1160-1180 entstandenen Strophen, wird als Graf Sieghard von Schala († um 1191/92) identifiziert.⁽¹³⁾ Er war ein Bruder der Gräfin Ita, die Hohenberger waren also seine Neffen, was sie in eine literarische Umgebung stellt. So konnte die Italienreise Graf Friedrichs auch von seiner Seite einen „kulturellen Touch“ gehabt haben, auf dem seine enge Beziehung zu König Heinrich VI. möglicherweise überhaupt beruhte.

Die Grafen von Hohenberg am Hof Heinrichs VI.

Ob dies auch für die weiteren Aufenthalte sowohl Burkards als auch Friedrichs von Hohenberg am Hof des 1191 zum Kaiser gekrönten Staufers galt, sei dahingestellt. Jedenfalls fanden sie sich bis 1193 regelmäßig bei ihm ein, auch außerhalb Schwabens: 1189 in Speyer, 1190 in Wimpfen, 1192 in Hagenau, Würzburg und Lüttich, 1193 in Speyer und Kaiserslautern,⁽¹⁴⁾ wobei der jeweilige Anlass nicht erkennbar ist. Es dürften jedoch kaum die Rechtsgeschäfte gewesen sein, die sie unter die Zeugen aufnehmen ließen, sondern ihre gewollte Präsenz am Hof, an dem sie sichtbar Rang und Ansehen hatten. Dass an ihm Literatur und Dichtung auch weiterhin gepflegt wurden, zeigt die Nennung des ‚Rubertus ioculator regis‘ / ‚Spielmann des Königs‘ 1189 in Speyer, der die Assoziation von Festen und ritterlich-höfischem Leben erweckt. Ihn kannte auch Graf Friedrich von Hohenberg, der damals am Königshof weilte.⁽¹⁵⁾

Ein großes Ereignis war die Ankunft Graf Philipps von Flandern im September 1190 in der Pfalz Wimpfen, auf dem Weg ins Heilige Land. Ihm ging nicht nur der Ruf voraus, der tüchtigste Ritter Frankreichs zu sein, sondern auch einen Hof zu führen, der an „Bedeutung und Glanz alle anderen“ überragte.⁽¹⁶⁾ An ihm wirkte der Epiker Chrétien de Troyes, Verfasser altfranzösischer Artusromane wie ‚Erec et Enide‘, ‚Yvain‘ und ‚Perceval‘. Sie fanden alsbald den Weg nach Deutschland, wo Hartmann von Aue (‚Erec‘, ‚Iwein‘) und Wolfram von Eschenbach (‚Parzival‘) sie bearbeiteten und ins Deutsche übertrugen.

Auf welchem Weg diese Autoren in den Besitz der entsprechenden Handschriften kamen, ist nicht klar. Als Möglichkeit wird auf den Aufenthalt Graf Philipps, des letzten Gönners Chrétiens, in Wimpfen verwiesen, zumindest für Wolfram von Eschenbach, dessen Gönner Graf Poppo von Wertheim und Rupert von Dürn ihn dort trafen.⁽¹⁷⁾ Dies setzt voraus, dass Philipp Abschriften der Werke mit sich führte, zur Repräsentation, als Geschenke oder auch zur Weitervermittlung, was nicht unwahrscheinlich ist, heißt es doch, dass er mit „reicher Ausrüstung und großem Gefolge“⁽¹⁸⁾ nach Wimpfen kam. Dies erlebte dann auch der dort gleichfalls anwesende Hohenberger Friedrich, der bei der Gelegenheit den als großen literarischen Mäzen geltenden Graf von Flandern kennengelernt haben wird.

Die Liste der Gönner und Dichter, die die Hohen-



Reitersiegel Graf Burkards I. von Hohenberg (um 1190).

Quelle: Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 474 U 44, Siegel

berger am Königs- bzw. Kaiserhof trafen, lässt sich verlängern. So durch den Minnesänger Blioger von Steinach, der wie Graf Friedrich 1193 in Kaiserslautern war. Oder durch Bischof Wolfer von Passau, im März 1193 in Speyer und Dienstherr des Lyrikers Albrecht von Johansdorf; zu ihm standen auch der Dichter des Nibelungenlieds und der Sänger Walther von der Vogelweide in naher Beziehung. Hier weilte Herzog Leopold (V.) von Österreich, ein Vetter zweiten Grads der Hohenberger und Gönner des Sängers Reinmar der Alte, der zum jähen Tod des Herzogs 1194 eine eindringliche ‚Witwenklage‘ verfasste. Dass der fränkisch-bayerische Gönnerkreis des Dichters Wolfram von Eschenbach um die Grafen von Dürn, Wertheim und Aabenberg am Herrscherhof verkehrte, ist ebenso belegt, wie die Anwesenheit Graf Emichs von Leiningen, der seinerseits französische Literatur nach Deutschland vermittelte. Sie kannten die Hohenberger genauso wie die Grafen von Loon, Kleve und Geldern, die an ihren niederrheinischen Höfen das Rittertum besonders pflegten. Ihnen begegnete Graf Burkard 1192 in Lüttich, im kulturell hochstehenden Flandern, in dem Rittertum und höfische Lebensformen in Blüte standen.⁽¹⁹⁾

Von den „Rittern vom Hennegau oder aus Brabant oder vom Haspengau“ hatte auch der schwäbische Dichter Hartmann von Aue schon gehört: Um 1195 lässt er seinen jugendlichen Helden Gregorius sagen, dass er sie an ritterlicher Haltung noch übertreffen wollte.⁽²⁰⁾ Insgesamt spielte der Hof des Staufers Heinrich VI., an dem die Hohenberger 1186 bis 1193 verkehrten, für ihre politische Ausrichtung und Betätigung eine zentrale Rolle. Doch war hier offenbar auch ein literarisches Kommunikationszentrum, an dem sich Dichter, Sänger und ihre Gönner zusammenfanden.

Burg Oberhohenberg – ein Ort ritterlich-höfischer

Kultur?

Hinweise darauf, dass die Hohenberger Burkard und Friedrich die ritterlich höfische Kultur, die sie am Herrscherhof erlebten, auch auf ihren Wohn- und Herrschaftssitz übertrugen, gibt es jedoch nicht. Während ersterer 1193 verstarb, unter Hinterlassung der Söhne Burkard (II.) und Albrecht, ist auch sein Bruder nur bis 1195 nachzuweisen.⁽²¹⁾ Belege für eine gehobene institutionelle Ausstattung ihrer Burg finden sich seit dem frühen 13. Jahrhundert: in Gestalt der ministerialischen Ämter von Truchseß und Marschall, in der Person des Burgdienste leistenden Burkard von Hohenberg, in der eines Notars sowie des Priesters der dem hl. Nikolaus geweihten Burgkapelle.⁽²²⁾

Neben der Lage, Größe und baulichen Ausstattung des Oberhohenberg lassen auch diese Ämter auf eine anspruchsvolle Hofhaltung schließen. Sie dürfte es hier bereits im endenden 12. Jahrhundert gegeben haben, als auch die Grafen generell Hofämter einrichteten. So wird schon zu Lebzeiten der ersten Hohenberger hier eine Hofgesellschaft bestanden haben, mit Ansprüchen an Komfort, Kurzweil und Kultur, wie sie Graf Burkard (II.) 1225 in seinem Siegel zum Ausdruck brachte: Es zeigt einen Gewappneten mit eingelegter Lanze, nicht in der Schlacht, sondern im Turnier, was eine enge Verbindung zum Rittertum signalisiert.⁽²³⁾ Der Oberhohenberg scheint um 1200 tatsächlich nicht nur ein machtpolitisches, sondern auch ein höfisches Zentrum gewesen zu sein, wo ritterliche Kultur in allen ihren Ausprägungen gepflegt wurde: Jagd, Turnier, Spiel, gehobene Unterhaltung mit Dichtung, Gesang und Musik.

Zur Hofgesellschaft gehörten auch die Ministerialen und Lehensleute, die außerhalb der zentralen Burg mit herrschaftlichen Aufgaben betraut waren, sich jedoch regelmäßig auf ihr einfanden. Zu ihnen gehörte



Kaiser Heinrich VI. als Sänger. Miniatur, in: Weingartner Liederhandschrift (um 1310/1320).

Quelle: Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB XIII, Seite 1

ein „Hermannus de Owe“ mit Sitz in Obernau am Neckar, wo noch als stattlicher Überrest aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts der 16 m hohe, kreisrunde „Römerturm“ besteht.⁽²⁴⁾ 1245 erstmals und 1258 als „miles de Owe“ in Hohenberger Urkunden belegt, gehörte er zu ihren Dienst- und Lehensmannen.⁽²⁵⁾ Seine Funktionen hatte er an dem Neckarort, wo er über eine Burg verfügte, nach der er sich von Aue bzw. Owe benannte.

Der Dichter Hartmann von Aue – ein biografisches Rätsel

Die Zubenennung des Hermann „von Owe“ lässt an den mittelhochdeutschen Dichter Hartmann „von Aue“ denken, dessen Lebenszeit eine Generation vor diesem angesetzt wird, um 1160 bis 1210/20. Sein literarisches Schaffen umfasst 18 Minne- und Kreuzlieder sowie vier Verserzählungen („Erec“, „Gregoris“, „Iwein“, „Der arme Heinrich“), mit denen er zu den bedeutendsten Autoren der sog. „mittelhochdeutschen Klassik“ um 1200 gehört.⁽²⁶⁾ Dennoch gibt es von ihm keine urkundlichen Nennungen, allein Selbstzeugnisse, mit denen er sich in seinen Werken vorstellt: Als „ritter“ und „dienstman“, der er „ze Ouwe“ war; als „von Ouwe Hartman“; als Hartmann, der „was ein Ouwaere“.⁽²⁷⁾ Damit ordnet er sich bei den „Rittern“ bzw. Dienstmannen ein, mit Sitz in einem „Aue“, das ihm und seiner Familie den Namen „Auer“ / „von Aue“ gab. Dass Hartmann „von der Swäbelande“ war, sein Aue also im damaligen „Schwaben“ lag, berichtet um 1220/30 der Dichter Heinrich von dem Türlin.⁽²⁸⁾ In einigen seiner Lieder würdigt Hartmann auch den „Herrn“, dem er diente, doch ohne seinen Namen zu nennen.

Damit sind die Hauptprobleme genannt, die die Hartmann-Forschung seit mehr als anderthalb Jahr-

hunderten umtreiben: Das „Ortsrätsel“, die exakte Lokalisierung seiner „Aue“, sowie die „Gönnerfrage“, die Suche nach seinem Dienstherrn, der ihm den Freiraum und die materielle Ausstattung für seine dichterische Tätigkeit einräumte und der mit dem „Herrn“ identisch sein dürfte. Ohne dieses zentrale Wissen um den „Sitz im Leben“, um die soziale und politische Existenz Hartmanns, ist das Verständnis seines Werks mit seinen Bezügen, Anspielungen und vielschichtigen Interpretationsmöglichkeiten nur schwer möglich.

Im Südwesten, mit dem „von der Swäbe lande“ gemeinhin gleichgesetzt wird, findet sich der Ortsname „Aue“ öfters. So wurden schon Owen unter Teck, die Reichenau, Weißenau bei Ravensburg, Eglisau bei Schaffhausen, Au bei Freiburg sowie Obernau als „Hartmanns-Aue“ in Anspruch genommen.⁽²⁹⁾ Eine Einengung und Entscheidung erscheint jedoch möglich, unter folgenden Prämissen:

1. Um 1220/30, als Heinrich von dem Türlin seine regionale Lokalisierung Hartmanns machte, meinte „Schwaben“ nicht mehr das umfassende Stammesgebiet des 10. Jahrhunderts: Seit der Aufspaltung des Herzogtums im sog. staufisch-zähringischen Ausgleich 1098 verengte sich der politische und landschaftliche Begriff auf das staufisch beherrschte Innerschwaben nördlich des Bodensees und östlich des Schwarzwalds.⁽³⁰⁾ Schon deshalb scheidet Eglisau aus der Diskussion aus und muss auch Au im Hexental bei Freiburg seine derzeit favorisierte Stellung einbüßen, die es ohnehin nur der Prominenz der Herzöge von Zähringen als möglichen Mäzenen Hartmanns verdankt.⁽³¹⁾

2. Die Suche nach geeigneten Au-Orten kann nicht nur den häufigen Orts- und Flurnamen in den Blick nehmen (und wegen seiner Vielzahl resignieren), sondern muss berücksichtigen, dass die Zubenennung

Hartmanns als „von Ouwe“ eine Örtlichkeit meinte, von der herrschaftliche Funktionen ausgingen, etwa ein befestigter Hof oder eine Burg. So fallen auch Owen unter Teck sowie die Klöster Reichenau und Weißenau aus dem Raster, für die keine derartigen Einrichtungen mit entsprechenden adligen oder niederadligen Namensträgern belegt sind.⁽³²⁾

Obernau am Neckar: die Hartmann'sche Aue?

Beide Kriterien treffen jedoch auf Obernau am Neckar zu, das - inmitten des Machtbereichs des staufischen Herzogs von Schwaben - sich auch als alter herrschaftlicher Ort erweist: Latinisiert „de Augia“ wurden bereits 1095 die Namen der Brüder Gerbold und Werner unter den Zeugen der Klostergründung in Alpirsbach genannt. Sie waren Edelfreie, deren Sitz gleichfalls schon die Burg in Obernau war. Dem entspricht deren Baugeschichte, die in der heutigen Ruine eine ältere Turmhügelburg des 11. Jahrhunderts als Vorgängerin erfasst. Diese „älteren Herren von Ow“ sind bis 1140 nachzuweisen, danach besteht eine hundertjährige Überlieferungslücke. Erst 1245 erscheint der „Ritter“ Hermann von Ow, und zwar als Dienst- oder Lehensmann der Grafen von Hohenberg. Er wurde der Stammvater der „jüngeren“, bis heute blühenden von Ow, wobei von einer familiären Kontinuität zu den älteren Herren auszugehen ist.⁽³³⁾

Diese zeitliche Lücke ist nun genau die Phase, in der, etwa seit 1170, die Hohenberger ihre Herrschaft am oberen Neckar aufbauten, wodurch alteingesessene Adlige unter Druck gerieten. Wollten sie ihre politische Existenz bewahren, so mussten sie sich an die neue Macht anlehnen, etwa durch Lehensnahme oder Eintritt in die Dienstmanschaft. Diesen Weg gingen auch die edelfreien Ower, bei denen im 12./13. Jahrhundert politisch-soziale Veränderungen geschahen, die sie in den Niederadel der jüngeren Ower führten.⁽³⁴⁾

Ob nun auch der Dichter Hartmann zu diesen Ower am oberen Neckar gehört, kann beim Fehlen direkter Belege nur annäherungsweise gesagt werden. Außer dem „Schwabenland“-Argument gibt es aber noch weitere Hinweise, die eine solche Verbindung wahrscheinlich werden lassen. So ist er mit dem ersten Ower des 13. Jahrhunderts nicht nur durch dieselbe Herkunftsbezeichnung und den „Ritter“-Titel verbunden, sondern auch durch die Namensvariation Hartmann-Hermann, bei der die Identität des zweiten Namenslements eine familiäre Zusammengehörigkeit signalisiert. Von seinen mutmaßlichen Lebensdaten her - um 1160 bis 1210/20 - wäre Hartmann ein direkter Vorfahre Hermanns von Ow von 1245 und würde die genealogische Lücke zwischen den älteren und den jüngeren Ower zumindest teilweise ausfüllen.

Übereinstimmungen

In seinem ‚Armen Heinrich‘ gibt es dazu frappierende Übereinstimmungen: Ihn stellt der Dichter gleichfalls als „ze Swäben gessen“ vor, sowie als „herre“, der war „von Ouwe geborn“.⁽³⁵⁾ Er legt ihm also seine eigenen Herkunftsmerkmale zu, wie wenn er sich mit ihm identifizierte und „Heinrich von Ouwe“ sein Vorfahre gewesen wäre. Der Unterschied liegt nur in dessen adligem Stand, während der Dichter auch hier auf seinen Status als Dienstmann verweist. Dies ist aber genau die Diskrepanz, die in der Geschichte der Herren von Ow zu Tage tritt, und es scheint, dass er sie zum Gegenstand seiner Dichtung machen wollte, als Erzählung aus seiner eigenen Familie. Während es bei den Ower um den Verlust der freiadligen Stellung durch Eintritt in die Dienstmanschaft der sich formierenden Hohenberger Macht ging, thematisiert Hartmann bei „Heinrich von Ouwe“ gleichfalls das Problem der Standesminderung: Vom Schicksal mit schwerer Krankheit geschlagen, rettet ihn nur die opferwillige Liebe eines Bauernmädchens, das er dafür heiratet: standeswidrig und für die Nachkommen standesmindernd, aber im Sinne des ritterlich-christlichen Tugendkatalogs, aus dem der Dichter den sozialen Abstieg - auch den seiner eigenen Vorfahren? - zu rechtfertigen vermag. Wie sonst in keinem anderen Au-Ort sind hier also reale historische Hintergründe und ihre mögliche literarische Verarbeitung zu fassen.⁽³⁶⁾

Die Grafen von Hohenberg: Hartmanns Mäzene?

Ein in Obernau gesessener Ministeriale Hartmann wäre, wie der „miles“ Hermann von 1245, den Grafen auf dem einen Tagesritt entfernten Oberhohenberg

verpflichtet gewesen. Sie wiederum hätten ihm das Schreiben und Dichten ermöglichen und ihn darin aktiv fördern müssen, etwa durch die Beschaffung der Vorlagen, darunter der Epen des Chrétien de Troyes. Das bedeutet Mäzenatentum, so dass davon auszugehen ist, daß Hartmann und sein „Herr“ auch diesbezüglich zusammengehörten. Dieser bot ihm Auftritte an seinem Hof, der damit kulturell gehoben wurde, was ihm als Hochadligen, auch der Repräsentation und des Prestiges wegen, wichtig gewesen sein mochte.

Dies ist theoretisch zwar einsichtig, im konkreten Fall Hartmanns aber nicht belegt. Immerhin erwähnt er den „Herrn“ in seinen Gedichten, doch nur, um mitzuteilen, dass dieser - zu einem nicht genannten Zeitpunkt und von ihm tief beklagt - verstarb. So kann auch im Bereich „Dichter und Gönner“ nach Anspielungen oder Gelegenheiten gesucht werden, die den schreibenden Ministerialen Hartmann und die Hohenberger Grafen einander nahe zu bringen vermögen. Dies ist etwa beim Dritten Kreuzzug der Fall, den Graf Burkard von Hohenberg aller Wahrscheinlichkeit mitmachte und zu dem Hartmann sein „Zweites Kreuzlied“ verfasste, eine Mahnung an die Frauen „zu rechtem muot“. (37) Ein weiterer Aspekt ist die Präsenz der Hohenberger am Herrscherhof, die aufgrund ihrer kulturellen Interessen und der möglichen Kontakte zu dortigen literarischen Szene wiederum für den Dichter Hartmann wichtig werden konnte.

Tatsächlich erweisen diese sich als äußerst fruchtbar, da sie einige der literaturwissenschaftlich beleg-

ten Beziehungen zu erklären vermögen, die zwischen ihm und anderen Dichtern der Epoche bestanden. So ist deutlich, dass die frühesten Lieder Hartmanns durch Friedrich von Hausen beeinflusst sind, wie wenn es zwischen ihnen einen Austausch gegeben hätte. Dafür bietet sich die Italienreise Friedrichs von Hohenberg an, von der sein möglicher Ministeriale Hartmann profitiert haben könnte: Entweder, dass er selber dabei war und Hausen traf, oder dass ihm dessen Gedichte von dort vermittelt wurden. Der Beginn seines lyrischen Schaffens fiel somit in die Zeit um 1186/87, wovon man in der Forschung, aus anderen Gründen, schon bisher ausging. (38)

Literarische Querverbindungen und Austausch bestanden von Hartmanns Seite auch mit Bigger von Steinach, Albrecht von Johannsdorf und Reinmar dem Alten am Babenberger Hof in Wien, die alle entweder direkt oder über ihre Gönner mit den Hohenbergern bekannt waren. Die von Reinmar 1195 zum Tod Herzog Leopolds (V.) gedichtete Witwenklage hatte ein Lied Hartmanns als Vorlage, für dessen Vermittlung auf die Verwandtschaft der Hohenberger mit dem Herzog verwiesen werden kann. Von hohem Interesse ist auch der Aufenthalt Graf Burkards 1192 in Lüttich, der, auf Hartmann bezogen, nicht nur dessen Kenntnis der im ‚Gregorius‘ zitierten flandrischen Ritter, sondern auch den Vermittlungsweg von dessen französischer Vorlage ‚Grégoire‘ zu erklären vermag. Dies ergäbe in seiner Werkchronologie dafür einen Zeitpunkt „nach 1192“, der wiederum mit der bisherigen Einschätzung „um 1195“ übereinstimmt. (39)

Wenn es so war, dass Graf Philipp von Flandern 1190 in der Kaiserpfalz Wimpfen Handschriften Chrétiens de Troyes mit sich führte, dann erscheint die dortige Anwesenheit Graf Friedrichs von Hohenberg in einem besonderen Licht: Als Gelegenheit, für seinen Hof gleichfalls derartige Manuskripte zu erwerben, sozusagen „von Gönner zu Gönner“. Für Hartmann würde ein solches Hohenberger Mäzenatentum jedenfalls die Frage beantworten, wie und wann er in den Besitz von ‚Erec et Enide‘ und ‚Yvain‘ kam. Zeitlich deckt sich diese Möglichkeit mit der gängigen Datierung der Fertigstellung des ‚Erec‘ „um 1192“. (40) In dessen Schlussteil feiert Hartmann die Herrschaftsübernahme des Protagonisten, als natürlicher Nachfolger seines Vaters und „dem Lande solche Gesetze gebend, dass es in Frieden lebte.“ (41) Das Bild des gerechten Königs wird noch dadurch verstärkt, dass „Erec der Erstaunliche in allen Ländern gegenwärtig“ war (42) - wohl zu verstehen als Anspruch auf das Kaisertum. Dieses wurde gerade um diese Zeit, Ostern 1191, vergeben: An den Stauer Heinrich VI., schon als Vierjähriger König und Erbe seines Vaters Friedrich I. Mit der Propagierung von Erbmonarchie und Kaiserwürde vertritt der Dichter nicht nur Grundpositionen des Stauerhofs, sondern begibt sich auch in die aktuelle politische Wirklichkeit, so dass diese Verse als Hommage an Heinrich VI. gelesen werden können. (43) So ist Hartmann gleichfalls in dessen Sphäre zu verorten, wie es für die Grafen von Hohenberg belegt ist, so dass sich eine weitere Übereinstimmung.

(Fortsetzung folgt)

Veranstaltungen und Exkursionen

Die Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung im Dezember und Januar

DEZEMBER

Donnerstag, 10. Dezember: Jahresrückblick 2015 und Ausblick 2016 – Vortrag: 70 Jahre Frieden – Kriegsende und Nachkriegszeit im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises 1945 – 1949 von Dr. Andreas Zekorn:

Zum Jahresende gibt der Vorsitzende der Heimatkundlichen Vereinigung Dr. Andreas Zekorn zunächst einen Rückblick auf die Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung im laufenden Jahr und stellt kurz das neue Programm für das Jahr 2016 vor. Dieses Programm besitzt das Schwerpunktthema „Migration“, das aus unterschiedlichen historischen und insbesondere auch aktuellen Perspektiven behandelt werden wird. Der nachfolgende Vortrag von Dr. Zekorn nimmt Bezug auf das Schwerpunktthema der Heimatkundlichen Vereinigung 2015: „70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs“. Das mittlere und westliche Europa darf sich einer 70-jährigen Friedensperiode in Dankbarkeit erfreuen. Dies bietet Anlass, die Anfänge dieser Periode in unserer Region ins Auge zu fassen. Mit dem Einmarsch französischer Truppen im April 1945 endete der vom nationalsozialistischen Unrechtsregime begonnene Zweite Weltkrieg in den Landkreisen Balingen und Hechingen. Die Situation war anfänglich chaotisch und der Kriegszustand ging erst allmählich in den Besatzungszustand über. Einer Phase der totalen Kontrolle durch die örtliche französische Militärregierung folgte im Juli 1947 eine Phase

der überwachten Emanzipation, die bis September 1949 währte. In diesem Gesamtzeitraum sahen sich Deutsche und Franzosen vor einer Unzahl an Problemen gestellt: Ernährung, Entnazifizierung, Demilitarisierung, Versorgung der durch den Krieg versprengten Menschen, wie ehemalige KZ-Häftlinge, Zwangsarbeiter oder auch evakuierte deutsche Zivilpersonen, der allmähliche demokratische Wiederaufbau von unten, Wiederaufbau der Wirtschaft und nicht zuletzt die Versorgung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen – diese und zahlreiche andere Aufgaben waren in der Nachkriegszeit zu bewältigen. Wie diese Probleme erfolgreich gelöst wurden, steht im Zentrum des Vortrags, der damit auch hinsichtlich der akuten Flüchtlingsproblematik eine gewisse Aktualität erlangt.

18 Uhr, Balingen, Landratsamt Zollernalbkreis (Sitzungssaal), Hirschbergstr. 29, Eintritt frei.

JANUAR

Samstag, 16. Januar 2016: Tagesexkursion. Krippenfahrt nach Schramberg und Schramberg-Sulgen mit Wilfried Groh.

Die diesjährige Krippenfahrt führt am Vormittag nach Schramberg-Sulgen. In der Alten St-Laurentius-Kirche wird neben der Dauerausstellung von Krippen Albert Fehrenbachers auch die Sonderausstellung „Krippen im Wandel der Zeit“ besucht. Fehrenbacher begann mit dem Krippenbau in russischer Gefangenschaft 1944. Bei seiner Entlassung 1949 hat er sie aus dem Lager geschmuggelt. Nach Kriegsgefangenschaft und Genesung von schwerer Krankheit begann er, als ein Aufruf zu Frieden und Völkerverständigung, weitere Krippen zu bauen. Die Sonderausstellung zeigt drei Generationen Krippenbau Scheller. Sowohl Großvater und Vater wie auch Sohn Scheller haben sich dem Krippenbau verschrieben. Die alte Kirche selbst ist ein Juwel, denn sie wurde von Kunstmaler Prof. Albert Birkle 1932 neu ausgestaltet. Dabei setzte er in dem sechs Meter hohen Kreuzigungsfresko ungewöhnliche Farbakzente. Es gehört zu den bedeutendsten Werken dieser Art. Albert Birkle hat auch die Geislinger Kirche nach ihrem Neubau von 1927/28 ausgemalt. Vier Birkle-Madonnenfenster werden in der zehn Gehminuten entfernten Marienkapelle besichtigt. Nach dem Mittagessen in der Gaststätte Kreuz geht es nach Schramberg zum dortigen Museum im Schloss, zu der Ausstellung der Krippensammlung der Stadt. Anschlie-

ßend gibt es in der Fußgängerzone die Gelegenheit zum Kaffeetrinken, um schließlich noch die Krippen in der Heilig-Geist-Kirche und in der Kirche St. Maria zu besichtigen. Abfahrt in Albstadt-Ebingen, Busbahnhof 8 Uhr; Balingen, Stadthalle 8.20 Uhr. Umlage 35 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

STAMMTISCHE

Jeweils am 1. Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebinger Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstr. 67, 72458 Albstadt-Ebingen. Tel.: 07431 4188.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Str. 4, 72461 Albstadt, Telefon 07432-6807. Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Bei allen Veranstaltungen sind Gäste jederzeit herzlich willkommen.

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Hans Harter
Baumgartenstraße 4
77761 Schiltach

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Ein geselliger Singvogel

Der Stieglitz ist der Vogel des Jahres 2016 – von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch

Nach dem Greifvogel Habicht verliehen der Naturschutzbund Deutschland e. V. und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern dem Singvogel Stieglitz, auch Distelfink genannt, den Titel „Vogel des Jahres“. Mit dieser Wahl werben die Verbände neben dem ursprünglichen Lebensraum des außerordentlich bunten Vogels für blühende Gärten und Parks.

Wie viele andere Vögel, die in der Mythologie, Kunst, Literatur und Musik als Symbole, Motive, Modelle für Skulpturen und in Umsetzungen ihrer Gesangsstrophen in Partituren erscheinen, findet sich auch der Stieglitz in dieser Kategorie. Nach einer Sage vergaß Gott, als er den Vögeln ihre Farben gab, den Distelfinken. Da nur noch wenig Material übrig war, bekam der Fink aus allen Töpfen die Restfarben auf seinen Federn abgestreift. Das Ergebnis war ein buntes Gefieder (der Kirchengucker, 28. Jan. 2012). In mittelalterlichen Darstellungen war der Distelfink, wegen seiner roten Gesichtsmaske und Vorliebe für Distelsamen als Nahrungsquelle, Symbol für das Leiden Jesus Christus. Der Delfter Maler Carel Fabritius bildete 1654 in einer Dreidimensionalität vortäuschenden perspektivischen Technik den Distelfinken sitzend auf einem grauen Kasten und mit einem Fuß an einer Stange gebunden ab. Dieses Bild diente der amerikanischen Autorin Donna Tartt als Vorlage für Handlung und Titel ihres berühmten Romans „Der Distelfink“. Teile des Stieglitz-Gesanges kommen in der Musik in Liedfragmenten z. B. in Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ oder in der Schlusskadenz des Klaviers bei dem Komponisten Olivier Messiaen vor.

Kennzeichen

Der Stieglitz hat ein ausgeprägtes rotes Gesicht. Der übrige Kopf ist weiß und schwarz gefärbt. Die Brust erscheint hellbraun, der Bauch weiß. Der Rücken ist braun und der Schwanz schwarzweiß gezeichnet. Die meist schwarzen Flügel haben eine breite gelbe Binde. Beim Flug ist der weiße Bürzel gut zu sehen. Der kegelförmige spitze Schnabel ist grau getönt. Beide Geschlechter sind, abgesehen von der etwas größeren Ausdehnung der roten Gesichtsmaske beim Männchen, gleich gefärbt. Das bunte Gefieder ist einerseits auf Absorption und Reflexion des Lichtes und andererseits auf Farbstoffe wie Carotinoide und Melanine zurückzuführen. Erstere werden mit der Nahrung aufgenommen und sind für rote, gelbe und orange Farbgebung verantwortlich. Für die Synthese der Melanine, die schwarze, braune und rötliche Pigmente ergeben, sind Aminosäuren wie Phenylalanin und Tyrosin die Grundlagen (Hörak, P. u. a., Journal of Experimental Biology, 2010, 213).

Die Größe entspricht derjenigen eines Sperlings. Die Beine sind relativ dünn und für das Laufen weniger geeignet. Die Beinmuskulatur beträgt, in Bezug auf das Gesamtgewicht, nur etwa 7%. Der Gewichtsanteil der Flugmuskulatur, das sogenannte Antriebsgewicht, ist mit 28% bedeutend höher und auch größer als z. B. bei Grasmücken, die einen Anteil von 20% haben. Die feinen Federn an den Flügelenden können beim Schlag durchgebogen werden, die Anstellwinkel bezüglich der Strömung werden dadurch geringer. Die Wirkung ist eine vorwärts gerichtete Kraft. Diese Ausstattungen begünstigen einen schnellen wechselnden Flug bei der Nahrungssuche von Staude zu Staude oder von Bäumen zur Bodenvegetation. Der Geradeausflug mit hohen Schlagzahlen sieht etwas wellenförmig aus. Der Lockruf wird in der Literatur mit „stieglit“ oder „didlit“ beschrieben. Der Gesang, den beide Partner vortragen, setzt sich aus kurzen Trillern und gezogenen, etwas rau klingenden Tönen zusammen.



Vogel des Jahres 2016: Der Stieglitz.

Foto: Frank Derer

Lebensraum, Brutbiologie und Nahrung

Der Stieglitz war ursprünglich ein Charaktervogel aufgelockerter sonniger Laub- und Kiefernwälder. Er bewohnte Waldränder und Flussauen, die an offenes Gelände angrenzten. Als Kulturfolger besiedelte er bauerliche Siedlungen, offene Landschaften mit Alleen, Feldgehölzen und Hecken, Friedhöfe, Parks und innerstädtische Grünanlagen. Die Schwerpunkte der Habitate liegen heute im Siedlungsraum. Darin leben 60% aller Stieglitze, in der Agrarlandschaft nur noch 40%. Die Neststandorte befinden sich bevorzugt in Laubbäumen einige Meter über dem Erdboden. Das Nest, allein vom Weibchen gebaut, besteht aus Gras, Moos, Haaren und Federn. Das Gelege umfasst 5-6 hellblaue, braunpunktierte Eier, die in 12-14 Tagen auch nur vom Weibchen ausgebrütet werden. Das Männchen füttert seine Partnerin in dieser Zeit mit vorverdauten Sämereien und versorgt sie mit Wasser. Beide Altvögel übernehmen die Aufzucht der Jungen, die 14 Tage dauert. Anfänglich setzt sich die Nahrung aus Blattläusen und kleinen Raupen zusammen. Später stehen Löwenzahnsamen auf dem Speiseplan. Nach etwa 4 Wochen sind die Jungen selbstständig, ihnen fehlen aber noch die roten Gesichtsmasken, so dass sie sich in einem Trupp gut von den Altvögeln unterscheiden lassen. Da Stieglitze keine großen Reviere beanspruchen, können mehrere Brutpaare Kolonien bilden. Die Vögel ernähren sich überwiegend von den Samen zahlreicher Blütenpflanzen, Gräsern und Bäumen. Auch Knospen und Blüten einzelner Laubbäume, insbesondere von Apfelbäumen werden nicht verschmäht. In Baden-Württemberg sind es etwa 30-40 Pflanzenarten, die an Bachläufen, Gräben und Böschungen, Wiesen, Streuobstwiesen, Gärten oder auf brachliegenden Flächen vorkommen und auf

die Stieglitze zurückgreifen können. Die Zusammensetzung der Nahrung hängt von der Vegetationsentwicklung ab. Das Spektrum ist in den Sommermonaten breiter als im Winter. Wichtige Nahrungspflanzen sind beispielsweise Erle, Birke, Mädesüß, Wegwarte, verschiedene Distelarten, Königskerze, gemeiner Löwenzahn, Ackerwitwenblume, Winteraster und Goldrute.

Verbreitung, Wanderung und Zug.

Der zur Familie der Finken gehörende Stieglitz besiedelt in Nord-Süd-Richtung Gebiete von Nordafrika bis in die südlichen skandinavischen Länder, von Irland im Westen bis nach Asien im Osten. In Baden-Württemberg bewohnt er alle Landesteile, gemieden werden geschlossene Wälder wie im Hochschwarzwald und strukturarme Ackerflächen. Spärlich verbreitet ist er auch auf Teilen der Alb-Hochfläche. In klimatisch begünstigten Gegenden bleibt er das ganze Jahr über in seinem Brutgebiet. Er ist hier Standvogel. In kälteren und schneereicheren Regionen zieht der überwiegende Teil der Populationen zur Überwinterung ab. Dies geschieht vor allem von Mitte September bis Mitte Oktober. Die Zugstrecken reichen bis nach Westeuropa oder in den westlichen Mittelmeerraum. Die Rückkehr in die Brutareale findet in der Regel Anfang bis Mitte April statt. Im Raum Balingen kommt der Stieglitz als Brutvogel relativ häufig vor. Zum Nahrungserwerb fliegt er in viele Hausgärten ein. Im Herbst ernährt er sich dort vom Samen der Herbstaster, Goldrute und anderer. Ein Stieglitzpärchen hielt sich im späten Frühjahr lange Zeit im Bereich des Futterhäuschens im Garten des Verfassers auf. Trupps von etwa 40-50 Stieglitzen, bestehend aus Alt- und Jungvögeln, ließen sich während des Herbstzuges auf den Äckern und in den Weiden der Domäne

Bronnhaupten über mehrere Tage hinweg beobachten. Große Schwärme, vergesellschaftet mit Buchfinken, waren auf Hangen beim Durchzug zu sehen (C. und K. E. Maulbetsch, 3.10. und 8.-12.10. sowie 19.10.2015).

Verwandte aus der Familie der Finken.

Der größere Grünfink ist bei uns ein Jahresvogel, die nördlichen Populationen sind Kurzstreckenzieher und ziehen bis in die Mittelmeerländer. Der Fink hat eine olivgrüne Färbung, gelbe Flügelbinden und Schwanzkanten sowie einen kräftigen Schnabel. Er brütet in Büschen, Bäumen oder Hecken. Samen, Früchte und Beeren bilden die Hauptnahrung. Der an Brust und Scheitel karminrot gefärbte Bluthänfling ist in Baden-Württemberg außerhalb zusammenhängender Waldzonen verbreitet. Die Schwerpunkte der Habitate liegen in offenen Landschaften. Der sich von Samen der Fichten und Erlen ernährende Erlenzeisig bevorzugt zum Brüten höhere Lagen. Wenn in Nord- und Nordosteuropa im Winter die Nahrung knapp wird, kann es zu Masseneinwanderungen kommen. Der Buchfink gehört zu den häufigsten Vogelarten. Charakteristische Merkmale sind weiße Flügelbinden und Schwanzkanten sowie eine rosa getönte Brust. Er gilt als Jahresvogel und Teilzieher. Das Wanderverhalten ist bei Weibchen stärker ausgeprägt als bei den Männchen. Im Herbst sind Buchfinken in Scharen auf Stoppelfeldern mit anderen Finken zu sehen. Der an der Brust orangefarbene Bergfink ist Durchzügler und Wintergast. Der Gimpel oder Dompfaff hat eine schwarze Kopfkappe, eine rosarote Brust, einen grauen Rücken und einen weißen Bürzel. Er brütet in dichten Hecken und jungen Fichtenbeständen. Sein klangvoller Lockruf „djü“ ist gut zu hören. Sein Status entspricht in unserem Gebiet demjenigen des Buchfinken.

Bestand, Gefährdung und Schutzmaßnahmen.

Der Stieglitz ist in den Roten Listen noch nicht als gefährdet eingestuft. Nach offiziellen Schätzungen leben in Deutschland bis zu 520 000 Brutpaare. Die Bestände gingen jedoch laut den Daten des Dachverbandes Deutscher Avifaunisten von 1990 – 2013 um fast die Hälfte zurück. Die Vorkommen und Einstufungen sind regional sehr unterschiedlich (s. Tab.). In Hamburg und in Hessen ist der Stieglitz in der Vorwarnliste der gefährdeten Arten aufgeführt. Abnahmen um mehr als 40% seit 1996 meldet Brandenburg. Mitte der 1990er Jahre wurden in Mecklenburg-Vorpommern noch 60 000 bis 80 000 Brutpaare ermittelt. Neuere Zahlen mit 11 500 bis 15 000 Paaren untermauern den starken Rückgang. Stabile Verhältnisse gibt es in Sachsen-Anhalt und Baden-Württemberg. Nordrhein-Westfalen zeigt einen gegen-

Tab.: Bestandszahlen und Bestandssituation des Stieglitz in ausgewählten Bundesländern (Daten nach Informationen der NABU-Landesverbände und des LBV in Bayern sowie nach den jeweiligen Roten Listen)

| Bundesland | Bestand, Anzahl der Brutpaare (BP) oder Reviere (R) | Einstufung/Trend |
|---------------------|---|--|
| Baden-Württemberg | 60 000 BP | Bestandsänderung nicht erkennbar oder < 20% Abnahme |
| Bayern | 50 000 bis max. 135 000 BP | Abnahme von 1990 bis 2013 etwa um 48%; auf derzeitigem Niveau langfristig stabil |
| Berlin | 4 000 bis 6 000 R | zunehmend |
| Brandenburg | 25 000 bis 30 000 BP | Von 1995 bis 2006 starke Abnahme von > 40%, jährliche Abnahme etwa 5% |
| Hamburg | 840 R | Vorwarnliste |
| Hessen | >10 000 BP | Vorwarnliste |
| Nordrhein-Westfalen | 25 000 bis 37 000 BP | Fast doppelte Anzahl wie 1990 |
| Sachsen-Anhalt | 35 000 bis 70 000 BP | Bestand stabil |

läufigen Trend. Ab 1990 hat sich der Bestand nahezu verdoppelt. Eine relativ hohe Anzahl mit 4000 bis 6000 Revieren weist eine Statistik für Berlin auf.

Die Gründe für den bundesweiten Rückgang sind vielfältig. Seit 1994 gingen deutschlandweit 90% der Brachflächen mit ihrer großen Artenvielfalt an Nahrungspflanzen für den Stieglitz verloren. Die entsprechenden Flächen nahmen in Baden-Württemberg innerhalb von 15 Jahren um 66% und im Zollernalbkreis um 67% ab. In mehreren ostdeutschen Bundesländern profitierte der Stieglitz nach der Wende zunächst von den landwirtschaftlichen Stilllegungsflächen. Mit der Modernisierung und dem Ausbau dörflicher Siedlungen, einhergehend mit dem Rückgang an Ruderalflächen, nahmen die Bestände jedoch teilweise beträchtlich ab. Randstreifen mit Blumen und Wildkräutern an Feldern und Wegrändern werden immer weniger und ärmer an Arten. Auch in Grünflächen im öffentlichen und privaten Bereich findet eine Artenreduktion durch zu intensive Pflege statt. Hochstaudenfluren an Bachläufen werden oft noch während der Brutsaison abgemäht oder ganz vernichtet. Die Beseitigungen von Obstbaumgürteln um Siedlungen führen zu weiteren Verlusten an Nisthabitaten und Nahrungsarealen. Erhebliche Bestandsfluktuationen sind auch auf Witterungsbedingungen und den daraus resultierenden Entwicklungen der Nahrungspflanzen zurückzuführen. Verluste gibt es außerdem auf dem Zug sowie durch Beutegreifer und Nesträuber. Feinde sind Habichte, Sperber, Falken, Elstern, Rabenkrähen, Eichelhäher, Marder und Katzen. Die Zunahme in Nordrhein-Westfalen könnte mit der Ausbreitung der Art in den klimatisch günstigen Köln-Bonner-Raum bzw. in das nieder-rheinische Tiefland zusammenhängen. Der Grund für die hohe Revierdichte mit 1.4 Revieren/ 10 ha in Berlin sind ein lockerer Baumbestand sowie Grün- und Ruderalflächen in einigen Hochhaus- und Plattenbausiedlungen.

Um die Lebensbedingungen für Stieglitze zu verbessern und um Rückgänge aufzuhalten, fordern die Ver-

bände den Erhalt von Brachflächen, blühenden Acker-rainen, Blumenwiesen, Alleen und Hecken, ferner eine ökologische Agrarreform in der EU mit dem Ziel struktureicher Landschaften. Im Zollernalbkreis gibt es bereits Programme, die in Richtung der von den Verbänden geforderten Maßnahmen gehen. Mehrere Kommunen fördern durch Anlegen von Wildblumenwiesen in Verkehrsinseln oder anderen öffentlichen Grünflächen die biologische Vielfalt. Aus der Informationsbroschüre der Initiative „Blühender ZAK“ des Landratsamtes können Zeitpunkte für die Aussaat entsprechender Blümmischungen und verschiedene Gestaltungsmöglichkeiten entnommen werden. Kostenloses Saatgut erhalten auf Antrag Gemeinden, Vereine, Schulen und Kindergärten. Mischungen, die auch in Hausgärten verwendet werden können und Samen von Arten wie Sonnenblumen, Ringelblumen, Disteln und Wegwarten enthalten, sind nicht nur für Insekten, sondern auch für samenfressende Vögel und damit auch für den Stieglitz geeignet. Weitere Projekte sind im Rahmen der Landschaftspflegeverträge die Ausweisung von Altgrasstreifen, die einen Umfang von 10% der Vertragsflächen umfassen müssen und zur ökologischen Aufwertung der Mähwiesen dienen sowie die Förderung des Streuobstbaus.

Literatur

- Deutscher Rat für Vogelschutz: Berichte zum Vogelschutz, Nr. 44, NABU 2007
- Hertel, H.: Struktur, Form, Bewegung, Biologie und Technik, 1963
- Hill, G. E.: Bird Coloration, Vol. 1, Harvard University Press, 2006
- Hölzinger, J., u. a.: Artenliste der Vögel BW, Ornithol. Jh. BW, Bd. 22, Heft 1, Dez. 2005
- Hölzinger, J.: Die Vögel Baden-Württembergs, Singvögel 2, Ulmer 1996
- Hörak, P., u. a.: Oxidative stress and information content of black and yellow plumage coloration, Journal of Experimental Biology, 2010, 213
- Jonsson, L.: Die Vögel Europas, Kosmos Naturführer, 1992
- Lissak, W.: Die Vögel des Landkreises Göppingen, Ornithol. Jh. BW, Bd. 19, Heft 1, 2003
- NABU und LBV: Der Stieglitz, Vogel des Jahres 2016, Aktionsleitfaden, Berlin 2015
- NABU und LBV: Der Stieglitz, Vogel des Jahres 2016, Berlin 2015
- Nachtigall, W.: Vogelflug und Vogelzug, Rasch und Röhrig Verlag 1987
- Nothdurft, W.: Samen der Goldruten *Solidago canadensis* und *S. anthropogena* als Nahrung von Haus-sperlingen, Girlitzen und Stieglitzen, Ornithol. Jh. BW, Bd. 27, Heft 2, 2011
- Rüppell, G.: Vogelflug, Rowohlt 1980
- Singer, D.: Was fliegt denn da? Fotoband und Ting, Kosmos Naturführer, 2011
- Voigt, A.: Exkursionsbuch zum Studium der Vögelstimmen, Heidelberg 1961
- Wink, M.: Ornithologie für Einsteiger, Springer Verlag, Berlin Heidelberg 2014

Wirkungsorte Hartmann von Aues

Waren die Hohenberger Mäzene des Dichter? - Von Hans Harter (Ende)

Hartmanns „herre“

Ein Wort muss noch zu Hartmanns „herre“ gesagt werden, der bisher anonym blieb, weshalb seine Person als eines der „Haupträtsel der Germanistik“ gilt. Im Lied I findet sich der Vers „mich hât beswaeret mînes herren tôt“, und im Lied V heißt es: „Sît mich der tût beroubet hât des herren mîn“⁴⁴, eine zweimalige Klage um den Tod des Herrn, den er real erlebt haben muss. Über die Datierung der dieses Thema gleichfalls ansprechenden Witwenklage⁴⁵ (sie entstand vor 1195, da sie zu diesem Zeitpunkt Reinhard der Alte in Wien besaß), kann man den Tod dieses Herrn auf „vor 1195“ festlegen, und zwar in einen Frühling, da die Trauer darüber in „diese schöne Zeit“⁴⁶ fällt.

Die diesbezüglichen Daten der Hohenberger weisen für Burkard eine letzte Nennung am 28. März 1193 aus; seit dem 4. Juli dieses Jahres trat sein Bruder Fried-

rich immer alleine auf,⁴⁷ so dass Graf Burkard im Frühjahr/-sommer 1193, also kurz „vor 1195“, verstorben sein muss. Die zeitliche Übereinstimmung von historischem Ereignis und seiner dichterischen Verarbeitung lässt besagten Graf Burkard als Hartmanns „herre“ vorschlagen,⁴⁸ womit auf der Basis der Grafen von Hohenberg auch für diese lang diskutierte Frage eine Antwort gefunden ist.

Vor diesem Hintergrund kann auch das berühmteste der Lieder Hartmanns, sein „Drittes Kreuzlied“,⁴⁹ in einen Zusammenhang gestellt werden. Es enthält zwei Verse, „und lebte mîn her Salatîn und al sîn her, dien braehten mich von Vranken niemer einen vuz“⁵⁰, die berühmte „Saladin Crux“, die trotz vieler Bemühungen nicht überzeugend gedeutet werden konnte. Schließt man sich der Lesart an, die die Anrede „mîn her“ nicht ironisierend auf Sultan Saladin bezieht, der den europäischen Kreuzfahrern die schlimmsten Nie-

derlagen bereitete, sondern (mit Textergänzung) „mîn herre“ meint, so hätte der Dichter seinen Dienstherrn auch in diesem Lied genannt: Mit seinem Tod argumentierte Hartmann dann nochmals, als Grund und Impuls, nun auch selber die Kreuzfahrt zu unternehmen.

Dieser Gedanke enthält auch das „Erste Kreuzlied“,⁵¹ wo er hofft, durch die Kreuznahme sowohl für sich als auch für den Herrn das Seelenheil zu erwerben. So gehören beide Lieder in einen Zusammenhang und thematisieren dasselbe: die Kreuzfahrtabsicht des Dichters. Auf der Grundlage der Hohenberger Daten bedeutet dies, dass auch das „Dritte Kreuzlied“ nach 1193, dem Todesjahr Graf Burkards, verfasst wurde, und nicht ins Umfeld des Barbarossa-Kreuzzugs gehört. Es muss der seit 1195 geplanten Kreuzfahrt Kaiser Heinrichs VI. zugeordnet werden, wofür auch inhaltliche Merkmale sprechen, die der da-

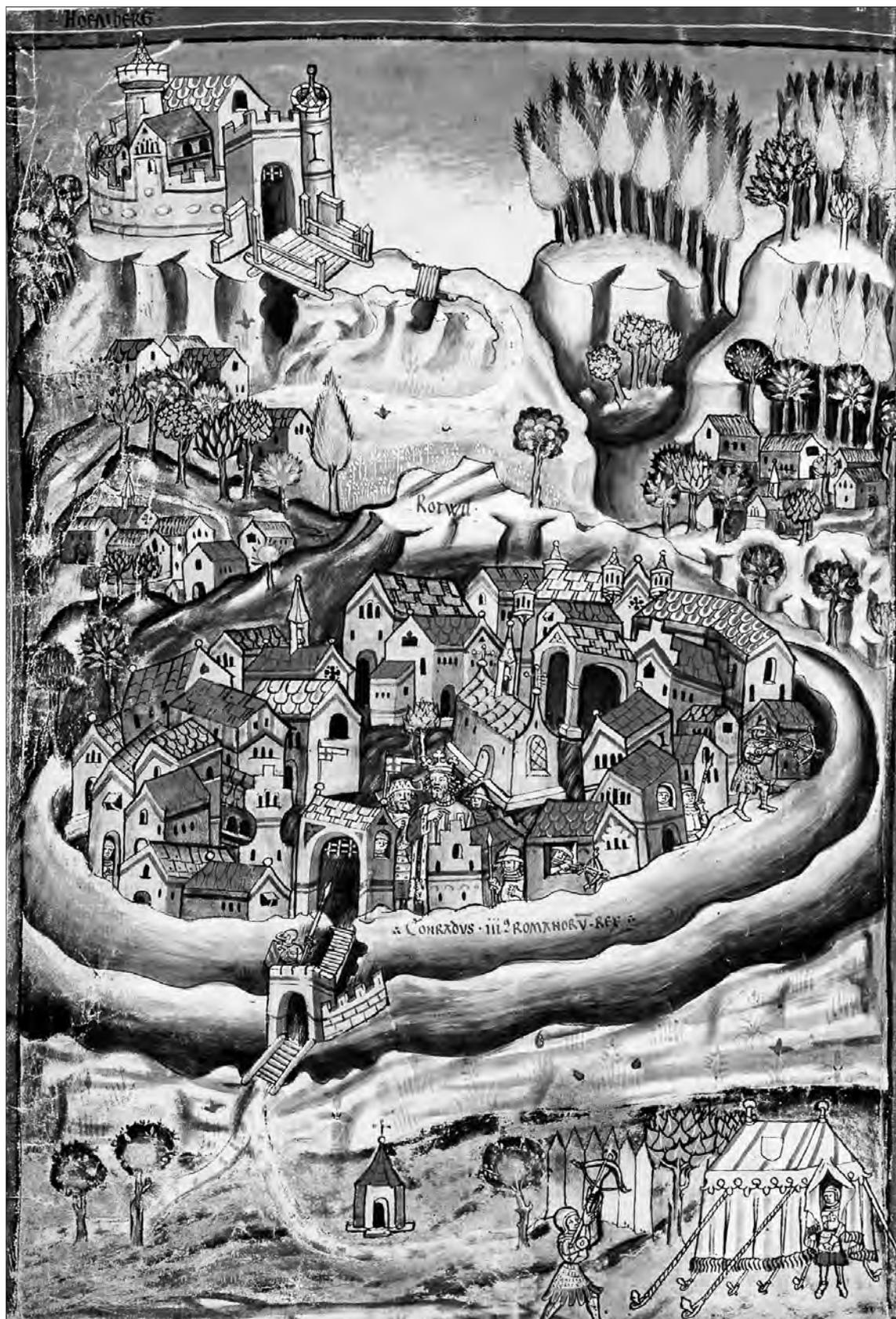
maligen Kreuzzugspropaganda entnommen sind.⁵² Dass Sultan Saladin schon 1193 verstorben war, braucht dabei nicht zu irritieren: Er „und sein ganzes Heer“ sind hier metaphorisch gemeint und stehen für die Gefährlichkeit des Unternehmens.

Trotz der eindrucksvollen Eingangsverse „Ich var mit iuweren hulden, herren und mâge. liut unde lant die müezen saelic sîn!“⁵³ sei dahingestellt, ob Hartmann selber auf Kreuzfahrt ging und das „Dritte Kreuzlied“ sozusagen im Sattel sitzend vortrug. Das deutsche Kreuzheer formierte sich Ende 1196 und Anfang 1197, doch gibt es keine Hinweise für eine Beteiligung von Hohenberger Seite. Graf Friedrich ist 1195 letztmals genannt, in einer Urkunde Herzog Konrads II. von Schwaben, des Bruders Kaiser Heinrichs VI.⁵⁴ Bei seinem engen Verhältnis zu den Staufern läge für ihn eine Teilnahme an diesem Kreuzzug jedoch im Rahmen seiner politischen Ausrichtung. Seitens Hartmanns weist auch die Hervorhebung von Salerno als medizinischem Zentrum im ‚Armen Heinrich‘ in diese Richtung: In Unteritalien, wo sich 1197 die Kreuzfahrer zur Einschiffung ins Heilige Land sammelten, konnte er einen der von ihm beschriebenen „Meister“ der ärztlichen Kunst erlebt haben, was aber gleichermaßen hypothetisch ist.⁵⁵

Obernau, Oberhohenberg und Hartmann von Aue

Insgesamt korrespondieren etliche Ereignisse im Hause Hohenberg mit literarischen Anspielungen Hartmanns und bieten Antworten sowohl bezüglich seines Werks wie für seine reale Existenz. So können die Hohenberger, bei allen Unsicherheiten, nicht nur als literarisch Interessierte, sondern auch als lang gesuchten Gönner dieses Dichters in Betracht gezogen werden. Dies stellt sie nicht nur in die prominente Reihe der Förderer mittelhochdeutscher Dichtung um 1200, der Oberhohenberg war dann auch der Ort, an dem einer der bedeutenden Dichter der Zeit seine Lieder und Verse vortrug. Mit den dortigen Grafen stand Hartmann in Staufernähe, wenn nicht unter den sich um Heinrich VI. scharenden Literaten, wie sie die Weingartner Liederhandschrift in ihrem sog. „Ur Kern“ abbildet: Mit dem Kaiser an der Spitze sind hier 16 Sänger in einem wohl an seinem Hof entstandenen „königlichen Liederbuch“ versammelt,⁵⁶ darunter „H. Hartman von Owe“.

Mit seiner Situierung im Hohenberger Herrschaftsbereich zeigt sich der obere Neckar, neben dem Oberrhein, Bayern, Franken und Österreich, nun gleichfalls als eine der Kulturlandschaften der Stauferzeit. Wenn hier eines der großen dichterischen Oeuvres der höfisch-ritterlichen Kultur entstand, dann auch aufgrund des Mäzenatentums der damals hier mächtigen Grafen von Hohenberg. Daran erinnert jetzt auch der Rottenburger Teilort Obernau, der in seiner Mitte, zu Füßen des „Römerturms“, dem hier mit großer Wahrscheinlichkeit gesessenen Hohenberger Dienstmann und Dichter Hartmann von Aue ein Denkmal gesetzt hat.



Burg Hohenberg. Miniatur, in: Ordnung des Hofgerichts zu Rottweil (um 1430/1435, Ausschnitt).

Quelle: Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB VI 110.

(4) Wilfried Schöntag: Die Herrschaftsbildungen der Grafen von Zollern vom 12. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 32 (1996), S. 167-228, hier S. 174f; 189f; 193f.

(5) Wilfried Schöntag: Rechtsstellung und Selbstverständnis der Grafen von Hohenberg im Spiegel ihrer Reitersiegel, in: Graf Albrecht II. und die Grafenschaft Hohenberg, hrsg. von Bernhard Rütth und Andreas Zekorn im Auftrag des Landkreises Rottweil und des Zollernalbkreises, Tübingen 2001, S. 57-82, hier S. 62-65.

(6) Johann Friedrich Böhmer: Regesta Imperii. Bd. IV,3: Die Regesten des Kaiserreiches unter Heinrich VI. 1165 (1190) 1197, neubearbeitet von Gerhard Baaken, Köln/Wien 1972, Nr. 90; 107.

(7) Johanns von Würzburg Wilhelm von Österreich, hrsg. von Ernst Regel, Berlin 1906, V. 16633 16657.

(8) WUB 7, Verbesserungen und Zusätze, S. 480 (Druck nach dem Original, ersetzt WUB 4, S. 378). Zur Datierung: Jürgen Sydow: Die Zisterzienserabtei Bebenhausen, Berlin 1984, S. 54.

(9) Böhmer-Baaken (wie Anm. 6), Nr. 16; 18; 20; 24;

27; 28; 31; 33. - Vgl. zu Markgraf Bonifaz (I.): Ebd., Nr. 26. Vgl. Peter Csendes: Heinrich VI., Darmstadt 1993, S. 61 66.

(10) Hartmann von Aue. Lieder, hrsg. von Ernst von Reusner, Stuttgart 1985, S. 171.

(11) Franz Quarthal: Graf Albrecht II. von Hohenberg. Territorial- und Reichspolitik im ausgehenden 13. Jahrhundert, in: Graf Albrecht II. (wie Anm. 5), S. 11-55, hier S. 40-42. - Andreas Zekorn: „Ist ieman in der welte baz...“. Die Grafen von Hohenberg und ihre Bedeutung für die Region Zollernalb, in: Heimatkundliche Blätter Zollernalb 61 (2014), S. 1885-1891.

(12) Vgl. Schöntag, Herrschaftsbildungen (wie Anm. 4), S. 174f.

(13) Uwe Meves: Zur Rolle der Sieghardinger für die Adelsliteratur im Südosten des Reiches (10. 13. Jh.). Auf der Grundlage personen und besitzgeschichtlicher Überlegungen, in: Adels Herrschaft und Literatur, hrsg. von Horst Wenzel, Bern 1980, S. 115 180, hier S. 135ff. - Peter Volk: Die Königin der Manessischen Liederhandschrift. Zur Historizität des Kurenbergers, in: Alemannisches Jahrbuch 1999/2000, S. 225-256.

Dieser Beitrag ist eine kurze Zusammenfassung der Ausführungen, die der Autor 1995 und 2002 vorgelegt hat:

Die „Herren von Ow“ im 11. und 12. Jahrhundert, in: Adel am oberen Neckar. Beiträge zum 900-jährigen Jubiläum der Familie von Ow, hrsg. von Franz Quarthal und Gerhard Faix, Tübingen 1995, S. 127-183.

Die Grafen von Hohenberg und die ritterlich-höfische Kultur um 1190. Ein Beitrag zur Gönnerfrage Hartmanns von Aue, in: Herrschaft und Legitimation. Hochmittelalterlicher Adel in Südwestdeutschland, hrsg. von Sönke Lorenz und Stephan Molitor, Leinfelden-Echterdingen 2002, S. 99-129.)

Fußnoten

(1) Hans Martin Maurer: Burgen am oberen Neckar. Hohenberger Hofburgen Bautypen Burgfrieden, in: Zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Das Land am oberen Neckar, hrsg. von Franz Quarthal, Sigmaringen 1984, S. 111 160, hier S. 115.

(2) Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Bd. 10, Teil 3: Die Urkunden Friedrichs I. 1168 1180, bearbeitet von Heinrich Appelt, Hannover 1985, Nr. 779.

(3) Ebd., Teil 4: Die Urkunden Friedrichs I. 1181-1190, Hannover 1990, Nr. 847.

(14) Böhmer-Baaken (wie Anm. 6), Nr. 90; 107; 210; 221a; 224; 253; 285; 307.

(15) Ebd., Nr. 90. - Vgl. dazu: Hans Harter: Die Grafen von Hohenberg und die ritterlich-höfische Kultur um 1190. Ein Beitrag zur Gönnerfrage Hartmanns von Aue, in: Herrschaft und Legitimation. Hochmittelalterlicher Adel in Südwestdeutschland, hrsg. von Sönke Lorenz und Stephan Molitor, Leinfelden-Echterdingen 2002, S. 99-129, hier S. 102-104.

(16) Böhmer-Baaken (wie Anm. 6), Nr. 107. - Stefan Hofer: Chrétien de Troyes. Leben und Werke des altfranzösischen Epikers, Graz 1954, S. 11.

(17) Uwe Meves: Die Herren von Durne und die höfische Literatur zur Zeit ihrer Amorbacher Vogteiherrschaft, in: Die Abtei Amorbach im Odenwald, hrsg. von Friedrich Oswald und Wilhelm Störmer, Sigmaringen 1984, S. 113-143, hier S. 116f.

(18) J. Johnen: Philipp von Elsaß, Graf von Flandern, 1157 (1163) 1191, in: Bulletin de la Commission royale d'Histoire 79 (1910), S. 341-469, hier S. 460.

(19) Vgl. dazu: Harter, Grafen von Hohenberg (wie Anm. 15), S. 105-109.

(20) Hartmann von Aue: Gregorius der gute Sünder. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Friedrich Neumann, übersetzt von Burkhard Kippenberg, Ebenhausen 1959, S. 102f., V. 1572-1579.

(21) Schöntag, Herrschaftsbildungen (wie Anm. 4), Stammtafel S. 180.

(22) Maurer (wie Anm. 1), S. 114f.

(23) Schöntag, Reitersiegel (wie Anm. 5), S. 65-67. - Vgl. Harter, Grafen von Hohenberg (wie Anm. 15), S. 118f.

(24) Gerhard Kittelberger: Die Herren von Ow und das „Städtlein“ Obernau, in: Adel am oberen Neckar. Beiträge zum 900jährigen Jubiläum der Familie von Ow,

hrsg. von Franz Quarthal und Gerhard Faix, Tübingen 1995, S. 185-212, hier S. 188-192.

(25) WUB 4, S. 85f.; WUB 5, S. 272. - Vgl. Hans Harter: Die „Herren von Ow“ im 11. und 12. Jahrhundert, in: Adel am oberen Neckar (wie Anm. 24), S. 127-183, hier S. 127f.

(26) Jürgen Wolf: Einführung in das Werk Hartmanns von Aue, Darmstadt 2007.

(27) Ebd., S. 31f.

(28) Heinrich von dem Türilin: Diu Crône. Kritische mittelhochdeutsche Leseausgabe mit Erläuterungen, hrsg. von Gudrun Felder, Berlin 2012, V. 2353. - Vgl. Harter, Herren von Ow (wie Anm. 25), S. 172f.

(29) Vgl. Wolf (wie Anm. 26), S. 33-41. - Vgl. Harter, Herren von Ow (wie Anm. 25), S. 164f.

(30) Harter, Herren von Ow (wie Anm. 25), S. 172f.

(31) Vgl. ebd., S. 175f. - Vgl. auch den historisch fehlerhaften Eintrag bei Wikipedia.

(32) Harter, Herren von Ow (wie Anm. 25), S. 167.

(33) Vgl. ebd., S. 132-164.

(34) Ebd., S. 161-164.

(35) Hartmann von Aue: Der arme Heinrich. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung, hrsg. von Hermann Henne, Frankfurt 1985, V. 30f.; 48f.

(36) Vgl. Harter, Herren von Ow (wie Anm. 25), S. 167-170.

(37) MF 211,20 („Lied VI“, vgl. Reusner, wie Anm. 10, S. 40f.). - Vgl. Harter, Grafen von Hohenberg (wie Anm. 15), S. 126.

(38) Vgl. Harter, Grafen von Hohenberg (wie Anm. 15), S. 120f.

(39) Vgl. ebd., S. 122f.; 124.

(40) Ebd., S. 123.

(41) Hartmann von Aue: Erec. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung von Thomas Cramer, Frankfurt

1972, V. 10083f.

(42) Ebd., V. 10047.

(43) Vgl. Harter, Grafen von Hohenberg (wie Anm. 15), S. 124-126.

(44) MF 206,15 bzw. MF 210,23 („Lied I“, vgl. Reusner, wie Anm. 10, S. 16. - „Lied V“, ebd., S. 36).

(45) MF 217,14 („Lied XVI“, ebd., S. 74-77).

(46) MF 217,17: „ze dirre schoenen zît“.

(47) Böhmer-Baaken (wie Anm. 6), Nr. 285, Speyer 1193 März 28: „Fridericus et Burchardus comites de Zolre“. - Ebd., Nr. 308, Kaiserslautern 1193 Juli 4: „Fridericus comes de Hohenberch“.

(48) Vgl. Harter, Grafen von Hohenberg (wie Anm. 15), S. 128f.

(49) MF 218,5 („Lied XVII“, vgl. Reusner, wie Anm. 10, S. 78 81).

(50) MF 218,19f. (vgl. Reusner, wie Anm. 10, S. 78).

(51) MF 210,23 („Lied V“, sog. „Erstes Kreuzlied“, vgl. Reusner, wie Anm. 10, S. 34-39).

(52) Peter Hölzle: Die Kreuzzüge in der okzitanischen und deutschen Lyrik des 12. Jahrhunderts, Bd. 1: Untersuchungen, Göppingen 1980, S. 565-568. - Vgl. Harter, Grafen von Hohenberg (wie Anm. 15), S. 128.

(53) MF 218, 5 6.

(54) WUB 2, S. 310f.

(55) Vgl. Gerhard Eis: Salernitanisches und unsalernitanisches im ‚Armen Heinrich‘ des Hartmann von Aue, in: Hartmann von Aue, hrsg. von Hugo Kuhn und Christoph Cormeau, Darmstadt 1973, S. 135-150, hier S. 135f.

(56) Vgl. Kurt Herbert Halbach: Die Weingartner Liederhandschrift als Sammlung poetischer Texte, in: Die Weingartner Liederhandschrift. Textband, Stuttgart 1969, S. 29-131, hier S. 33ff. - Vgl. Harter, Grafen von Hohenberg (wie Anm. 15), S. 111f.

Exkursionen und Veranstaltungen

Die Termine der Heimatkundlichen Vereinigung im Januar und Februar

JANUAR

Samstag, 16. Januar 2016: Tagesexkursion. Krippenfahrt nach Schramberg und Schramberg-Sulgen mit Wilfried Groh.

Die diesjährige Krippenfahrt führt am Vormittag nach Schramberg-Sulgen. In der Alten St-Laurentius-Kirche wird neben der Dauerausstellung von Krippen Albert Fehrenbachers auch die Sonderausstellung „Krippen im Wandel der Zeit“ besucht. Fehrenbacher begann mit dem Krippenbau in russischer Gefangenschaft 1944. Bei seiner Entlassung 1949 hat er sie aus dem Lager geschmuggelt. Nach Kriegsgefangenschaft und Genesung von schwerer Krankheit begann er, als ein Aufruf zu Frieden und Völkerverständigung, weitere Krippen zu bauen. Die Sonderausstellung zeigt drei Generationen Krippenbau Scheller. Sowohl Großvater und Vater wie auch Sohn Scheller haben sich dem Krippenbau verschrieben. Die alte Kirche selbst ist ein Juwel, denn sie wurde von Kunstmaler Prof. Albert Birkle 1932 neu ausgestaltet. Dabei setzte er in dem sechs Meter hohen Kreuzigungsfresko ungewöhnliche Farbakzente. Es gehört zu den bedeutendsten Werken dieser Art. Albert Birkle hat auch die Geislinger Kirche nach ihrem Neubau von 1927/28 ausgemalt. Vier Birkle-Ma-

donnenfenster werden in der zehn Gehminuten entfernten Marienkapelle besichtigt. Nach dem Mittagessen in der Gaststätte Kreuz geht es nach Schramberg zum dortigen Museum im Schloss, zu der Ausstellung der Krippensammlung der Stadt. Anschließend gibt es in der Fußgängerzone die Gelegenheit zum Kaffeetrinken, um schließlich noch die Krippen in der Heilig-Geist-Kirche und in der Kirche St. Maria zu besichtigen. Abfahrt in Albstadt-Ebingen, Busbahnhof 8 Uhr; Balingen, Stadthalle 8.20 Uhr. Umlage: 35 Euro für Fahrt, Eintritte und Führungen.

FEBRUAR

Mittwoch, 3. Februar 2016: Vortrag. Alattar Muhammad Taher und Kahlil Takrtti: Flucht aus Syrien und die Bewerbung um Asyl in Deutschland.

Was muss passieren, damit ein Mensch bereit ist, seine Familie zurückzulassen, seine Freunde, seine Arbeit, seine Sprache, seine gesamte Identität? Wie viele Bomben müssen fallen, wie viele Gebäude zerstört werden, wie viele Menschen geköpft? (Die Zeit v. 6.8.2015). Alattar Muhammad Taher und Kahlil Takrtti stammen beide aus der syrischen Hauptstadt Damaskus. Der gelernte Industrie-Elektrotechniker Alattar Muhammad Taher wurde im Jahr 2011 zur syrischen Armee eingezogen. Seine erste Flucht, Ende des Jahres 2012, führte ihn über die Türkei und Ägypten nach Libyen. Als aber auch dort der Bürgerkrieg wieder aufflammte, kehrte er in seine Heimat zurück. Im Oktober 2013 floh Muhammad Taher ein zweites Mal aus seiner Heimat. Wie so viele Flüchtlinge kam er in einem kleinen Rettungsboot über das Mittelmeer nach Europa. Er lebt nun bei uns ebenso wie Khalil Takrtti, der zwischen 1998 und 2006 an der Universität Wuppertal ein Chemiestudium absolvierte. Er kehrte nach Syrien zurück, doch wegen des Bürgerkriegs entschloss er sich zur Flucht über die syrisch-türkische Grenze, Griechenland, Mazedonien, Serbien, Ungarn und Österreich bis nach Deutschland. Die beiden Syrer werden über die Situation ihres Heimatlandes, über ihre gefährliche Flucht nach Deutschland und ihre Hoffnungen und Zukunftspläne berichten. 20 Uhr, Balingen, Landratsamt (Sitzungssaal), Hirschbergstr. 29, Eintritt frei.

Freitag, 19. Februar 2016: Pitt von Bebenburg. Deutschland ohne Ausländer. Ein Szenario. 20.00 Uhr, Balingen, Landratsamt Zollernalbkreis (Sitzungssaal), Hirschbergstraße 29, Eintritt frei.

STAMMTISCHE

Jeweils am ersten Mittwoch eines Monats trifft sich unter der Leitung von Dr. Peter Th. Lang der Ebinger Stammtisch um 15.00 Uhr im Café Wildt-Abt, Sonnenstr. 67, 72458 Albstadt-Ebingen: Tel.: 07431 4188.

Anmeldung zu den Veranstaltungen über den Geschäftsführer Hans Schöller, Johann-Strauß-Str. 4, 72461 Albstadt, Telefon 07432-6807. Email: anfrage@heimatkundliche-vereinigung.de oder hans@andreasschoeller.de sowie über unsere Homepage www.heimatkundliche-vereinigung.de.

Bei allen Veranstaltungen sind Gäste jederzeit herzlich willkommen.

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch
Am Stettberg 9
72336 Balingen

Dr. Hans Harter
Baumgartenstraße
77761 Schiltach

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Dr. Andreas Zekorn, Landratsamt Zollernalbkreis, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 92 11 45

Geschäftsführung:

Hans Schöller, Johann-Strauß-Straße 4, 72461 Albstadt, Telefon (0 74 32) 68 07
E-Mail: hans@andreasschoeller.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53